Ende gut — Alles gut.

Erfahrungen eines Seelenarztes am Krankenbette.

Nach dem Englischen des E. Price
bearbeitet von
R. v. B.

München.
Verlagseigenthum des katholischen Büchervereins.
1863.

Liebes Großmütterlein!

Aus Deinen Händen erhielt ich vor etlichen Jahren dieses Buch, welches ich Dir jetzt, in mein „geliebtes Deutsch“ übergetragen, wieder zurückgebe. Jedes von uns Beiden zählt viele theure Häupter, welche wir unterdessen zwar nicht „verloren“ haben, sondern die uns nur vorangegangen sind auf der Reise nach der Ewigkeit, auf dem Wege, der Allen bevorsteht. Möchte unseren noch lebenden Lieben ein gleich gutes Ende werden, auf daß wir uns dort wieder zusammenfinden, wo keine Trennung mehr ist!

Du aber bleibe mir mit Deiner mütterlich treuen Liebe gewogen, so lange wir noch auf dieser, an Thränen und Prüfungen reichen und oft nicht allzuschönen Welt wandern.

In herzinniger Ergebenheit

Dein

dankschuldiger Enkel

R. v. B.

Vorwort.

Ueber die Vortrefflichkeit dieses Buches, das im Original den Titel trägt: Sick calls, by the Rev. E. Price (London 1850) und welches in England zwei Auflagen erhielt, in Amerika nachgedruckt, bereits in mehrere andere Sprachen übersetzt wurde, also zum Lobe dieses Werkes etwas zu sagen, wäre hier überflüssig, wenn dasselbe bei uns bereits nach Gebühr bekannt und gewürdiget wäre. Der Verfasser, anfänglich ein aufgeklärter Anglicaner, kam auf weiten Wegen zum Katholicismus und beschloß als Priester sein eifriges, segensreiches Leben. Er hat unseres Wissens sonst nichts verfaßt, als etliche weitere Aufsätze im „Dolman Magazin", wo auch diese Erzählungen zuerst erschienen.

So ungekünstelt und einfach seine Schreibweise ist, so sieht man doch, daß der Autor derselben Nation angehört, die einen Hogarth und Garrick hatte. Die den Britten eigene, sichere Beobachtungsgabe und ihr feiner Humor hat sich ihm zur Seite gestellt; ich erinnere z. B. nur an die prächtigen Figuren der in Hilton's Grange vor den Pfarrer tretenden Deputation (S. 117 ff.). Der Verfasser ist aber auch ein gebildeter Mann, der gute Lebensart hat, Musik und Kunst wohlversteht (vgl. z. B. die reizende Erzählung S. 149 ff.); er ist mit einem Worte ein wahres Musterbild eines Klerikers.

Zwar könnten vielleicht einige zartfühlige Seelen, bei der Uebersicht der einzelnen Novellen, im voraus unnöthiger Weise erschrecken und schaudernd wünschen, daß Manches etwa weggeblieben sein dürfte. Doch gemach! Sollte ich, als der Uebersetzer, durch ein ängstlicheres Gefühl geleitet werden, als ein katholischer Priester, der sicherlich die Grenzen genau kannte, wie weit eine Schilderung sich erstrecken dürfe! Der Uebersetzer geht sogar weiter, er möchte wünschen, daß dieses

Buch in die Hände der zartbesaiteten Fräuleins, in die Hände jedes Mädchens und jedes braven Jünglings komme; er kann ihnen mit gutem Gewissen versprechen, daß ihr Gefühl nicht im geringsten verletzt oder beleidigt werde, im Gegentheile, daß sogar ein großer positiver Nutzen daraus zu schöpfen sei; denn was hievon erzählt ist, bildet nur eine Arabeske zu der göttlichen Lehre: „Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle", und „Wer anklopft, dem wird aufgethan!"

Der Uebersetzer hat nur eine Besorgniß, daß er hinter der fließenden Leichtigkeit und vollendeten Form seines Vorbildes weit zurückgeblieben. Das Buch war für ihn keine Fabrikarbeit, sondern eine liebe Beschäftigung, die zudem noch beweisen mag, was der Mensch in freien Augenblicken anfangen kann, wenn er sie gut zusammenhält. Einzelnes wurde ausgelassen, Anderes, was uns zu fremd erschienen wäre, den deutschen Verhältnissen angepaßt und nur die Einleitung zu Nro. V. hat unmittelbar nach unseren Erfahrungen einige Erweiterung erlitten.

Zum Schlusse habe ich keinen anderen Wunsch, als daß der Titel sich auch an Dir, lieber Leser! dereinst bewähren möge! Dann denkst Du wohl mit freundlicher Erinnerung an den

Uebersetzer.

I.
Der Freigeist.

Studire nur und raste nie,
Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen;
Das ist das Ende der Philosophie:
Zu wissen, daß wir glauben müssen.

Im Beginne des Frühjahres 1845 kam ich zuerst auf die Idee, diese Erinnerungen aus meinem Leben aufzuzeichnen. Durch Gottes Hilfe hatte ich eben die Schrecken eines langen und gefährlichen Fiebers überstanden: Wochen von Bewußtlosigkeit und die langweilige Hilflosigkeit der Reconvalescenz. In einem ruhigen Winkel der Küste von Sussex genoß ich die Gastfreundschaft desselben lieben und verehrungswürdigen Mannes, der mich vor dreiundzwanzig Jahren in die Kirche aufgenommen hatte. Die Seeluft stellte meine zerrüttete Gesundheit bald wieder her. Meine liebste Beschäftigung war Abends allein im glatten Sande zu wandeln, ich beobachtete die kleinen weißen Segel der Fischerboote, bis sie im fernen Horizont verschwanden, freute mich, den anmuthigen Flug der Seemöven zu schauen, die ihre weißen Schwingen in die wallenden Wogen tauchten; oder ich verfolgte mit

den Blicken die ziehenden purpurnen Schatten, welche in scheuer Flucht über die dunkle See eilten. Dann setzte ich meinen müden Körper wohl auf ein ragendes Felsstück, und lauschte aufmerksam der Brandung, die langsam aber unausbleiblich ihre Wege geht. Eingelullt von ihrer träumerischen Musik dachte ich gerne an vergangene Tage, an die verschiedenen seltsamen und traurigen Erfahrungen, denen ich begegnet war. Und dann stieg der schöne herrliche Mond herauf an der weit entfernten Linie, wo Himmel und See sich berühren, und warf in langen silbernen Streifen seinen Glanz über die dunkelblauen Wasser, und die blinkenden Sterne erschienen und funkelten am Firmamente; Alle verkündeten in ihrem beredten Schweigen die Glorie, die Majestät ihres allmächtigen Schöpfers.

An einem solchen Abende erinnerte ich mich an die folgende Geschichte. Eine Begebenheit um die andere gestaltete sich in meinem Gedächtnisse, bis das Ganze klar umschrieben dastand, als wäre es mir eben begegnet.

Vielleicht wird in diesen Tagen des Unglaubens Einer oder der Andere dieser Unglücklichen, der mit sorgenloser Thorheit oder bemitleidenswerther Vermessenheit die Wirksamkeit und Wahrheit der geoffenbarten Religion läugnet, oder sich in kalten Spott über ihre heilsame Kraft ergeht, und dem düsteren Wahne nachhängt, daß die Seele vernichtet werde — Mancher, welcher sagt, daß es kein Jenseits gebe und daß die Seele oder „das denkende Princip“ des Menschen, wie das liebe Vieh auf dem Felde zu Grunde gehe —

vielleicht wird Einem oder dem Anderen aus dieser unglücklichen Zahl, diese Erzählung unter die Augen kommen; möge er die Warnung nicht verachten; möchte er einmal seine nackte Glaubenslosigkeit ohne den gerühmten Schild und jene Rüstung von „Philosophie" im letzten feierlichen Todeskampfe sehen. Stelle dich einmal an das Todbett eines Menschen, der in seiner Thorheit behauptet, es gebe keinen Gott! und hast Du dann gesehen, wie eine unaussprechliche Furcht vor dem geläugneten Jenseits den Armen drängt und quält, so entscheide, ob der Unglaube in die Schlußscene der menschlichen Existenz Friede und Tröstung zu bringen im Stande sei! —

„Denken Sie also an den nächsten Donnerstag und vergessen Sie nicht" — sagte meine alte Freundin Frau von B . . . — „um sechs Uhr pünktlich da zu sein; es ist unser Hochzeitstag. Werden gelegentlich — setzte sie bei — meinen Vetter bei Tische finden. Ich wünsche aufrichtig, daß Sie seine Bekanntschaft machen. Er ist leider ein ganz ungläubiger Mensch; vielleicht könnten Sie einigen Einfluß auf ihn gewinnen, versuchen Sie und thun Sie, was Sie für ihn vermögen."

Der Donnerstag kam. Der Gemahl der Frau von B . . . war ein alter Bekannter von mir, wir waren in früher Jugend zusammen zur Schule gewesen, und eine warme Freundschaft hatte immer zwischen uns bestanden. Er und seine Frau waren vor einigen Jahren convertirt; ich hatte die Freude gehabt, sie in die Kirche aufzunehmen. Kinder hatten sie keine,

aber sie genossen im höchsten Grade häusliche Harmonie und Glück. —

Sie empfingen mich beim Eintritt in den Salon auf das Freundlichste. Zwei weitere Gäste kamen, dann der erwartete Vetter. Er war ein großer feiner Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, schmächtig, aber schön gebildet, mit bleichen aber gedankenvollen Zügen und prachtvoll hoher Stirne. Offenbar war er ein Mann von Geist, seine Stimme hatte einen sehr anziehenden und gewinnenden Ton, sein Lächeln einen melancholischen Anflug; mir dünkte, ich hätte nie einen so fesselnden und gefährlicheren Vertheidiger des Unglaubens gesehen. Als ich ihm vorgestellt wurde, folgten die üblichen Höflichkeitsbezeigungen; man besprach gewöhnliche Tagesgeschichten, bis gemeldet wurde, daß das Diner bereit sei.

Da wir einander gegenüber saßen, so konnte ich ihn ruhig beobachten. Das Diner verlief wie gewöhnlich. Nach der Wegnahme des Tischtuches, als in reizender Reihe Dessert und Weine aufgestellt wurden, nahm die Unterhaltung einen weiteren, ausgedehnten und fröhlichen Ton an; jedes Thema ward mehr oder minder berührt. Politik, die Verdienste des Premier, die letzte Effectrede im Parlament, O'Connell, Irland mit seinen langen Leiden, Gebrechen und vielen Vorzügen, der Dampf und seine erstaunliche Verwendung, Amerika, Frankreich und manch andere interessante Dinge kamen allgemach zur Rede und über Alles und Jedes sprach Herr H... der glaubenslose Vetter, treffend und gut. Er hatte die seltene Gabe, nie zu

sprechen um zu reden, was er sagte, war gut, aber gerade recht und nicht mehr als hinreichte, um Anderen die Sache klar zu machen.

Nach dem Kafe wurde ein wenig, aber ganz ausgezeichnet musicirt. Man spielte eines jener lieblichen Trio von Beethoven und zwar mit dem feinsten Gefühl und Verständniß. Unsere Hausfrau saß am Piano, ihr Mann spielte das Violoncell und ihr Vetter die Violine. Darauf folgte eines der schönsten Duett's von Pasiello für Violin und Piano. Herr H... war der beste Spieler, den ich je gehört habe. Sein Ton war rein und außerordentlich wohlklingend. In einem Adagio ergoß er reizende Klänge mit solch' klagender Melodie, so durchdringend und traurig, daß er jeden Hörer fast zu Thränen rührte. Sein Spiel zeigte ein tief von Kummer geprüftes Herz.

Die Unterhaltung nahm eine musikalische Wendung. Frau B... erwähnte gegen mich, daß ihr Vetter eine kostbare Sammlung alter Violinen habe, darauf bemerkte ich ihm, wie mir das eine große Freude bereiten würde, selbe zu sehen.

Lächeld nahm er das auf und sprach:

„Ich habe gehört, mein Herr, daß Sie, wie ich, ein großer Verehrer der Cremona sind, es freut mich, wenn Sie mich besuchen wollen, dann können Sie selbst urtheilen."

Wir bestimmten die Zeit; ich entfernte mich mit stillem Bedauern über diesen hochbegabten Mann, der des einzigen Trostes, der die Leiden und Sorgen des Lebens mildern kann, beraubt war — der Religion.

Am folgenden Morgen machte ich den versprochenen Besuch. Er wohnte in der Nachbarschaft von Bedford-square. Man wies mich in seine Bibliothek, welche mehrere tausend Bände enthielt, alle schön gebunden und in gutem Zustand. Nach wenigen Minuten kam er herein; ich fand mich sogleich ganz heimlich bei ihm. Unser Gespräch nahm eine literarische Wendung, indem er mir die Schätze seiner Bibliothek zeigte. Es war eine schier beneidenswerthe Sammlung. Aber in einem der mit Gitterwerk von Messing gesicherten und unter Schloß und Riegel verwahrten Schränke gewahrte ich zu meinem Kummer die fürchterliche Schaar der englischen und französischen Freigeisterei. Jedes Werk jener dämonischen Geister, welche sich das Christenthum zu untergraben bemühten, war da vorhanden. Wehe! wie viele Tausende leiden nun in der Hölle für diese Werke; welche fürchterliche Verantwortung werden diese unseligen Verfasser vor dem Richterstuhl Gottes für das Gift, welches sie ihren Nebenmenschen auf den Weg streuten, zu bestehen haben!

„Ich bemerke, Verehrtester — sagte Herr H... mit einem ernsten und höflichen Lächeln — daß diese Werke nicht alle nach ihrem Geschmacke sind. Aber ich werde das Vorurtheil keines Menschen beleidigen. Ich halte diese Bücher, wie Sie sehen, unter Schloß und Riegel und Niemand hat Zutritt außer mir allein. Aber kommen Sie, „ich habe einen stärkeren Magnet"*).

*) Aus Shakspeare's Hamlet.

für Sie: gehen wir in mein Musikzimmer, die Violinen zu prüfen."

Gerne folgte ich. Das Zimmer, in welchem er seine Instrumente hielt, war groß und getäfelt. Weder Vorhänge, noch Teppiche, noch Sopha, noch gepolsterte Stühle, welche den Schall hätten dämpfen können, waren da; es sah aus, wie ein Musikzimmer sein soll, in welchem jeder Ton in aller Reinheit und zu seinem besten Vortheil gehört werden kann.

Den Inhalt bildeten ein großes Piano, drei oder vier Musikpulte, einige Gestelle, auf welchen besondere Violinkästchen standen. Seine Violinen waren alle ausgezeichnet.

Zwei, eine Guarneri und eine Stradivari waren von unvergleichlicher Schönheit des Tones. Ich hörte sie mit wahrer Ehrerbietung. So manche Generationen haben diese zarten und gebrechlichen Cremoneser durchlebt. Wie viele Reiche wurden verloren und gewonnen, wie manche Dynastien wechselten, seit das gebrechliche und vergängliche Holz in Cremona zusammengefügt war; viele Tausende haben mit entzückter Aufmerksamkeit ihren schmelzenden Tönen gelauscht, und sind jetzt todt und vielleicht vergessen. Geheimnißvolle Tonwerkzeuge! die Kunst euch zu schaffen ist mit euerem Meister verloren. Industrie und Geschicklichkeit haben vergeblich euch nachzuahmen und wieder hervorzubringen versucht. Ihr steht, o Cremoneser, allein in euerem Ruhme!

Herr H... nahm eine der besten Violinen; die reinsten Melodien strömten unter seinem Bogen her-

vor, den er mit unglaublicher Leichtigkeit und Präcision führte; die weitesten Intervalle und Cadenzen behandelte er mit erstaunlicher Gewandtheit und erschöpfte mit wenigen Strichen die ganze Reihe von Accorden, welche auf dem Instrumente möglich waren. Dann schien sein Geist geändert; wie eine traurige Vision zog's vorüber, eine Art schauriger Wuth, als erinnere er sich eines erlittenen Unrechtes, schien ihn zu ergreifen, bleich machende Töne, schmerzenerregende Accorde schallten von den aufgeregten Saiten — bis ich für das unglückliche Wesen, welches ich vor mir sah und hörte, zitterte. Dann spielte er das Nel cor più*), welchem er einen so klagenden und betrübten Ton einhauchte, daß das Herz dabei zerrissen wurde. Darunter waren Töne gemischt, welche der tiefsten Qual eines gebrochenen Herzens entrungen schienen. Dann endete er mit einem leichten und gefälligen Rondo.

Die losgelassenen Töne fielen in einem Silberschauer**) und ließen mich athemlos vor Bewunderung und Wonne. Seine Violine schien ein Theil von ihm selbst; mit ihr, schien es, konnte er am besten die Zustände seines Gemüthes schildern. Hätte er aus seinem Spiel einen Beruf gemacht, er würde mit Paganini rivalisirt haben. Er endete, erschöpft von diesen Anstrengungen.

„Selten finde ich Jemand — sagte er — welcher

*) Eine italienische Arie.

**) Stelle aus einem Shakspeare'schen Drama.

die Vorzüge der Violine zu würdigen versteht. Wunderbar sind sie in der That und wer kann die Ausdehnung ihrer Gränzen bestimmen? Für das gewöhnliche unachtsame Auge ist sie nur eine Fiedel, aber wer hat je Paganini gehört und bildete sich nicht beinahe ein, daß seine Geige eine Seele habe? Und du, — sagte er, seine Cremoneserin anredend — meine gute, alte Gespielin, du wirst mich vielleicht lange überleben, deine melodischen Töne werden gehört, werden, die Pulse Anderer beleben, wenn ich nicht mehr sein werde, wenn dieses empfindende, denkende Princip, durch welches ich existire, vernichtet sein wird und rasten wird im ewigen Schlafe des Todes."

„Mein theurer Herr — erwiderte ich — sind Sie ganz sicher, sind Sie ganz überzeugt, daß dieses das Ende Ihrer irdischen Laufbahn?"

„Ganz gewiß — versetzte er — seit langer Zeit, durch angestrengtes Studium, durch tiefes und reifliches Nachdenken, kam ich zur ruhigen und triftigen Ueberzeugung, daß es kein Jenseits gibt."

Einen Augenblick lang sann ich auf die beste Methode, einer so gefährlichen geistigen Krankheit entgegen zu treten, ich bedachte die große Gewalt dessen, was man den Stolz der Intelligenz nennt und beschloß anfänglich alle und jede Collision mit metaphysischen Einwürfen zu meiden; ich hätte sie wohl zu wiederlegen vermocht, sah aber voraus, daß er für die Wahrheit noch zu befangen war. Diese Gedanken blitzen mir schnell durch den Sinn und ich beschloß einen ganz entgegengesetzten wirksamen Plan zu verfolgen, wie

mich meine Erfahrung in diesen und anderen Fällen gelehrt hatte.

„Erlauben Sie mir — sagte ich — hat diese Ueberzeugung beigetragen, Ihr Glück zu befördern?“

„Glück — rief er aus mit einem geisterhaften Lächeln — das Glück ist lange aus diesem verwundeten Herzen geflohen. Ich suche nicht länger nach Glück. Es ist eine Täuschung, ein Traum, auf welchen nur ein elendes Erwachen folgt! Aber — lassen wir das, mein Herr! ich muß mich über meine heftige Aeußerung entschuldigen, sie entwischte mir, ich weiß nicht wie. Ich bin immer sehr sorgfältig, nicht anzugreifen, was ich für die Vorurtheile Anderer halte. — Ich habe meinen Weg gewählt; es mag nicht der beste sein — je nun; aber so wie es ist, habe ich mich zufrieden gegeben.“

„Aber Sie werden mit diesem Bekenntniße nicht sterben mögen? Ich habe einige Hunderte auf dem Todbett gesehen und oft war ich Zeuge von außerordentlichen Veränderungen im Geist und Herzen der Menschen bei der letzten Stunde ihrer Auflösung. Ich habe nie erfahren, daß Einer, wie gedankenlos er auch gelebt habe, nicht eine innere Ueberzeugung trug, daß denn doch wirklich ein Jenseits ist, und daß er dem Gott, der ihn erschaffen, eine strenge Rechenschaft zu geben habe.“

„Hierüber zu reden ist unnütz,“ sagte er. „Ich stehe fest gegen alle Ueberzeugung, und was den Tod betrifft — gerne wollte ich mich niederlegen und sterben! Ich habe alle die Freuden des Lebens gekostet

und ihre Leerheit, ihre Täuschung erfahren! Toll versenkte ich mich in das sogenannte Vergnügen, es fiel bald ab an meinen ermüdeten Sinnen; ich versuchte Literatur, Wissenschaft, Reisen, dachte bei einem Wechsel der Scene die unerträgliche Bürde des Lebens zu mindern, aber ach! Alles umsonst. Ich suchte Freundschaft — wurde enttäuscht und betrogen. Macht nichts. Ich glaube, daß ich leben muß, und so schleppe ich mich denn mit dem verhaßten Leben. Mein Stolz verbietet es, ich wäre feige, wollte ich durch eine That ihm entsagen."

Da meine Zeit beschränkt war, so ging mein erster Besuch bald zu Ende. Er ersuchte mich ernstlich, bald wieder zu kommen und fügte hinzu, daß, obgleich wir in religiösen Ansichten verschieden, er doch großes Vergnügen an meinem Umgang habe.

Ich verließ ihn betrübten Herzens, sah ich ja so viele schöne Gaben, so edle Eigenschaften im Grabe des Unglaubens verschlossen. Im Herzen des Ungläubigen gibt es keine andere Freude, als, die geruchlosen Blumen gleicht, welche man zur Unterhaltung zerpflückt; keine Leidenschaft, außer jener, welche mit Geisteszerrüttung und Liederlichkeit verwandt ist; kein kühlendes Heilmittel für die Seele, sondern die verdammte Dosis von Muth, Theilnahmslosigkeit und Verzweiflung. Wenn auch das Aeußere eines Ungläubigen ruhig und leidenlos scheinen mag, im Innern ist doch ein verwundetes und verwelktes Herz.

Aber ich verzweifelte nicht an seiner Bekehrung und empfahl ihn eifrig der unbegränzten Gnade Gottes. —

Eines Tages, als ich der Reihe nach meine Krankenbesuche machte, begegnete ich ihm unverhofft in der Dachstube eines armen irischen Schneiders, welcher langsam von einer langen Krankheit genas. Der arme Mensch hatte eine große Familie, welche noch zu jung war, als daß sie ihm hätte helfen können. Er war mit dem Hauszins in Rückstand, dazu kam, was seine Unruhe noch vermehrte, daß sein Clubb, für eine geringe Uebertretung der Satzungen, auch den kleinen wöchentlichen Beitrag eingestellt hatte.

Herr H... hatte zufällig von diesem Jammer gehört und eilte, wie der gute Samaritan, ihn zu erleichtern. Er hatte den Rückstand bezahlt, anständig für ihren gegenwärtigen Unterhalt gegeben und, was besser als Alles war, dem Manne Beschäftigung in Aussicht gestellt, wenn er seine Gesundheit wieder erlangt habe. Im vollen Erguß ihres Gefühles dankten ihm gerade Beide, Mann und Weib, als ich eintrat und sein Entrinnen verhinderte, was er dessenungeachtet sogleich ausführte. Ich erfuhr darauf von dem armen Schneider, daß dieser Herr fast Unglaubliches thue, daß er einen schönen Theil seines großen Einkommens in aller Stille zu Werken christlicher Liebe verwenden mußte, und daß darob viele alte Wittwen und andere arme Personen, welche er wohlwollend vor der kalten Liebe der Armenbeschäftigungs-Anstalt bewahrte, für ihm Tag und Nacht beteten. Ich hatte bereits früher dunkel von dem „guten Herrn" gehört, dessen Namen man nicht erfahren konnte. Er war der Mann.

Verschiedene andere Beispiele seiner edlen Großmuth und außerordentlichen Herzensgüte kamen kurz nachher zu meiner Kenntniß und machten mich eifriger als je, seine Bekehrung zu versuchen. Aber jeder Plan, wie scharfsinnig er auch angelegt war, mißglückte stets. Er behauptete immer eine ernste und strenge Zurückhaltung, und leitete augenblicklich, wenn Religiöses berührt wurde, den Fluß der Unterhaltung in ein anderes Bett. Doch ich verzweifelte nicht.

Eines Morgens machte ich meinen Besuch zur gewöhnlichen Zeit. Der Bediente sagte mir, daß sein Herr sehr krank sei und Niemand vorgelassen werden könne. Ich sprach meine Theilnahme aus und fragte, wie lange er unwohl sei, denn es war länger als eine Woche, seit ich ihn nicht mehr gesehen hatte.

„Ach ja — seufzte der Mann — mein Herr ging in der vergangenen Nacht ganz wohl aus, kehrte aber sehr übel heim. Er kam kaum aus dem Wagen. Und was noch schlimmer ist, Herr, er ging dann die ganze Nacht in der Bibliothek auf und ab, ohne sich zu Bette zu legen. Die Haushälterin ging diesen Morgen weinend zu ihm und bat ihn, den Arzt rufen zu lassen, aber er will nicht."

Der gute Bursche hatte eine Thräne im Auge, welche zeigte, daß er ein dankbares Gemüth und einen gütigen Herrn hatte.

Ich ließ meine Karte zurück.

Kaum war ich eine Stunde zu Hause, so empfing ich folgendes Billet:

„Theurer Herr! Kommen Sie doch, bei Allem was Sie heilig halten, unverzüglich zu mir.

Ihr F. H."

Ich machte mich augenblicklich auf und fand ihn in der größten Traurigkeit und Seelenangst auf dem Sopha. Seine Tante, Frau B..., war bei ihm und bemühte sich umsonst, ihn zu trösten. Stillschweigend drückte er meine Hand, sah mich mit seinen blutunterlaufenen Augen scharf an und brach in Thränen aus. Ich selbst war nicht wenig überrascht, einen starken Geist so zerschmettert zu finden.

„Sprechen Sie jetzt nicht zu mir — preßte er heraus — oder ich muß des Erstickens sterben; wo ist nun meine gerühmte Philosophie — sie ist in Staub gedemüthigt."

Er schwieg einige Minuten, dann sammelte er sich wieder.

„Ich schäme mich, daß Sie Zeuge einer solchen Bewegung sind, die Ihnen unmännlich erscheinen mag, Sie werden dieselbe aber kaum tadeln, wenn Sie den Grund kennen. Setzen Sie sich, mein Herr, und hören Sie so geduldig wie möglich die Erzählung eines herzzergrämten Mannes. Ich bedarf, was mich für Ihre hastige Vorladung entschuldigen mag, Ihrer Hilfe in einem Werk der Liebe. — Um meine jetzige Lage zu fassen, ist es nöthig, Ihnen eine Skizze meines früheren Lebens zu geben.

„Es ist zwanzig Jahre her, daß ich nach Eton kam. Mein Eintritt daselbst ist viel Schuld an meinem späteren Unglück. Ich schloß warme Freundschaft mit

dem jungen C..., welcher der Stolz der Schule war. Er saß drei Bänke vor mir und war vier Jahre älter als ich. Ein wahrer Atleth, fein gebaut, unser bester Ballschläger, führte er auch das Ruder bei allen unseren Wetten und war der Schrecken aller Bootbesitzer in der ganzen Nachbarschaft. Unzertrennlich hielten wir zusammen, bis er nach Oxford ging; im Laufe der Zeit kam ich ihm nach. Dort war er allgemein beliebt; wir begannen eine warme und, was mich betrifft, verhängnißvolle Freundschaft. Obschon noch jung, war er bereits ein erklärter Freidenker und sparte weder Mühe noch Zeit, seinen Genossen diese Ansichten beizubringen. Fest gegen jeden Angriff hielt ich lange aus und stritt, wie mir dünkte, mit Erfolg gegen jeden verderblichen Spott, den er aus Hobbes und Voltaire anführte. Ich war als strenger Protestant und Glied der englischen Kirche auferzogen und wußte wohl, welchen Schmerz es meiner Mutter verursachen würde, sollte sie hören, daß ihr Sohn aufgeklärt geworden.

„Da mein C... aber fand, daß er mit bloßem Disputiren nichts bewirkte, versuchte er die verführerischen Künste des Vergnügens. Hier, ach! hatte er nun glücklichern Erfolg.

„Ich sehe jetzt mit bitterem Bedauern auf die ruhigen und unschuldigen Tage meiner Jugend zurück, als ich noch den freundlichen und liebevollen Warnungen meiner Mutter folgte. Damals gab mir die Religion, obwohl ich jetzt weiß, daß sie ein Trug und eine Täuschung ist, noch unaussprechliches Glück. Aber

Bedauern ist unnütz. — Anfänglich stand ich, wie ein furchtsamer Schwimmer, an dem Bord des Verderbens, aber bald tauchte ich tief unter. Trunk und Schwelgerei verzehrten meine Nächte, die Tage vergingen in matter, fieberhafter Erschöpfung, um nur von dem infernalen Kreis der nächtlichen Excesse erleichtert zu sein. Endlich, nach einer langen Reihenfolge selbstmörderischen Uebermaßes ward ich niedergestreckt — die menschliche Natur konnte mehr nicht ertragen. Ein delirium tremens legte seine dürre Hand sichtbar in mein fieberndes Gehirn. Meine kräftige Constitution allein riß mich durch, aber wochenlang lag ich hilflos wie ein Kind. Nimmer werde ich die geistigen Schrecken vergessen, welche ich in meiner langsamen Wiederherstellung erlitt. Die Furcht vor folgender Strafe umgab mich Tag und Nacht. Ich fühlte einen ängstlichen Kummer über meine früher verübte Thorheit und machte manche Gelübde auf Besserung.

Während der ganzen Vacanz lag ich darnieder. Kein Mensch kam in meine Nähe außer dem Aufwärter und Doctor — ich hatte Zeit zum Nachdenken. Das Semester begann und mit ihm kamen die starken Männer, meine früheren Genossen im Verbrechen. Der Erste, welcher mich von diesen besuchte, war C... Wie war ich erfreut ihn zu sehen, da ich mich so einsam und elend fühlte. Ich erzählte ihm die ausgestandenen Schrecknisse und wie mich nichts mehr auf die früheren Wege zurückzubringen vermöge. Er aber lachte lustig über meine Besorgnisse, spottete mit der bissigsten Ironie über die angeblichen Phantome eines

geschwächten Kopfes und setzte hinzu, ich würde selbst darüber lachen, wenn ich erst wieder auf die Beine gekommen wäre. Nebenbei, alter Freund, sagte er ernstlich — würde ich Dir rathen, ein wenig inne zu halten, gar keine Natur könnte das aushalten, wie Du das Alles getrieben.

„Nun — ich erholte mich und obwohl ich mir keinen besonderen Zwang anthat, war ich doch für meine Gesundheit besorgt. Aber meine guten Entschlüsse gingen bald wieder in den Wind. Als ich systematisch tiefer in das Laster fiel, schwand jeder frühere religiöse Eindruck, den die gütige Mutter bei mir so zärtlich gepflegt hatte, stufenweise aus meinem Gemüthe. Der Gedanke an eine Ewigkeit wurde mir so verhaßt, daß ich mit wüthendem Eifer jede Erinnerung daran abzustreifen strebte. Mein Mentor im Uebel war bald überaus zufrieden mit dem Erfolg, mich ihm gleich zu machen. Er war der Vorstand eines Freidenkerclubbs und ich ward eingeschrieben als ein Verbündeter. Allwochentlich kamen wir auf dem Zimmer eines Anderen zusammen und die alten orthodoxen Herren dachten gar nicht, welch ein Nest von Hornissen sie im Herzen von Alt-Oxford hegten.“

„Nun fühlte ich mehr Ruhe. Ich hatte weder Furcht noch Hoffnung, mein Gemüth zu beunruhigen oder zu stören. Die Gegenwart war mein einziges Leben und dieses beschloß ich auf's äußerste zu genießen. Meine frühere Rohheit ekelte mich an, ich verwarf die Schwelgereien und wurde ein Epicuräer in meinen Freuden und Genüssen. Damals war es, daß ich

mich ganz mit Leidenschaft der Musik ergab, für die ich immer eine große Neigung hatte. Ich verließ Oxford und ging drei Jahre in Begleitung meines C... auf Reisen. Wir beschränkten uns nicht auf die gewöhnlichen Wege, sondern durchsuchten die Schätze des Morgenlandes."

„Kurze Zeit nach meiner Rückkehr heirathete ich. Anfänglich berauschte mich das Glück. Meine Frau war außerordentlich schön, wir waren auf's innigste einander zugethan. Unser Geschmack stimmte harmonisch zusammen. Dann beging ich, was ich nun für den größten schändlichsten Irrthum meines Lebens halte. Meine Frau war eine Katholikin; ich gestattete ihr erst die freie Ausübung ihres Glaubens und hütete mich, einen Zweifel auszusprechen und in ihrer Gegenwart ein Wort gegen das Christenthum fallen zu lassen. Als ich mit ihr über ein Jahr verheirathet war, packte mich aber ein unwiderstehliches Vergnügen, ihr Vertrauen auf Gott und die Religion zu erschüttern. Darin, was ich jetzt für eine teuflische Eingebung halte, unterstützte mich C... eifrig. Unser Operationsplan wurde entworfen, — und mit außerordentlichem Tacte ausgeführt. Wie durch das beständige Tropfen des Wassers auf den Stein, so ward ein langsamer, aber nachhaltiger Eindruck bewirkt. Sie begann indifferent erst zu werden und dann ihre Religion ganz zu vernachlässigen. So weit hatten wir Erfolg, aber nicht weiter. Wir fanden ein weibliches Herz, weibliche Vorstellungskraft und eigenthümliche Empfänglichkeit für Religion, ein Ding, schwerer zu behandeln, als

wir erwartet hatten. Wir konnten sie nicht zur Freidenkerin bringen, aber unruhig und unglücklich machten wir sie. Ich dachte sogar bisweilen, daß ihre Neigung zu mir sich geändert hätte. Der Gedanke war unerträglich, war Wahnsinn. C... hielt sich beständig bei mir auf Besuch. Im trügerischen Wahn hielt ich ihn fest für einen Freund. Eines Tags kam ein Brief aus Devonshire und brachte die Kunde von der plötzlichen Krankheit und dem bevorstehenden Tod meines Oheim, Sir J... D... Er war ein alter Offizier, für seinen Heldenmuth geadelt, der zärtlich an mir hing. Sein Arzt hatte geschrieben und drängte, mich unverzüglich aufzumachen, wenn ich meinen Oheim noch am Leben finden wollte. Den Brief las ich gerade meiner Frau vor, als C... eintrat. Ich theilte ihm den Inhalt mit."

„Gehen Sie, mein theurer Freund, sagte C..., Sie haben keine Zeit zu verlieren, und ich hoffe, Ihre Frau wird bis zu Ihrer Zurückkunft ihr gutes Aussehen wieder bekommen haben."

„Sie war etwas leidend und unpäßlich."

„Ich zog die Glocke, hieß meinem Kammerdiener einzupacken, ließ Pferde bestellen, um in einer Stunde abzureisen."

„Mit C... hatte ich eine kurze Unterredung in meinem Ankleidezimmer. Sein Herz schien voll der besten Freundschaft gegen mich und meine Frau."

„Ich bin besorgt — sagte er — Ihre Frau war kürzlich zu traurig; sie scheint ihren ganzen lichten Geist verloren zu haben. Bitte, schreiben Sie ihr oft

und schreiben Sie freundlich. Wenn ich während Ihrer Abwesenheit, die, wie ich hoffe, nicht zu lange dauern wird, mich dienstbar erweisen kann, so können Sie über mich verfügen. Ich habe ohnehin nichts zu thun."

„Ich dankte ihm innig, bat ihn, nachzusehen so oft er könnte, und die Privilegien eines alten Freundes während meiner Abwesenheit zu gebrauchen. Der Abschied von meiner Frau war schmerzlich. Wir hatten uns bis jetzt noch nie getrennt. Sie hing an mir, mich immer und wieder umarmend und zerfloß in Thränen, als ich ihr Lebewohl bot. Ich hatte sie nie so heiß geliebt, als in diesem Augenblicke und wäre bereitwillig gestorben, ihr einen kleinen Dienst zu erweisen. Die Nacht hindurch reiste ich so schnell, als mich vier flüchtige Pferde weiter bringen konnten. Als ich am nächsten Nachmittage auf dem Sitz meines Oheim ankam, fand ich zu meiner größten Freude, daß er sich unerwartet gebessert hatte und trotz seiner außerordentlichen Schwäche, keine augenblickliche Gefahr zu besorgen war. Meine Unterredung mit ihm, als man ihn auf meinen Empfang vorbereitet hatte, war voll Zärtlichkeit und Liebe. Der schöne alte Mann saß aufgerichtet in seinen Kissen, sein weißes Haar wallte auf seine Schultern, sein Antlitz war bleich und abgezehrt von schwerer Krankheit, aber überstrahlt mit einem Gefühl von Glück und ehrerbietiger Ergebung; sein dunkles, geistvolles Auge glänzte in Wonne, als er meine Finger in seinen dünnen, abgemagerten Händen preßte und mir sagte, wie überaus froh er war, mich zu sehen."

„Ich dachte, Friedel, es wäre aus mit mir, daß ich Dich nimmer sehen würde. Aber Dank sei Gott und seiner unendlichen Güte, ich habe noch ein wenig Zeit zugekriegt, um mich für den Himmel besser vorzubereiten. Und kannst Du bei mir bleiben, theurer Knab', bis ich abgegangen? Es wird bald, sehr bald geschehen, denn, obschon ich viel besser bin als gestern, so gibt mir doch mein sinkendes Herz das gewisse Gefühl, daß ich bald sterben muß."

„Ich versprach, so gut es mein Kummer erlaubte, daß keine andere Hand, als die meine, ihm die Augen schließen werde."

„In der täglichen Erwartung seines Todes lebte er sieben Wochen länger. Während dieser Zeit schrieb ich sehr häufig an meine Frau und erhielt die herzlichsten Antworten. — Die letzte Stunde meines Oheims nahte. Ich beneidete ihn um seinen Tod; er war der eines wirklich guten Mannes und ich fühlte, daß die Religion, obschon ich sie damals für betrügerisch hielt und noch dafür halte, doch eine wunderbare Kraft, den letzten Kampf auf einem Sterbelager zu mildern, haben müsse. An Emilie hatte ich die Todesanzeige geschrieben und daß ich seine Besitzungen angetreten. In einigen der letzten Briefe war mir aufgefallen, daß ihr Ton etwas erkaltet, aber die Angst und Eile, in der ich mich befand, ließen mir keine Zeit zum Denken. Seither hatte ich keine Antwort mehr erhalten, ich schrieb wieder, aber keine Antwort kam. In furchtbarer Seelenangst bildete ich mir ein, sie sei krank, machte mir tausend Sorgen, die mir den Schlaf der

Nacht benahmen. Die Ungewißheit konnte ich nicht länger ertragen. Am Abend des Leichenbegängnisses, als Alles vorbei war, die Gäste entlassen und dem Verwalter die letzten Aufträge gegeben, warf ich mich in den Wagen und flog in größter Eile nach London.

Es war Mitternacht, als ich ankam — kein Licht im Hause. Emilie, dachte ich, hat sich zur Ruhe zurückgezogen; armer Schatz! ich hoffe, sie ist nicht krank — wie überrascht wird sie sein, mich zu sehen. Meine Briefe gingen sicherlich verloren.

Mein Diener donnerte vergeblich an das Thor. Ich fühlte mein Herz vor Angst pochen. Endlich ward geöffnet, ich eilte hinein und fand Madame Jones, die Beschließerin und zwei andere von der Dienerschaft, in der Einfahrt, sie waren bleich, zitternd und nur halb bekleidet, als wären sie hastig von ihrem Lager gesprungen.

„Madame, rief ich aus und die Bewegung hemmte meine Aufregung, was macht meine Frau? ist sie krank? ist sie todt? Ich schrie beinahe, packte sie beim Arm, als sie mit der Antwort zögerte: „Weib, sag' mir das augenblicklich, oder ich werde verrückt!"

„O Herr! — sagte sie heftig weinend — fragen Sie mich nicht weiter, ich möchte eher sterben, als Ihnen erzählen."

Ein erstarrender Schreck schauerte durch meine Adern. Einige Secunden stand ich in einem träumerischen Zustande, die weit offenen Augen auf das Weib gerichtet.

Endlich fand meine Zunge, die mir am Gaumen

klebte, wieder Laute: „Folgen Sie mir in die Bibliothek.“ Wir traten ein.

Ich wiederholte meine Frage. Sie fiel auf ihre Knie, die Thränen strömten von ihren alten Wangen, sie rang ihre Hände in trostlosem Jammer.

„Weib — frug ich wieder — wo ist meine Frau?“ — „O mein theurer Herr — sagte sie — tragen Sie mit Stärke, was ich Ihnen sagen werde, ertragen Sie es wie ein Mann. Ich wagte vor Ihrer Abreise keinen Verdacht zu äußern. Jetzt sind wir überzeugt. Ihre unglückliche Frau entfloh vergangene Nacht mit Ihrem angeblichen Freunde C...

„Entfloh“ — rief ich aus, oder schrie es vielmehr, von unaussprechlichem Schmerz gequält — ein plötzlicher Lichtstrahl blitzte mir vor den Augen — wie Donner schlug es an mein Ohr — ich stürzte vernichtet zusammen.

Was weiter vorging — ich weiß es nicht. Es begann ein langer und schauerlicher Traum, von unsäglichen Schrecknissen begleitet. Verzweifelte Visionen, nicht irdischer Natur, hielten Monate lang meine Sinne gefangen. Endlich gewann ich wieder ein dunkles Bewußtsein meiner Existenz — in der Zelle eines Irrenhauses! Händ' und Füße waren gefesselt, mein dunkles und bleiernes Auge starrte mit Gefühllosigkeit auf die weiß getünchte Wand und das schmale Licht des zehn Fuß über dem Boden befindlichen Fensters.

Ich blieb, so denke ich, wahrscheinlich eine Stunde sinnend über meine seltsame Lage und verwundert, was das Alles bedeute — mein verwirrtes Gehirn

verwickelte sich, um meine Identität zu beweisen, und daß nicht Alles ein Traum war — als die Zellenthüre langsam aufging und zwei Männer eintraten. Einer war offenbar ein gebildeter Herr, den anderen hielt ich für einen Begleiter oder gar für meinen Gefangenwärter. Welch' ein Verbrechen hatte ich begangen, um so eingeschlossen zu sein?

Der Herr, welcher ein gütiges und wohlwollendes Aussehen hatte, näherte sich der Seite meines rauhen Lagers, auf welchem ich gefesselt war, fühlte meinen Puls, legte seine Hand auf meine Stirne, als wollte er ihre Temparatur prüfen und warf einen Blick des Erstaunens und Vergnügens auf den Begleiter.

„Wo bin ich, mein Herr?" fragte ich.

„Still, mein Theurer — sagte er — sprechen Sie jetzt nicht; Sie lagen sehr krank, werden aber bald besser werden. Sie befinden sich unter Freunden. James, löse die Binden."

Sie wurden mir augenblicklich mit großer Sorgfalt und Zartheit beseitigt. Man gab mir einen künstlichen Trank und bald sank ich in einen tiefen Schlaf, der, wie man mir nachmals sagte, mehr als zwanzig Stunden dauerte. Ich erwachte sehr erquickt und mein Verstand war etwas klarer als früher.

Von Tag zu Tag, als ich wieder zu Kräften kam, machte sich die schreckliche Geschichte meines Irrsinnes von selbst begreiflich, wurde meinem Gedächtniß deutlicher, bis das Ganze auf mich einbrach wie eine überwältigende Lawine. Ich rang gegen den wiederkehrenden Wahnsinn, ich kämpfte gegen Verzweiflung

und Selbstmord, ich richtete jede meiner Fähigkeiten auf Rache, ich brütete über das erlittene Unrecht nach, bis jede Faser meines Körpers von dem unersättlichen Wunsch nach Rache gespannt war. Mein Glück war erdrückt und versengt — ich lebte allein für Widervergeltung — ich wollte den Schurken verfolgen bis zu den äußersten Gränzen der Erde und gelobte seinen Untergang. Es ist fast unglaublich, aber meine körperliche Gesundheit gedieh unter diesem brennenden Wunsch nach Rache. Nach einem Monat entließen sie mich, ich galt für genesen und völlig geheilt.

Sogleich hielt ich nach jeder Richtung Nachfrage. Einige Monate war Alles vergeblich, man hatte die Spur bis nach Paris, aber dann war sie verloren. Ich eilte nach Paris, entschlossen, die ganze Stadt zu durchsuchen, bis ich ihn fände. Ich nahm die Polizei zu Hilfe, besoldete besondere Späher, aber ein ganzer Monat verging ohne Kunde; ich besuchte jeden öffentlichen Versammlungsort, aber ohne Erfolg.

Wie verfluchte ich nun meine Tollheit, selbst den Namen der Freundschaft, seit ich so verrathen ward! Wie bitterlich beklagte ich die hinterlistigen Künste, die ich angewendet hatte, meine Frau von ihrem Glauben abzuwenden. Ihre Religion wäre ihr bester Schutz gewesen, hätte ich nicht wie eine giftige Schlange ihren Frieden erschüttert. Ich fühlte, daß ich der Urheber ihres Untergangs war, aber wehe über ihn, der meine Ehre zerstört, mein Glück und Frieden unter die Füße getreten hatte! Und es war mein

Freund, den ich für die Seele meiner Ehre hielt, und den ich in meiner Thorheit mit jedem Band von Dankbarkeit an mich gefesselt glaubte! Denn als seine Mittel durch Verluste am Spieltisch geschwunden waren, versah ich ihn mit mehreren Tausenden und warf seinen Schuldschein in's Feuer. Meine Börse, mein Haus, mein Herz waren sein — und doch! wie teuflisch hatte er mich betrogen.

Eines Morgens kam der Portier der Wohnung zu mir an das Bett und sagte, ein Polizeiagent wünsche mich augenblicklich zu sprechen. Er brachte mir willkommene Neuigkeiten und wurde wohl belohnt. In der vergangenen Nacht hatte er durch einen Courier sichere Kundschaft erhalten, daß sie sich in Florenz unter angenommenen Namen aufhielten.

Mein Paß war bereit und unterzeichnet vor eilf Uhr — und um zwölf Uhr desselben Morgens eilte ich auf den Flügeln der Rache nach Florenz.

Ich will Ihnen die Einzelnheiten einer fast zwölfmonatlichen Jagd nach diesem elenden Paar fast durch jeden Staat in Europa, ersparen. Mit der Ausdauer eines Bluthundes verlor ich selten die Spur, welche ich verfolgte, aber der Zufall war mir ungünstig. Einmal, zu Baden-Baden hätte ich ihn fast erreicht — er war aufgebrochen, nachdem er eine sehr beträchtliche Summe am Spieltisch verloren hatte. Ich kam Abends, erhielt Kunde von ihm und hätte mein Wild zu Tode gejagt, wäre nicht mein Wagen, von der ungestümen Hetze umgestürzt; nun zwangen mich schwere Beschädigungen in einem elenden deutschen Wirthshaus zu

bleiben, mein Schicksal verfluchend und wüthend über die Verzögerung.

Die Spur war verloren und nicht mehr zu finden. Noch mehr als zwei Jahre wanderte ich im hoffnungslosen Elend, aber es half nichts, sie kamen nimmer zum Vorschein. Endlich, ermüdet an Leib und Geist, kehrte ich mit gebrochenen Schwingen nach England zurück.

„Meine Muhme, Frau B..., in deren Hause wir uns zuerst trafen, war sehr gütig gegen mich, ohne sie wäre ich schon längst am gebrochenen Herzen gestorben.“

Hier unterbrach er sich erschöpft, trank etwas Wein mit Wasser und fuhr fort:

„Ich komme nun zu einem Ereigniß, das ich absichtlich bis jetzt verspart habe. Der Verwalter meines Landgutes ist hier in der Stadt. Ich ging vergangene Nacht zu ihm, um wegen der Erneuerung einer Pacht Anweisungen zu geben, und da ich Tags über noch keine Bewegung gemacht hatte, zog ich es vor, nach Hause zu gehen. Ich verließ ihn gegen 11 Uhr. Die Nacht war bitter kalt. Ein nasser Schnee war gefallen, kaum ein Fußgänger fand sich in den verlassenen Straßen und ich zog meinen Mantel bis zum Mund, die Nachtluft abzuhalten.

Indem ich einen Weg in die entfernteren Theile der Stadt einschlug, gewahrte ich ein armselig gekleidetes Weib, welche matten und müden Schrittes gegen mich kam. Ich nahm eine halbe Krone in die Hand, da sie ihrer Schwäche nach Mangel, an Nahrung

zu leiden oder krank zu sein schien. Bevor ich ihr das Geld geben konnte, hatte sie mich schon in demüthigster Bittweise um Almosen angesprochen. Der Ton dieser Stimme, wenn auch nur ein leises Flüstern, traf an mein Herz wie ein eisiger Stoß. Ich glaubte mich dessen zu erinnern, ein schrecklicher Gedanke, es konnte nicht sein — aber als ich das Geld in ihre kalte zitternde Hand legte, starrte ich ihr fest in's Antlitz, ihre Augen waren niedergeschlagen, sie begegneten den meinen nicht. Die Linien des Gesichtes waren dieselben, aber, in Ausdruck, in Schönheit, wie geändert! — Sie war meine Frau!

Einige Secunden lang war ich betäubt, gelähmt. Sie hatte mich schnell verlassen, glücklicher Weise ohne mich zu erkennen. Aber der Bösewicht mußte in der Nähe sein; vielleicht hatte sie für ihn in den offenen Straßen gebettelt. Ich folgte ihr mit geräuschlosen Tritten, wie der Tiger seinem Opfer, bevor er den letzten Sprung macht. Mit schwachen Schritten schlich sie gegen ein benachbartes Wirthshaus, und ich sah neugierig durch die halb offene Thüre. Sie kaufte mit dem Gelde etwas Wein und Zwieback, nahm es sorgfältig unter ihren dünnen Shawl und eilte davon. Ich folgte ihr durch verschiedene Straßen, bis sie an der Thüre eines elenden Hauses pochte und eintrat. Sie hatte nicht einmal umgeschaut, noch die Thüre geschlossen. Ich hörte ihr ächzendes Hinaufsteigen und verschnaufendes Athmen über zwei Treppen. Mit aufmerksamen Ohr merkte ich das Zimmer, in welches sie trat. In einem Augenblicke sprang ich nach und

war an der Thüre. Dieselbe angenehme klagende Stimme hörte ich wieder, die kurz vorher wie Todtengeläute an mein Ohr gedrungen war. Sodann hörte ich die heiseren murrenden Töne meines eingefleischten Feindes C… Länger konnte ich es nicht ertragen, ich stieß die Thüre auf und war darinnen: Nun sollte meine lange Rache gesättigt werden. Er war es, Herr! Meine Rache war zufrieden, aber eine andere Hand als die meine, hatte sie vollbracht.

Auf dem Bett gewahrte ich die erbärmliche, schmutzige Gestalt des C…, der Tod stand auf seinem gräßlich verwüsteten Gesicht, seine Kleider waren in Fetzen, unreinlich und eckelhaft. Sie kniete am Bett und reichte ihm einen Zwieback, eingetaucht in Wein, welchen er schwach, aber heißhungrig verschlang. Sie starrten mich an, als ich in das Zimmer trat. Seine Augen erweiterten sich, funkelten furchtbar einen Augenblick, dann schlossen sie sich, als wolle er irgend eine schreckliche Vision ausschließen. Das ganze Gesicht bekam Convulsionen, verzog sich, die Kinnlade fiel herab und er sank rücklings, eine Leiche.

Sie war ohnmächtig zusammengestürzt in dem Augenblicke, als ihre Augen den meinen begegneten. Ich rief laut um Hilfe. Ich konnte sie nicht berühren, noch sie vom Boden aufheben; ein außerordentliches Herzklopfen sagte mir, daß meine Liebe zu ihr noch nicht gänzlich erloschen war.

Die Hausfrau eilte herauf; ich setzte ihr schnell auseinander, daß der Mann starb, wie ich in das Zimmer trat, und daß das unglückliche Weib eine

Ohnmacht habe, drang ihr meine Börse auf, befahl ihr das Nöthige zu thun, und erreichte das Haus, als wäre mein Herz von zehntausend Furien zerrissen."

Er nahm wieder etwas Wein, wischte den klebenden Schweiß von seiner Stirne und fuhr fort:

„Vergangene Nacht und diesen Morgen hatte ich einen mühseligen und harten Kampf. Aber ich habe glücklich den Sieg errungen. An Rache denke ich nicht mehr, wünsche ich nicht mehr. Er, der Elende, ist todt. Aber sie darf nicht an Mangel sterben. Sie würden mich unsäglich verbinden, wollten Sie um ihre Bedürfnisse nachsehen. Nehmen Sie diese Brieftasche, sie wird ihren gegenwärtigen Bedarf reichlich versorgen; auch will ich meinen Verwalter anweisen, ihr einen genügenden Jahrgehalt anzusetzen. Aber sie sehen — das kann, das werde ich nie mehr."

Er gab mir ihre Adresse, flüchtig mit Blei auf eine Karte geschrieben. Ich ging sogleich an mein Werk der Barmherzigkeit.

Ich fand die unglückliche Frau zu Bett, sorgsam von der Hausfrau behandelt, welche sie in ihr eigenes Zimmer genommen hatte. Sie hatte viel von Nervenanfällen gelitten, war aber, obwohl sehr erschöpft, doch mehr gefaßt. Sie trug alle Reste vergangener großer Schönheit, aber sie war blaß und eingefallen und sichtlich nicht mehr lange für diese Welt. So kurz und zart wie möglich erörterte ich die Gründe meines Kommens, da ich nicht geneigt sein konnte, die Pein ihres sichtlich ganz gebrochenen Herzens zu vergrößern.

„Und das ist mein Gemahl, mein Friedrich, welcher

all dieses für sein armes, schuldiges Weib thut. O Herr! ich habe schwer gesündigt, beinahe mehr als gebüßt werden kann, aber nicht so viel, als er von mir denkt. Sagen Sie ihm, Hochwürden! daß ich betrogen wurde; daß ich nicht mit Vorbedacht sündigte, alles Uebrige war Wahnsinn und Verzweiflung. Sagen Sie ihm, daß ich noch in der Nacht unserer Flucht den Genossen meiner Schuld verließ, wie ich dachte, für immer*); daß ich seither in dieser armen Wohnung blieb und mein tägliches Brod mit Hand-Arbeit verdiente und in bitteren Reuethränen mich mit dem Himmel zu versöhnen suchte. Sagen Sie ihm, daß, als ich vergangene Nacht, ohne einen Heller zu besitzen und ohne Arbeit erhalten zu haben, nach Hause ging, ich den erbärmlichen Urheber meines Verbrechens in einem sterbenden Zustand fand. Er kannte mich sogleich und flehte mich in erbarmungswürdiger Weise an, ihm Speise und Obdach zu geben, er hatte seit zwei Tagen nichts ge-

*) Die ganze Geschichte stellte sich hernach wirklich als Wahrheit heraus. Frau H. verließ C. zu Dover und kehrte nach London zurück. C. ging allein nach Paris, wo er durch seine Verführungskünste ein gedankenloses junges Geschöpf bewog, ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Bald entließ er sie wieder, kehrte nach England zurück, verlor den letzten Schilling seines schönen Vermögens, wurde der Vorstand eines Clubs falscher Spieler, wurde ausgestoßen wegen Insolenz und Betrügerei, sank von einer Stufe der Entwürdigung zur anderen, bis er von ihr, die er betrogen und unglücklich gemacht hatte, hungernd und sterbend in der Straße gefunden ward.

gessen und Wochen lang unter offenem Himmel geschlafen. Ich konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen, hatte ich auch noch so bitteres Unrecht von ihm erfahren. Ich nahm ihn in meine Wohnung und eilte aus, etwas Nahrung für ihn zu erlangen. Es mag unrecht von mir sein, so gehandelt zu haben, aber ich konnte ihn doch nicht vor Mangel zu Grunde gehen sehen, ohne mich zu bemühen, ihm aufzuhelfen. Herr! während dieser sieben Jahre, seit ich meinen Gemahl verließ, habe ich unsäglich gekämpft; doch ich verdanke meinen unseligen Fall ganz und gar der Vernachlässigung meiner religiösen Pflichten. Wenn wir unsern Gott vergessen, so ist der böse Feind am geschäftigsten. Aber Gott war außerordentlich barmherzig gegen mich. Er gab mir Gnade, mich sogleich zu Ihm zu wenden und meine unermeßliche Sünde durch ein Büßerleben zu sühnen. Ich habe keinen größeren Wunsch als die Verzeihung meines Gemahls zu erhalten und — wenn es Gottes heiliger Wille ist — zu sterben. Oft, in den kältesten Nächten, ging ich in das Haus, wo mein Gemahl lebte, wo ich, ach! so viele unschuldige Tage verbracht hatte, und benetzte die Steine mit meinen Thränen. Oft kniete ich um Mitternacht auf den steinernen Stufen seiner Thüre und betete zum Himmel, mir zu verzeihen und ihn zu segnen. Sagen Sie ihm dieses und daß, groß wie mein Verbrechen, eben so groß und andauernd meine Reue und mein Kummer waren."

Ich bin überzeugt, jeder Leser wird mit diesem betrübten, reuigen Herzen Mitleid haben. Desselben

Tages noch brachte man sie in eine bequeme, anständige Wohnung, wo sie die gehörige Pflege genoß, welche ihr nicht ungefährliches Befinden verlangte. Auf ihr Verlangen sendete ich ihren Beichtvater, den sie seit den letzten sieben Jahren gehabt hatte. Er besuchte sie täglich. Auch ich kam so oft wie möglich, wobei ich jedesmal gewahrte, wie der Tod sich sichtlich näherte.

Nach vierzehn Tagen erhielt ich durch ihre Hausfrau Nachricht, daß sie am Sterben sei und mich zu sprechen wünsche. Augenblicklich eilte ich hin. Ich fand sie bedeutend schlechter. Der Puls war kaum fühlbar, der Athem kurz und schnell, das Gesicht aschfarbig, aber ruhig und sanften Ausdruckes. Sie hatte eben am Morgen die letzten Tröstungen der Kirche mit erbaulicher Frömmigkeit empfangen.

„Ich habe nach Ihnen gesendet, Herr — sagte sie mit einem süßen und sterbenden Lächeln — ich habe nach Ihnen gesendet, Ihnen meinen letzten innigen Dank zu sagen für alle Ihre Güte. Sagen Sie meinem Gemahl, daß ich ihn segne und für ihn bete, bis ich ausgeathmet habe."

„Möchten Sie ihn nicht sehen, bevor Sie sterben?" fragte ich.

„O Herr! — erwiederte sie und eine Röthe flog über ihre bleiche Stirne — ich hielte es für ein zu großes Glück; ich bin äußerst unwerth ihn wieder zu sehen und doch würde ich so glücklich sterben, wenn ich ihn noch einmal gesehen und von seinen eigenen geliebten Lippen gehört hätte, daß er mir vergeben."

Ich warf mich in einen Wagen und trieb zur äußersten Eile. Glücklicherweise fand ich Herrn H... zu Hause.

„Mein theurer Freund — sagte ich eilig — Ihre arme Frau liegt im Sterben."

„Gut, Herr — sagte er ernst — und was weiter?"

Ich hatte ihm früher die entschuldigende Botschaft seiner armen Frau gebracht, durch welche er sehr gerührt schien.

„Mein lieber Herr — versetzte ich — Sie werden ihre letzte, innige Bitte nicht verneinen, sie wünscht Sie vor ihrem Tode zu sehen und Ihre Verzeihung zu erlangen."

Er sank auf einen Sessel und verfiel in einen kämpfenden Gram.

„Kommen Sie — sagte er, mich beim Arme nehmend — der Kampf ist vorüber. Arme Emilie! ich verzeihe dir in der That und ich selbst habe mir viel vergeben zu lassen!"

Wir saßen in dem Wagen, der mit derselben Eile zurückfuhr.

Die Hausfrau erwartete uns schon ängstlich und in Thränen an der Thüre. Er drängte mich, ihn zu begleiten, da er dachte, daß die Prüfung für ihn allein zu hart würde.

Wir traten zusammen in das Zimmer. Der schuldige Mann, die reuige Frau lagen lange eines in des anderen Armen. Es war ein Anblick, daß die Engel im Himmel sich darüber freuen mußten.

„Friedrich — flüsterte sie matt — willst Du mir vergeben?“

„Der Fehl war meinerseits, Liebe — erwiederte er. Wie wir uns zuerst begegneten, so laß uns jetzt scheiden. Alles ist vergeben.“

Sie sah ihn an in einer Entzückung von Liebe und Dankbarkeit und starb im Angesicht dieses Glückes.

Einfach und prunklos wurde sie begraben. Ihr Gemahl und ich waren ihre einzigen Kläger. —

Am Morgen nach dem Begräbniß kam sein Diener zu mir und verlangte mich eiligst zu sprechen. Vorgelassen, sagte er, daß sein Herr vergangene Nacht spät ausgegangen und Morgens in einer Miethkutsche, ganz durchnäßt und ohne Bewußtsein, nach Hause gekommen sei. Er sei zu Bett gebracht und ein Arzt gerufen worden, der ihm einige Erleichterung verschaffte; ich möchte, wenn möglich, sogleich zu ihm kommen. Mit dem Gedanken, daß er einen Selbstmord versucht haben könnte, eilte ich hin, doch war solches zum Glück nicht der Fall. Sehr angegriffen und mit den Zeichen eines kommenden Fiebers, fand ich ihn zu Bett.

„Theurer Freund — sagte er — ich bin sehr thöricht gewesen, aber ich konnte nicht anders; ich war vergangene Nacht so zerschmettert, und mein Herz that mir so wehe um die arme Emilie, daß selbst die Luft des Zimmers für mich erstickend war. Ich stürzte aus der Thüre, ging, ich wußte nicht wohin, mein Kopf pochte, als wollte er zerspringen, als ich mich, unbewußt wie, an Emiliens Grabe fand. Ich warf mich

darauf und dachte lang und bitterlich an alle ihre unvergleichliche Vortrefflichkeit, ihre Liebe und an all' ihr weiteres Elend. Sie mögen es für Schwäche halten, aber ich dachte, daß es doch ein Jenseits geben müsse, und daß ihr entkörperter Geist von dem Raume der Ruhe und des Glückes auf mich herabschaue. Ich fühlte eine zu starke Bewegung in mir, um Widerspruch zu leisten; sie war gänzlich unabhängig von meinem Urtheilsvermögen; es war die tiefe, überwältigende Ueberzeugung meines Herzens, daß es doch einen Gott gibt, eine Ewigkeit und eine Religion, durch welche wir gerettet werden. Ich weinte bitterlich und betete — zum ersten Mal nach vielen Jahren, zu demselben göttlichen, ewigen Geist, daß er mir helfen und zeigen wolle, was ich thun solle. Ich muß dann in Schlaf und Ohnmacht gefallen sein, als mich am nächsten Morgen der Todtengräber in einem Zustand der Erstarrung fand, durchnäßt vom Regen, welcher die Nacht durch schwer gefallen war. — Ich baue auf Sie, ich bin überzeugt, Sie werden mir helfen."

Ich erwiederte, mit welch' großer Freude ich es thue, und wie ich zuversichtlich glaubte, daß, so er darauf beharrte, all' seine frühere Traurigkeit in Frieden und Glück sich verwandeln müsse.

„Ach Herr — versetzte er — ich fürchte, es möge nicht so gehen. Ich werde mit jedem Augenblicke ernster krank, es kann bald mein letzter sein. Mein Organismus ist erschüttert, gebrochen und ich fürchte, daß für die genaue Beschäftigung des Geistes, welche die Sache verlangt, nur wenig Zeit übrig ist."

„Herr! verlassen Sie sich nicht auf Ihre eigene Stärke, auf die Hilfe Ihrer eigenen forschenden Kraft, aber beten Sie innig zu Gott, welchen Sie nun als Ihren Schöpfer wieder erkennen, daß er Ihnen mit seiner Güte und Gnade beistehe.“

„Leben Sie wohl, für jetzt“ — sagte er, meine Hand drückend. „Ich muß Ihnen noch gestehen, obwohl es ein demüthigendes Bekenntniß ist, daß mein Unglaube mich wirklich unglücklich gemacht hat, daß er jede Freude meines Lebens vergiftete und in meinem schweren Kummer eine arme und erbärmliche Stütze und jetzt in meiner äußersten Noth gar nichts mehr war. Beten Sie für mich, Herr! und besuchen Sie mich bald wieder.“

Ich habe für ihn gebetet, und so mancher Arme, den er mit seinem heimlichen Almosen unterstützt hatte, betete mit. Ihre Bitten waren kräftig vor Gott. Drei Wochen lang unterlag er den schweren Angriffen eines hitzigen Fiebers. Seine Leiden waren schrecklich. Tage lang häufte er entsetzliche Flüche auf den nun verschiedenen C… und verwünschte sich selbst in Gotteslästerungen, zu schrecklich, sie zu denken — als einen bethörten Narren, weil er sein Opfer gewesen. Dann schrie er voll gräßlichen Schreckens, daß das Gespenst des C… zu den Füßen seines Bettes stehe, ihn angrinse und mit giftigem Spott verhöhne. In jeder Nacht sprach er von dieser gespenstigen Schöpfung seines eigenen zerrütteten Hirnes, er drang in ihn, hielt ihm sein verschiedenes Unrecht vor, daß er es gewesen, der seine Treue gegen Gott gebrochen, seinen

Frieden vergiftet und sein Glück versengt. Dann rang er schaudernd die Hände und schrie entsetzlich, daß er nicht sterben wolle, nicht sterben könne, daß er nun überzeugt sei, es gebe eine Hölle und daß er sich selbst verdammt habe durch eigene Thorheit.

Doch die Gebete der Armen drangen durch. Er hatte Barmherzigkeit und Verzeihung an seiner Frau geübt — und Gnade ward auch ihm. Er erholte sich aber als ein hilfloser Mann: der Gebrauch seiner Glieder blieb ihm versagt seit er sich in jener Nacht auf dem Grabe seiner Frau befunden. Er war sehr geduldig und ergeben, sprach seine größte Dankbarkeit aus, daß sein Verstand zurückgekehrt sei; ernstlich begann er zu lesen, zu forschen, zu denken und zu beten; er las viel, mit großer Aufmerksamkeit die ganze Bibel.

„Ich bin zufrieden Herr — sagte er — das ist Gottes Wort. Ich bin überzeugt, die christliche Religion ist ein Ausfluß des göttlichen Willens, das unmittelbare Werk des göttlichen Sohnes. Keine andere Religion strebt so das Gemüth zu reinigen, die Leidenschaften zu beherrschen und die Menschen glücklich zu machen. Ihre strengen, erhabenen Grundsätze von Selbstverläugnung beweisen mir, daß sie von Gott kommen muß; aber der größte Beweis der göttlichen Gewalt für mich ist, daß ein so großer und verständiger Theil des Menschengeschlechtes sie angenommen hat. Herr, ich bekenne mich aufrichtig als Christ, wenn auch ein sehr unwürdiger. Jetzt muß ich studiren, um unter den vielen Phasen der Christenheit mein Bekenntniß zu wählen."

In seiner Bibliothek war eine reiche Sammlung von Controversschriften. Diese durchging er mit Begier. In wenigen Wochen gestand er seine Absicht, Katholik zu werden. Ich frug nach seinen Gründen.

„Diese sind wenige — sagte er lächelnd — aber gewichtige. Eine Kirche, welche, wie ich denke, das Werk ihres göttlichen Baumeisters ist, muß vorerst eine sein: Keine Verschiedenheit des Glaubens; Euere hat sich nie verändert. Zweitens muß sie unbegränzte Heiligkeit haben — Euere ist die fruchtbare Mutter aller Heiligen, und ich kann nicht genug meine Blindheit beklagen, so spät die unbefleckte Reinheit ihrer Sätze entdeckt zu haben. Drittens, sie muß sein allgemein, oder die Kirche für alle Nationen das ist Euere in der That und keine andere kann auf diesen verehrungswürdigen Namen Anspruch machen. Viertens muß sie apostolisch sein, in ununterbrochener Kette von Bischöfen und Priestern herabreichend. Nun ist jede andere Kirche zu spät in die Welt gekommen, um diesen Titel beanspruchen zu können; einige um mehrere, andere um manch' hundert Jahre zu spät, um mich ihre Gemeinschaft wünschenswerth machen zu lassen. Weiters denke ich mir, keine Kirche als die Euere sorgt so gut für die Bedürfnisse und das Wohlergehen der Menschen. Sie ist immer dieselbe gütige und sorgsame Mutter für den Menschen im Leben, und wenn er stirbt, hält sie ihr geschiedenes Kind noch in bittvoller Erinnerung des Gebetes und Opfers. Herr! ich bin Katholik im Herzen, machen Sie mich zu einen in der That." —

Ich sagte zu. Ich nahm ihn in die Kirche auf. Er wurde eines ihrer demüthigsten, reuevollsten und treuesten Glieder. Zu dieser Aufgabe hatte er die ganze Kraft seines scharfen Verstandes und seiner klaren Einsicht aufgeboten. Er hatte zu Gott gerufen, welcher die Demüthigen und Vertrauenden nie von sich stößt; seine letzten Tage waren voll christlichen Friedens, Heiterkeit und Freude. Nie werde ich seine letzte Stunde vergessen, sie war ein Triumph der christlichen Religion, es war das Scheiden einer durch Reue gereinigten Seele, gestärkt durch den Glauben, belebt durch Hoffnung und glühend durch Liebe. Durch den heiligen Empfang der Sakramente war er gegen die letzte Furcht und den Todeskampf geschützt. Er bat die wiedervergeltende Gerechtigkeit, welche ihn so streng geprüft hatte, daß sein Leben und sein Leiden eine Warnung für solche sein möchten, welche gleich ihm, das Gift des Unglaubens eingesogen hatten. Er bat, daß die volle Gnade, welche sich ihm mitgetheilt hatte, ihnen auch gewährt sein möchte, auf daß sie nie das schrecklichste Gericht Gottes: im Unglauben zu sterben und zum Glauben an Ihn erst im ewigen Feuer der Hölle erweckt zu werden — daß sie das nie erleiden möchten.

So war sein Ende.

Mögen die freien Geister daran denken, wie einst ihr Ende sein werde!

II.
Der Banquier.

I.

Es ist mir oft begegnet in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, in der lästigsten Zeit der ganzen Woche, wenn gerade die Obliegenheit des Beichtstuhles außerordentlich lang bis in späte Stunde gedauert hatte, noch zu einem Kranken gerufen zu werden. Was hülfe es, den Boten zu schelten oder zu fragen, warum man nicht zu einer anderen Zeit geholt werde? — Du mußt eben gehen und das noch sehr eilig, wenn es heißt, daß die kranke Person in Gefahr sei. Du verläßt den Beichtstuhl, der rings von einem Knäuel knieender Büßer umgeben ist, die in Gebet und Gewissenserforschung vertieft, die göttliche Gnade für ihre früheren Sünden anrufen. Du trittst aus dieser erbaulichen, geräuschlosen und gebetfreudigen Reihe, verläßest die Luft der geliebten alten Kirche, welche nur Barmherzigkeit und Versöhnung athmet, mußt aufhören, die demüthige Hoffnung zu stärken und die Werke des Bösen wegzuschaffen. Es ist das wahre Heiligthum des Friedens. Du verläßt es mit Bedauern, denn viel Gutes bleibt noch zu thun für diese

Nacht, und eilst, nachdem du das heilige Oel, die Stola und das Rituale genommen, zu deiner Gnadenbotschaft und tauschest die Ruhe deiner Kirche mit dem Lärm, Getöse und sündigen Treiben auf den Gassen.

So ward ich in einer vielbeschäftigten Samstag-Nacht, gerade vor drei Jahren gerufen. Der Meßner klopfte leise an meine Beichtthüre mit der Nachricht, daß ein junges Fräulein mich unverzüglich zu sprechen wünsche. Ich ging in die Sakristei, wo ich sie, nahe an der Thüre, bitterlich weinend fand. Ihr Vater sei plötzlich sehr kopfleidend geworden, so daß sie besorge, er könnte die Sinne verlieren. Sie bat, ich möchte ihn ja wo möglich noch diese Nacht besuchen; sie zitterte bei dem Gedanken, in welchem Zustande er schon morgen sein könnte. Ich sagte natürlich zu und rüstete mich augenblicklich für meinen Krankenbesuch.

Die Adresse lautete auf eine kleine Gasse bei Drury-lane. Der nächste Weg führte über den Clare-Markt, wo Käufer und Händler von Fischen und Gemüsen im dichten Gewühl sich drängen und unzählige Buden mit Erfrischungen sich befinden.

Es war an 11 Uhr, als ich in die Drury-lane bog. Hier will ich eine Skizze dieser bekannten Oertlichkeit entwerfen, welche man nur in der Samstag-Nacht zu dieser Stunde in so malerischem Effekt sehen kann.

Die Paläste von Alt-Drury-lane sind seit lange verlassen; der englische Adel und die fremden Gesandten liebten hier nicht länger zu wohnen als nur zur Zeit

Jakob II. oder Wilhelm III. Pfandhäuser, Branntweinläden und Vorrathslager haben seitdem ihren Platz und Raum eingenommen, und ihre nächste Umgebung — wo einst schöne herrliche Gärten standen und schattige Laubgänge, wo in mittägiger Sonne Springbrunnen glänzten, Vögel ihre trillernden Melodien zwitscherten, wo die Luft von ausgewählten Blumen duftete — diese einst herrliche Gegend brodelte jetzt von übelriechendem Schmutz und Unflatt, als Aufenthalt von Verbrechen und Laster, und war mit einem Auswurf aller Schlechtigkeit bevölkert. Wo man in die Drury-lane einbiegt, waren rechts und links mehrere Pfandhäuser. Jeder Banquier der Armuth sucht meist sein Local an der Ecke eines Hauses, einer Allee oder irgend eines ruhigen Durchganges, wo seine Kundschaften unbemerkt von den Vorübergehenden, aus- und eingehen können.

Betrachten wir zum Beispiel dieses reichbeladene Magazin, welches seit Generationen die Noth der Armen erleichtert, oder auch dem Laster gedient hat. Von unten bis oben sind Pfänder aufgestoppelt, jedes in seinem Fach, mit Zetteln und Nummern versehen und geordnet, um augenblicklich zurückgeliefert zu werden. Ein die verschiedenen Vorrathskammern verbindendes Sprachrohr erspart die Zeit, wenn ein Pfand ausgelöst werden soll, und das Wort ist kaum in das Rohr hinaufgegangen, so schlüpft auch schon der Gegenstand durch die Mahagoniwinde, welche durch jedes Stockwerk geht, herab. Wie oft bestaunte ich diesen seltsamen Laden und starrte in den buntscheckigen In-

halt, welcher bis zur Thüre aufgehängt war; hängende Gruppen von Shawls, Betttüchern, Decken und jegliche Art von Kleidern und Anzügen, buntseidene Sacktücher mit getüpfelten Mustern und verblichene Frauenkleider, von jeglicher Verschiedenheit an Schnitt, Farbe und Stoff. Da waren verdächtig alte Violinen, welche den eilenden Schritt manch fiedelnden Genies aufhielten und Gehalt und Firniß prüfen ließen, in der verfänglichen Hoffnung, auf eine ächte Cremoneserin zu stoßen. Heisere alte Flöten finden sich im Ueberfluße vor, Kinder-Korallen, Wärmpfannen, modische Kravatten mit einem Meer von Atlaß-Falbeln und geschmackvollen rothen Streifen, Mosaiken, goldene Ketten und Hemdknöpfe, Brustnadeln mit Kettchen und pfeilähnlichen Sinnbildern; eine alte Oelmalerei trägt in der Ecke sicherlich das frische verführerische Monogram „Georg Morland" oder das eines anderen berühmten und bestechenden Namens, von welchem ein herumstreichender Sammler angezogen und angeführt wird; da ist eine ausgezeichnete Sammlung von Silberzeug, welches natürlich platirt, in dem Gaslichte wie funkelndes und kostspieliges Silber aussieht; Suppennäpfe und Tischbestecke in veraltetem Geschmack, Flaschenbehälter, Theeservice und Leuchter füllen die Augen der armen Vorübergehenden mit unerschöpflicher Vorstellung von grenzenlosem Reichthum; auch wirklich silberne Löffel sind dabei, welche die Herzen der Hausfrauen schmachten machen, wenn sie zur Theezeit ihren kleinen Vorrath von Zinn ordnen.

Aber schau' mal diesen Strom von Beladenen,

welche, den Straßeneingang fliehend, ihren Weg um die Ecke der Allee im Finstern tappen! wo gehen sie hin? was tragen sie mit solch' verstohlener Sorgfalt und Behutsamkeit? Blicke um die Ecke herum und Du wirst es erfahren! Ein Dutzend Schritte hinab in dieser Allee ist ein anderer heimlicher Eingang, nur düster von dünnen Streifen Gas im Innern der offenen Hausthüre beleuchtet. Das ist das wahre Geschäftsthürchen, durch welches diese Weiber so verstohlen eintreten. Ein langer Gang, rechts von der Thüre vor, führt an zwei Drittheilen des Ladens vorüber. Diese lange Reihe ist innerlich nach kleinen Höhlen abgetheilt; jede hat ein Pförtchen und an drei Fuß Raum. Die Armen, welche die Hilfe der Versetzer suchen, sind so vor Beobachtung geschützt und in den Stand gesetzt, ihr bemitleidenswerthes Geschäft in erwünschter Heimlichkeit abzumachen. Diese Zartheit des Gefühls ist nur für die in solch' traurigem Thun noch wenig Erfahrenen angewendet; die an den Besuch des Lokales schon Gewöhnten stehen herum, mit ihren Ellenbogen auf der Bude, stoßen ihre verstrubelten Köpfe vorwärts und lachen und schwatzen mit ihrer Kundschaft, wie mit alten, langerprobten Bekannten.

Aber da schau einmal zum Fenster hinein, das so glänzend beleuchtet ist durch zinnerne Wandleuchter, welche den Glanz zurückwerfen und mit zahllosen leuchtenden Strahlen verbunden, fast das Licht des Tages verbreiten! Welch ein außerordentliches Museum stellt das Fenster eines Trödlers dar, vom Bügeleisen der

trunkliebenden Wäscherin, dem zerlumpten Wamms des ausgehungerten Mechanikers bis zu den diamantenen Ohrringen oder dem Halsband der verschwenderischen Modedame. Jedweder Gegenstand ist mit Preiszettelchen beklebt; wenn jeder dieser Artikel seine klägliche Geschichte erzählen würde, welch' eine Reihe von romantischen, über alle Erfindung seltsamen Begebenheiten könnte gesammelt werden! Da hängt an einem Messingdraht eine Reihe von Eheringen. Wie viele häusliche Tragödien haben die gefangenen und abgenützten Ringe gesehen! Wittwen mit gebrochenem Herzen, ausgehungerte Weiber, unverschämte Mütter — welche ihre Seelen um Branntwein verpfänden und verkaufen würden — bringen das erste Unterpfand ehelicher Liebe hieher, eine Liebe, welche entweder im Grabe ruht oder durch lasterhaftes und verbrecherisches Leben erloschen ist. Ein kleines Brettchen enthält Bijouteriesachen im Werthe von neun und achtzehn Kreuzern und so aufwärts. Schließen mit den Namen eines geliebten Todten — todter Eltern, durch viele schwere Jahre noch aufbewahrt und werthgehalten, bis endlich Armuth und Hungersnoth den Ueberlebenden mit zerrissenem Herzen zwang, die heilige Reliquie zu versetzen. Wie viele traurige Küße, wie viele schwere und verlorene Thränen sind auf dieses Medaillon gefallen! — man konnte dem knirschenden, schleichenden Mangel nicht widerstehen! Wir können die Gefühle errathen, wie sich das arme verzagte Geschöpf schämte, als es sich der Bude des Trödlers näherte, wie sie mit zögernden, zaudernden

Schritten an der Schwelle zitterte, ein Gefühl, als wolle sie ein Verbrechen begehen; aber der Rubicon ist überschritten und von da an ging's häufiger über die Schwelle. Diese kleine goldene Taschenuhr gehörte einem Spieler und ruinirten Verschwender; er verpfändete sie um die letzte Chançe im Hazard; als Alles verloren war, schwamm eine Stunde später eine Leiche in der Themse. Hier diese Brillantnadel — eine Dirne hat sie auf offener Straße von der Brust eines trunkenen Nachtschwärmers gerissen — sie endete mit Selbstmord und sprang in einem Anfall von Wahnsinn von der Unglücksbrücke, welche noch mehr als jene zu Venedig eine Seufzerbrücke geworden. Von jedem Stückchen dieser Sammlung starrt Dir eine schreckliche Geschichte in's Gesicht; Gefängniß, Galeere, Irrenhaus und das mitternächtige Grab der Selbstmörder haben manch früheren Besitzer aufgenommen; sie stehen und glänzen durch die schmutzigen Fenster als Erinnerungen an vergangene Sorgen, Thorheit und ungebüßte Verbrechen.

Aber wenden wir uns zu einer ganz anderen Scene. Eine Fleischbude steht einladend offen! weder Spiegelfenster noch sonstig verführerischen Zierrath gibt es an diesem bescheidenen Etablissement. Seine Fronte ist ohne Fenster, die Keulen, seine gewöhnliche Zierde, sind verkauft und der stämmige Metzger sitzt in ruhiger Behaglichkeit darinen, nachdenkend und den Gewinn der verflossenen Woche in Gedanken überschlagend. Die eiserne Hackenreihe, die seinen Laden ziert, strahlt nicht mit ihrer gewöhnlichen Last von blaßrothen Lenden-

Braten, von schmackhaft saftigen Schlegeln und ausgezeichnetem Kalbfleischfilet. Sie sind verkauft und der Metzger läßt das willkommene baare Geld in seinen geräumigen Hosentaschen klingen. Der große Block ist frisch abgekratzt für die folgende Woche, reinliches Sägemehl ist reichlich am Boden ausgestreut; das Gas strömt in langen Flammen aus dem offenen Hals der Röhre; nun fast erloschen, zeigt es einen bleichen blauen Strom von flackerndem Licht — wie ein flammendes feuriges Schwert, wenn der Wind damit spielt, es bedrängt und seine starke Flamme auszublasen strebt, welche abwechselnd den Laden in helles Licht oder in tiefe Schatten setzt. Der Ritter vom Beil sitzt grimmig, schweigsam und nachdenklich; sein Lieblingshund schläft fest zu seinen Füßen; der ganze Vorrath bis auf die Zuwage ist verkauft, aber er hält noch ein offenes Auge auf das große Brett in der Auslage, welches mit kleinen Häufchen von elenden Abfällen und aufgeschnittenem Fleische bedeckt ist; das ist die gewöhnliche Kost oder besser gesagt der Schmaus für die Armen. Die Blicke von mehr als einem Dutzend armselig gekleideter Weiber hängen sehnsüchtig an dem Brett, eine nach der andern wendet die Brocken um, steckt so nahe wie möglich ihre Nase hinein, den guten Geschmack zu erproben, während der fette Metzger mürrisch zusieht. Endlich ist der Handel geschlossen und der Abfall wird um neun Kreuzer hastig fortgetragen — ein sonntägliches Festessen!

In der klassischen Gegend von Drury-lane herrschen die Schnapsläden vor. Sie zeigen sich dem

blaßen elenden Trinker nicht auf dieselbe glänzende Weise wie die westlich gelegenen Buden, obwohl einige der äußeren Erscheinung nach genug aufgeputzt sind: Spiegelgläser, Mahagonitische und ein Bataillon von Tonnen und Gläsern mit riesigen Aufschriften: „Old Tom" — „Rhum aus der Valley" — „Ausgezeichneter Kimmel" — „Der Unvergleichliche" und andere ziehende Varianten von diesem abscheulichen und giftigen Gebräu — denn abscheulich und giftig ist es für Gehirn und Magen des unglücklichen Trinkers, weil es in zahllosen Schlückchen ausgeschenkt wird und viel schlechter, als es der Branntweinbrenner abgibt. Die Schnapspaläste von Drury-lane aber haben ihren eigenthümlichen Typus der Liederlichkeit — wie in keinem andern Viertel dieser ungeheueren Metropole; ihre schimmernde Glorie wächst mit zunehmendem Glanze in die eilfte Stunde der Samstagnacht hinein.

Stelle Dich, Leser! in den Winkel dieses durch seinen so wohlfeilen und hitzigen Branntwein berühmten Schlachthauses. Das arme Volk liebt, was erwärmt und belebt. Was kümmern sie sich um Vitriol, wenn sie nur den eisigen und erdrückenden Jammer des Lebens auf kurze Zeit vergessen haben. Richte Deine Augen nur zehn Minuten lang auf die Thüre, die fortwährend auf- und zufliegt, aus welcher ein heißer, erstickender Dampf von spirituosen Mischungen, von schlechtem Bier, elendem Tabak und der unreine Qualm von einer zusammengepreßten Menge lärmender, händelsüchtiger Trinker, die in einem bestialischen Zug sind, in die kalte mitternächtige Luft herausdringt. Das Ohr wird von dem

Lärm, der innerhalb dieser Höllenthüre herrscht, betäubt, nur ein flüchtiger Blick dahinein beleidigt schon das Auge und das mitleidige Herz ist über diese wahre Teufelswirthschaft betrübt, wo es kaum weniger schrecklich und schauderhaft zugeht als in der Hölle selbst. Gegen vierzig Männer, Weiber und Kinder sind um den flitterhaft gezierten Schenktisch versammelt, rauhe Maschinisten mit ihren Frauen, welche den größten Theil ihres Wochenlohnes verschwenden; trunkene Weibsbilder, deren glühende Gesichter die gewohnte Berauschung verkünden und bei denen jedes zweite Wort eine Gemeinheit und Gotteslästerung ist; junge, verwegene, und unverschämt blickende Krämer mit ihren Mädchen, die kaum die unschuldige Zeit der Jugendlichkeit überschritten haben; alte Fischweiber, welche mit der kurzen schwarzen Pfeife in ihrem zahnlosen Munde auf ihren leeren Körben hocken und über den Markt des Tages und den geringen Profit zusammen schimpfen; Händler nach aller Abwechslung und Kostümen; angebliche Matrosen, verkommene Käufler, ausgehungerte Landwirthe, heisere Bänkelsänger, welche ihren noch unverkauften Vorrath sentimentaler Gesänge (drei Ellen lang für einen halben Pfennig) rings um ihren schmutzigen schäbigen Hut gewunden haben; arme ausgehungerte Näherinnen, die nichts zu beißen und kaum einen Groschen in der Welt haben, die aber anstatt zu essen, doch den Schnaps vorziehen, der sie in einem Zustand träumerischer Erinnerung an bessere und glücklichere Tage zu Bette bringt.

Da sind ferner junge Buben und Mädchen, deren Gaumen mit Branntwein schon wohlbekannt ist, und

die vor dem geräumigen Schenktische auf den Fußspitzen stehen, um ihr kleines Glas Gift einzuschenken. Mütter sind da, mit Kinderchen auf den Armen, — die in trunkener Zärtlichkeit die letzten Tropfen der leeren Gläser in den Hals ihrer Sprößlinge gießen. Es ist eine schauerliche Scene. Und plötzlich dringt aus diesem heiseren Gemurmel ein wildes Rufen, schrilles, jämmerliches Geschrei wird gehört, tödtliche Schwüre und Gotteslästerungen, die Einen erbleichen machen, schnell wiederholte Schläge, Kampf, Zerschlagen der Gläser, Stöhnen und Hilferuf, schreckliche Verwünschungen — lästerliches Anrufen Gottes, dessen Namen sie entweihen, Geschrei nach der Polizei, Alles fährt durcheinander aus den Thüren, ein verwickelter Knäuel fliehender Zänker, kreischender Weiber, grausamer Ehemänner, furchtsamer Kinder, dann ein kurzer Kampf mit der Polizei. Die Schmutzigsten werden festgenommen, gebeugt und reuig gehen sie zur nächsten Polizeistation — das Volk verläuft sich allmählig — und dann ist für die nächste Viertelstunde wieder Alles ruhig in Drury-lane.

II.

„Wie befinden Sie sich, mein Herr!“ sagte ich zu einem ältlichen Herrn von im voraus einnehmenden Aeußern, welcher an einem mit zahlreichen Schriften überfüllten Tische saß. Seine Tochter, das junge Fräulein, welche mich gerufen hatte, stand bleich und thränenvoll an seiner Seite und beobachtete ängstlich ihres Vaters Aussehen.

Der alte Mann hatte mich, als ich in das Zimmer trat, mit einem trüben Blick angestaunt, als wäre er über mein Eindringen in Verlegenheit.

„Papa — flüsterte seine Tochter — dieses ist der Geistliche, den ich bat, Sie zu Ihrer geistigen Tröstung zu besuchen. Sie wissen, wie viel wir neulich davon sprachen. Sie versprachen mir damals gut zu sein und zu beichten."

Ohne zu antworten, wendete ihr Vater seine Augen abwechselnd von seiner Tochter auf mich. Sein Geist schien in's Leere verloren. In diesem Augenblicke entdeckte ich etwas Ungewöhnliches in seinen Augen; sie waren gläsern und zitternd, die Muskeln seiner Augenlider arbeiteten mit einer zuckenden Bewegung.

Sein Blick war unstät, unruhig, ängstlich, ein Anflug von Geistesschwäche lag über seine Züge gebreitet. Sein Mund, obwohl von wunderschönem Schnitt, war seitwärts gebogen und eine tiefe innere Trübsal gab ihm den Anschein von Beklemmung, der sehr schmerzlich zu sehen war. Seine Stirn war herrlich entwickelt, Gall wäre in Extase gerathen, sie abzufühlen. So gering meine Kenntnisse von Phrenologie waren, so konnte ich doch bemerken, daß die edelsten Organe wunderschön und hervortretend gestaltet waren. Seine äußere Bildung zeigte hohen Verstand, feinen Scharfsinn und glücklich vertheilte Anlagen. Was konnte deren Thätigkeit so getrübt haben? Es war Lähmung, welche still und sicher sich nähert und ihre dürre Hand auf jede Kraft des Verstandes, der Augen und der Sprache legte.

„Vater, theurer Vater, wollen Sie nicht mit dem Geistlichen sprechen — Ihrem eigenen Geistlichen — einem katholischen Priester von der sardinischen Kapelle?“

Keine Antwort, nur ein wildverwirrter Blick.

Das arme Mädchen rang die Hände, unterdrückte mit Mühe ein tiefes Schluchzen und sah mich bittend an mit rathlosem Verzagen.

Ich war überaus bewegt. Sie schienen ganz allein in der Welt, sonst wäre wohl ein Freund oder Verwandter zu diesem traurigen Zustande gerufen worden. Dazu machte sich in dem Zimmer eine heruntergekommene Vornehmheit bemerkbar, welche, obgleich jede Vorsicht gebraucht war, sie zu verdecken, doch Armuth beurkundete. Mit einem Blick, den ich beim Eintritt auf ihre Einrichtung warf, gewahrte ich, daß Alles abgenützt und von alter Arbeit war. Alles und Jedes, obgleich in anständiger Ordnung, sah verblichen und von früher datirend aus, und — außer für ihre Besitzer — werthlos. Zwei Dinge allein machten eine Ausnahme: Eine bewunderungswürdige Miniatur über dem Kamingesimse — eine Lady von außerordentlicher Schönheit — welche, wie ich hernach erfuhr, das Portrait der Mutter dieses seufzenden Mädchens war und eine Pedalharfe in einem Ueberzuge von grünem Wollenzeug.

Was war zu thun? Ich zog einen Sessel an die Seite des alten Mannes und legte meine Hand sanft auf seine Schulter. Er wendete mir sein armes irres Gesicht zu und sah mich lang und Mitleid erregend an; endlich sprach er: „Ich bin ein alter Mann,

Herr! tragen Sie Sorge um meine Tochter, wenn ich gehe." Er sprach seine Worte sehr langsam; es war eine Schwere in ihrer Aussprache, dazu stieß er an, ein Beweis, daß beide, Zunge und Verstand, angegriffen waren.

„Sie lieben Ihre Tochter" versetzte ich.

„Liebe sie zärtlich, zärtlich, Herr! Aber warum sind Sie hergekommen? Komm' Helene — sagte er, sich scharf abwendend — ich habe keine Zeit zu verlieren; ich muß an mein Werk gehen."

So sprechend, wendete er sich wieder zu seinen papiernen Folianten und Büchern, welche mit Ziffern und Notizen fast überfüllt waren.

Seine Tochter sank ihm zu Füßen, legte ihre gefalteten Hände auf seine Kniee und brach in ein heftiges Weinen aus.

„Helene — sagte er — warum weinst du? Warum ist dieser Herr da? Er hindert mich, meine verwickelten Vermögensverhältniße herzustellen. Immer — murrte er — sagen sie, ich sei arm und bankerott, aber sie werden mich bald mehr erringen sehen als meinen früheren Reichthum."

Damit dieser traurige Zustand meinen Lesern begreiflich werde, muß ich sie mit der Geschichte bekannt machen, welche mir das weinende zitternde Mädchen vor einer Stunde erzählt hatte. Ihr Vater war früher Banquier. Die Firma hatte beträchtliches Ansehen und trug einen guten Ruf von Sicherheit und verständiger Führung.

Als Herr Danby — so will ich ihn nennen —

die Schwächen des Alters zu fühlen begann, trat er die aktive Verwaltung der Bank seinem Hauptbuchhalter, welchen er in die Compagnie genommen hatte, ab, und zog sich mit seiner Tochter auf einen schönen Landsitz zurück, welchen er kürzlich gekauft hatte. Ein paar Jahre vergingen glücklich in ruhiger Zurückgezogenheit, als das Glück des alten Herrn plötzlich scheiterte und sein Vermögen mit der Zahlungsunfähigkeit seiner Bank Schiffbruch litt. Sein neuer Associé hatte sich unbekümmert auf einige wilde Speculationen gestützt, in der betrügerischen Hoffnung, ein ungeheueres Vermögen zu erringen. Sobald ein Plan scheiterte, wurde sogleich ein anderer aufgegriffen. Dabei zog man beständig von den vorliegenden Hilfsquellen der Bank; die ehrlosesten und schimpflichsten Mittel wurden zeitweise ergriffen, um Geld zu erheben; der Grundstock, welcher wohl auf seinen Namen lautete, eigentlich aber Minderjährigen und verheiratheten Frauen gehörte, wurde verkauft, anvertrautes Eigenthum, das zu religiösen und mildthätigen Zwecken gehörte, war falsch angewendet; aber ein Fluch des Himmels schien alle Pläne und Mittel zu verderben, welche dieser ehrlose Banquier versuchte. Seine amerikanische Sicherheit, in welche er ungeheuere Summen eingesetzt hatte, wurden Makulaturpapier auf der Börse, seine patentirten Erfindungen fallirten alle und der Fall einiger anderer Banken und bekannter Firmen vollendete plötzlich seinen Ruin. Und lauter Flüche aus dem tiefsten Herzensgrund der betrogenen Wittwen und Waisen, von der ruinirten Dame und dem ver-

dorbenen Arbeiter folgten dem elenden Manne überall, wohin er ging. Nicht Einer bemitleidete ihn. Aber Jedermann bedauerte den gänzlichen Ruin des vortrefflichen Herrn Danby, dessen einziger Fehler darin bestand, daß er keinen Verdacht hatte, sein Associé sei ein Schurke, und daß er kein wachsames Auge auf sein Verfahren gehalten hatte. Was immer Herr Danby besessen hatte in der Welt, fundirtes Eigenthum, Haus und Land, Alles wurde verkauft, um den Gläubigern noch den möglichsten Theil einer Dividende zukommen zu lassen. Ein alter und treuergebener Schreiber erstand in der Auction die Harfe und das Bild für seinen geliebten Herrn und dessen Kind, und wendete alle seine Ersparnisse daran, ihm in der Hauptstadt einen bequemen Aufenthalt zu bereiten, wo Herr Danby eine bessere Aussicht auf Beschäftigung zu haben gedachte und weiter von der Scene seines großen Mißgeschickes und Unfalles entfernt sein mochte.

In den nächsten fünf Jahren hatte er sich mit der Buchführung für Gewerbsleute beschäftigt, ihre Neujahrsrechnungen gestellt und so einen kleinen Unterhalt mühselig gewonnen. Seine Tochter that auch ihr Bestes und verwendete als Lehrerin ihre Kenntnisse. Aber ihre Beschäftigung war karg und ihre Remuneration unbedeutend. Ihr sanftmüthiges und ruhiges Naturell war oft schmerzlich berührt von dem kalten Uebermuth und gefühllosem Benehmen der Leute, mit denen sie zu thun hatte. Doch beteten sie immerfort zu Gott, als zu ihrer Stütze, bei Ihm suchten sie Trost in allen ihren Prüfungen.

In dem Jahre, das dem Beginn meiner Erzählung vorausging, schien Danby's Sinn seltsam angegriffen. Er wurde reizbar, aufgelegt zu klagen und ärgerlich. Sein natürliches gutes Gemüth entkam ihm gänzlich. Der alte Herr brütete mehr und mehr über sein vergangenes Unglück und klagte zuweilen bitterlich um sein zerrissenes Vermögen. Er äußerte schreckliche Drohungen über seinen früheren Associé, erklärte ihn wiederholt für einen ehrlosen Schurken, der gewiß das Hängen verdiene, weil er über ihn und sein Kind so viele und unverdiente Trübsal gebracht und so manchen Gewerbsmann ruinirt, welcher auf seine Ehre vertraut hatte. Es war umsonst, daß sein süßes Kind sich mühte, ihn zu trösten und zu beruhigen. Er behauptete fest, daß sie ihn ob seiner Thorheit, nicht schärfer auf sein Bankgeschäft gesehen zu haben, haße. Sie vertheidigte vergebens ihre beständige Liebe und Verehrung für ihren armen, alten und gereizten Vater; in den Anfällen seines geistigen Elends vermied er alle Gesellschaft mit ihr, schloß sich in sein Schlaf-Zimmer ein und blieb den ganzen Tag ohne Etwas zu sich zu nehmen. Dann begann sein bisher festes und feuriges Vertrauen auf die göttliche Vorsicht zu wanken, er sah mit finsterem und neidischem Auge auf die Anordnung der Vorsehung und murrte Drohungen, daß, wäre es nicht seines Kindes wegen, er seinem Leben und Kummer ein Ende machen würde.

Dann kam es, daß er sich sogar von der Beicht, welche er vordem für seinen größten Trost und Beistand hielt, entfernte; er hielt sich für einen vom

Himmel Verworfenen und zog sich vom Kirchenbesuch zurück. Das kostete seiner Tochter, wie sie mir sagte, viele bittere Thränen. Sie hatten bisher zusammen gebetet, zusammen gekniet und das Brod des Lebens zugleich empfangen, es war ihr ein Herzensschmerz, daß sie nun die heiligen Verpflichtungen allein verrichtete.

Seine nächste Verirrung war eine eingebildete Entdeckung, wie die Nationalschuld zu bezahlen sei. Er vernachlässigte seine geringe Arbeit bei der Buchführung und saß Tag und Nacht über der Ausführung seines Entwurfes. Er erwartete für diese Entdeckung eine gute Belohnung von der Regierung und schrieb wiederholt und ohne Zusammenhang Briefe an die Kanzlei der Schatzkammer, welche natürlich unbeantwortet blieben. Zweifel und getäuschte Erwartung benahmen ihm den Schlaf, raubten seinen Appetit und endlich kam eine partielle Lähmung über sein Gehirn. In diesem Stadium war er, als ich ihn fand.

„Mein theures Fräulein — sagte ich — Ihr armer Vater bedarf ärztlicher Hilfe und zwar ohne Verzug. Ich kann in dem gegenwärtigen trüben Zustand nichts ausrichten, willigen Sie ein, daß ich zu einem Arzt schicke?"

Einen Augenblick lang war sie unschlüssig, bat mich, ihr in das kleine Vorzimmer zu folgen und erzählte mir dann mit niedergeschlagenen Augen und erröthenden Wangen, wie sie schon früher nach einem solchen gesendet haben würde, daß sie aber zu arm wäre, um viel für ärztlichen Rath aufzuwenden, und wie sie den Gedanken, einen Armenarzt anzugehen, nicht ertragen könne.

„Machen Sie sich deßhalb keine Sorgen! — sagte ich — mein theures Kind; ich werde es besorgen und Ihr Vater wird heute noch einen Freund von mir, wenn der anders Zeit hat, bei sich sehen.“

Das arme Mädchen legte ihre zitternde Hand in die meine, drückte sie innig und sah mich mit Augen voll dankbarer Thränen an. Mit dem Versprechen, ihren Vater am folgenden Montag zu besuchen, ging ich fort, einen Arzt zu holen.

Er kam, ließ ihm reichlich zur Ader und stellte so sein Bewußtsein theilweise wieder her.

Am Montag Nachmittag besuchte ich ihn wieder. Er kannte mich, bewillkommte mich freundlich und sprach mit Fassung über den gegenwärtigen Zustand und die frühere Störung. Er ergriff die Gelegenheit, seine Beichte abzulegen, die Thränen rannen von des alten Mannes Wangen, als er die unschätzbare Gnade, die sakramentale Absolution für seine Sünden empfing.

„Herr — sagte er — ich kann nimmer nach Gebühr danken, daß Sie ein ganz zerschlagenes Herz dem Frieden geöffnet haben. Gott gebe mir die Gnade, mein Kreuz geduldig zu tragen. In den Tagen des Glückes war ich nicht dankbar genug gegen meinen himmlischen Vater für alle seine Wohlthaten, aber nun hat er sie zurückgezogen; beten Sie für mich, Herr, daß meine Hoffnung auf Ihn unerschütterlich aushalten möge bis an mein Ende.“

Am Morgen reichte ich ihm die heilige Kommunion und er begann dann langsam besser zu werden.

Aber Gott hatte weitere Prüfungen für ihn.

Einen Monat später sandte die Tochter einen Bewohner des Hauses mit der Bitte, ich möchte sobald wie möglich zu dem Vater kommen.

Sie erwartete mich bereits auf der Treppe und schien sehr aufgeregt. „O Herr! — sagte sie — ich bin besorgt, mit dem Vater hat sich etwas Ernstliches begeben; bitte, gehen Sie zu ihm.“ Ich betrat sein Arbeitszimmer. Er saß in einem alten Armsessel am Tische, die Feder in der Hand; aber seine Augen waren nicht auf das Papier gerichtet, sondern auf die Decke, er schien in Gedanken vertieft. Ein glänzender Sonnenstrahl kam vom Fenster und spielte über sein Angesicht; aber, obwohl er seine Züge beleuchtete, so glitt er doch kraftlos über die offenen Augen des alten Mannes, sie bewegten sich nicht, sie zuckten nicht. Kein Blitzstrahl hätte ihre düstere Ruhe bewegen können. Er war blind.

„Bringe das Licht, Helene! — sagte der alte Mann — es ist ganz dunkel; wie seltsam, daß die Nacht so früh gekommen sein sollte?“

„Vater — sagte die Tochter — theurer Vater!“

„St! — winkte ich ihr heimlich und flüsterte in ihr zurückbebendes Ohr: Ich fürchte, mein theueres Kind, Ihr Vater ist seines Gesichtes beraubt. Verhalten sie sich ruhig, sonst könnte es unglückliche Folgen haben.“

Ein tiefer, aber mit nervöser Aufregung unterdrückter Seufzer entquoll dem Busen der unglücklichen Tochter. Sie fiel auf ihre Kniee und beugte sich im tiefsten Gebete vor dem anbetungswürdigen Wesen, welches allein ein zerschlagenes Herz trösten kann.

„Helene! — rief der alte Mann in einem scharfen und klagenden Tone — warum bringst du mir nicht das Licht? Zeit ist Geld; ich kann sie nicht vergeuden!" „Theurer Vater! — antwortete sie und Thränen schoßen ihr von den Wangen — schreiben Sie heute nicht mehr, lassen Sie sich zu Bette führen, Sie sind sicherlich ermüdet!"

Er war geduldig und ihren Händen folgsam; er kannte sein ganzes Elend noch nicht, er wunderte sich nur, wie die Nacht so schnell herangekommen und wünschte, sie möchte bald vorüber sein und ihn wieder arbeiten lassen.

Ich eilte augenblicklich zu einem befreundeten Arzt, der glücklicherweise zu Hause war. Er kam mit mir wieder und untersuchte sorgfältig und schweigend die Augen seines Patienten. Als er in das kleine Vorzimmer zurückkehrte, frug Helene angstvoll, ob ihr Vater wirklich blind sei?

„Es wäre grausam von mir, Sie zu täuschen — war die Antwort des gütigen Arztes — ich fürchte, es ist wenig Hoffnung auf Heilung."

„O nein, sagen Sie dieses nicht — rief sie aus — es kommt so plötzlich, daß es mein Herz erdrückt. O gütiger Vater! stärke mich, diese größte Prüfung zu ertragen!"

Das Herz wurde mir weich, als ich den Jammer dieses armen betrübten Mädchens sehen mußte. Das schwache Rohr war in der That beinahe zerknickt.

III.

Ich hatte eine eigene Theilnahme an Danby's Zustand, und da seine Wohnung meiner Kapelle nahe

war, so ergriff ich die Gelegenheit, ihn fast täglich zu besuchen. Es war in der That ein rührender, trauriger Anblick, diesen bejahrten Mann zu sehen, der so plötzlich einer von Gottes größten Wohlthaten beraubt war, eine Gabe, die man selten würdigt, so lange wir dieses wichtige Organ in einem heiteren und gesunden Zustande haben; ist es aber einmal gefährdet oder theilweise, ach! ganz seines herrlichen Gebrauches beraubt, dann schätzen wir es erst nach seinem wirklichen Werthe.

Meine kleinen Mittel, verbunden mit der freigebigen Schankung meines kostbaren lieben Freundes, des Arztes, setzten mich in den Stand, eine Krankenwärterin und alle nöthigen Erfordernisse für den armen blinden Mann zu besorgen. Seine Tochter erhielt glücklicherweise von einer ihrer früheren Kundschaften eine kleine Stickerei bestellt. Diese Beschäftigung hinderte ihr Gemüth, dem Kummer nachzuhängen, und gestattete ihr doch beständig, am Bette ihres Vaters zu sitzen und ihm von Zeit zu Zeit solch zärtliche Worte voll Liebe zu sagen, welche Niemand so wirksam anzuwenden versteht, wie ein gutes und herzenstreues Weib im Krankenzimmer eines leidenden Mannes. Es ist nun einmal so, daß die hilflosen Herren der Schöpfung nach dem treuen Dienste von weiblicher Pflege und Theilnahme sich sehnen. Ihr eigenes Geschlecht ist zu sehr geneigt, ihre Leiden mit stiller und thörichter Gleichgültigkeit zu beobachten; nicht so ein Weib oder eine Tochter oder eine Schwester, welche mit lieber Hand die zerwühlten Kissen glättet, welche

mitleidigen Auges immerdar freundlich auf euch schaut und deren leise und sanfte Stimme den tröstendsten Einfluß gewährt!

Mein gutes altes Beichtkind war sehr ruhig und mehr gefaßt, als ich unter dieser schrecklichen Entbehrung erwartet hatte. Er war sehr gebildet und sein Geist mit den besten Schätzen der alten und modernen Literatur ausgerüstet. Ich verplauderte selten eine Stunde angenehmer als mit diesem guten alten Mann. Die Lähmung beschränkte sich doch nur darauf, daß sie ihn des Augenlichtes beraubte. Sein Geist schien klarer und ruhiger als früher.

Unsere Unterhaltung erstreckte sich gewöhnlich über Verschiedenes. Gründlich belesen in den heiligen Schriften, machte es ihm Feude, in seinen eigenen, zierlichen und beredten Worten die biblischen Geschichten von blinden Männern anzuführen. Deutlicher, als ich je zuvor gehört hatte, setzte er mir auseinander, wie Gott gerade blinde Männer oft in unbegrenzter Weise liebe. Unermüdlich kam er auf den alten Tobias zurück, welchem ein Engel vom Himmel gesandt wurde, seine Blindheit zu heilen.

„Ich weiß nicht — sagte er — ich selbst mache mir weder Hoffnung noch Erwartung auf diese so hohe Gnade. Ist es Gottes Wille, daß ich blind bleiben soll, so geschehe Dein Wille, mein himmlischer Vater!“ — Dann sprach er rührend von dem Nutzen der Blindheit; sie bewahre den Geist in den letzten Augenblicken des Lebens vor Zerstreuung und wende ihn mit Gewalt auf Gott und die Ewigkeit. Er hielt es für ein

Unglück, wenn Einer durch das Dunkel des herannahenden Todes die um ein Sterbebett weinenden Verwandten sehen muß, und wenn die Sehnsucht nach der Unsterblichkeit so gestört wird. Er hatte ein Opfer weniger zu bringen: den letzten, sehnsuchtsvollen Blick seines Kindes. Mit Festigkeit sprach er über diesen schweren Punkt; er hatte keinen Zweifel an Gottes allbeschützende Vorsicht. Er, welcher ohne seinen Willen keinen Sperling zu Grunde gehen läßt, würde gewiß nicht zulassen, daß seine liebe Helene gar zu viel leide, wenn er von ihr geschieden, ohne ihr zugleich die Gnade zu geben, es auch zu ertragen.

Er schien nimmer müde von den himmlischen Freuden zu reden; sehnlichst wünschte er dort zu sein und Gott von Angesicht zu sehen und von der Fülle der klaren Anschauung seiner himmlischen Glorie berauscht zu werden. Und dann brach er zeitweise in jubelnde Dankbarkeit über die göttliche Güte aus, welche ihm vor der Aufnahme in den himmlischen Königssaal auf solche Art geprüft hatte. Er lebte ganz in der unbegränzten, genugthuenden Liebe seines Heilandes. Mit dem häufigen Empfang der heiligen Wegzehrung reinigte er seine Seele und vereinigte sich immer mehr mit dem gemarterten Lamme Gottes.

Seine Tochter las ihm Morgens und Abends und häufig auch während des Tages die schönen Gebete aus dem „Seelengärtlein", welches schon so viele Seelen auf und für den Himmel vorbereitet hat. Sie schien nie so glücklich, ruhig und gefaßt, als wenn sie ihm beistand, den Tod des Gerechten zu sterben.

Dann war eine Innigkeit und ein Geist in jedem Ton ihrer leisen und musikalischen Stimme, daß es zärtlich durch jede Saite und Faser des Herzens bebte. Ihr Vater fühlte es, denn sein Gesicht glühte und seine blinden Augen richteten sich gegen den Himmel im ehrerbietigsten Aufblick, welcher zeigte, daß, wenn ihm auch das körperliche Gesicht fehlte, doch das Auge des Glaubens die unaussprechliche Glorie des ewigen Himmels betrachtete, nach welchem er nun eilte.

Sein Tod war sehr schön und tröstlich. Er empfing die letzte Oelung. Wenn es ihm nun auch nicht dienlich war, daß Gott sein körperliches Gebrechen heilte, so tröstete ihn doch sein himmlischer Vater wundervoll in den letzten Augenblicken. Es waren Momente der Freude und überquellenden Zärtlichkeit. Kurz vor seinem Tode verlangte er, die Wärterin solle ihn aus dem Bette heben.

„Helene, mein Kind — sprach er leise — mein theueres, geliebtes Kind! laß mich in deinen Armen sterben. Du warst immer meine liebe, folgsame Tochter, laß mir diese letzte Freude der Welt."

Beinahe ohnmächtig, floß Thräne auf Thräne von ihren blaßen und zuckenden Wangen; ihr Herz pochte in unaussprechlicher Angst; doch durch große Ueberwindung jeden hörbaren Ausdruck des Schmerzes zurückhaltend, erhob sich das herrliche Kind schnell von ihren Knien, in welch' ehrerbietiger Lage sie in die Gebete für den Sterbenden einstimmte, hing sich über das Kissen des Vaters, legte sein armes, sterbendes Haupt an ihren Busen, faßte ihn zärtlich um den

Hals, küßte immer wieder seine bleichen Lippen und Augen und flüsterte liebevolle Worte voll himmlischen Friedens und Hoffnung in sein sterbendes Ohr.

Wenige Minuten darauf sprach er matt: „Helene, mein liebes Kind, Gott gesegne dich ewiglich, möchten wir uns im Himmel wiederfinden! Hochwürdiger Herr! der allmächtige Gott segne auch Sie für alle Ihre Liebe zu mir, schauen Sie auf mein armes Kind, wenn ich geschieden!“

Seine rechte Hand war sichtlich bewegt, seine Tochter errieth schnell die Ursache, sie hob sie ehrerbietig, küßte sie und legte sie auf ihr Haupt. Des alten Mannes Lippen zitterten von unausgesprochenen Worten, eine Thräne rollte von seiner Wange, ein Lächeln, welches von seinem himmlischen Erbe zeigte, verklärte alle Züge, und mit dem Ausdruck der Seligkeit verschied er.

* * *

Und Helene? Ich möchte wohl wissen, was aus ihr geworden? —

Auf dem Kriegsschauplatze der neuesten Zeit sind, wie ihr wohl wißt, plötzlich wunderbare Frauen erschienen, Engel in Menschengestalt, die todesmuthig ihr Leben daran setzen, die Verwundeten zu verbinden, die Kranken zu pflegen und in ihre Herzen den Frieden des Himmels zu legen: wahrhaft barmherzige Schwestern! Sie ist unter diesen Heldinen des Frauengeschlechtes.

III.

Der Trunkenbold.

Motto: „Nimm den Becher der Täuschung zur Hand und — mit den Augen auf die Folgen gerichtet, wenn du auch bleich wirst — trinke! Der weiße Schaum, der oben schwimmt — er kommt von den Thränen deines Weibes — trink' weiter! Du hast ihr Glück ausgetrocknet. Nimm den dunkelfarbigen Becher aufs Neue. Sieh' die rothen Tropfen. Sie sind nur das Blut deiner verhungerten und vergessenen Kinder. Trink', so trink' zu! Nimm das schreckliche Glas wieder. Erschrick' nicht; was du da an der Oberfläche schwimmen siehst, es sind nur die grauen Haare deiner Eltern — du hast ihr Leben verkümmert. Trink' denn und trink' zu! Aber du mußt zum Becher greifen: denn ach! es ist nicht mehr dein freier Wille, sondern die Gewohnheit; es ist nicht mehr der Becher der Lust und des Vergnügens, sondern der Strafe, nicht mehr der Becher, der fröhlich vergessen macht, sondern der dein unabweisbares Bedürfniß geworden. Das Vergnügen ist verschwunden und nichts ist zurückgeblieben, als die Bitterkeit."

(Aus der Predigt des hochw. Herrn Dr. Ullathorne über die Trunkenheit).

Vor einigen Jahren an einem Sommerabend, da eben die sinkende Sonne durch die schwere Atmosphäre Londons eine Fluth goldener Lichter ergoß, daß die Backsteinbauten und düsteren Straßen in einem milden

Ton erschienen, ward ich nach einer ermüdenden Reihenfolge von Besuchen aufs Neue zu einem Kranken gerufen. Eine ältliche Frau hatte die Botschaft gebracht und drängte mich, augenblicklich zu gehen.

„O Herr! — sagte sie — mein Nachbar Symmons*) hat seinen Sohn erstochen. Der junge Mann wird, wie ich fürchte, sterben. Kommen Sie doch, Herr, ich bitte Sie, so bald wie möglich.“

Ich notirte mir die Adresse und versprach gleich zu gehen. Fünf Minuten darnach, nachdem ich den unglücklichen Gegenstand meines Besuches Gott empfohlen hatte, machte ich mich auf.

Eine halbe Stunde mühseligen Gehens brachte mich in das Viertel. Ich war in der Gegend wenig bekannt, da sie an der äußersten Grenze meiner Pfarrei lag. Nach öfterem Fragen und drei- oder viermaligem Irrgehen stieß ich in einem kleinen schmutzigen Hof auf zwei Schornsteinfeger, von denen der Eine an vierzig, der andere an sechszig Jahre zählen mochte. Mit der muthwilligen Kraft der Jugend waren sie mitten im lebhaften Kampf des Federballspieles. Einen Augenblick lang ihre wissenschaftliche Erholung unterbrechend, fragte ich über den Weg nach dem „Herzogenhof.“

„O du mein Herr! — sagte der Eine — da können's nit fehlen. Gehen's zuerst rechts, dann halten's Sie sich links und dann wieder rechts und Sie finden ihn meiner Treu.“

---

*) Die Namen von Ort und Personen sind natürlich geändert.

„Guter Freund — erwiederte ich — ich muß zu einem Kranken und habe bereits den Weg verloren. Wenn Ihr mir den Weg nach dem Platz zeigen möchtet, so wollt ich Euch sehr erkenntlich sein."

„Herzogenhof?" — sagte der Aeltere mit einem bedenklichen Kopf. „Welch Nummer, Herr?" —

„Gott steh' mir bei, Wilhelm, das ist beim jungen Symmons, der vom Alten das Messer in den Leib gekriegt hat."

„Laß das gut sein, Jakob. Schweigen ist besser als Reden. Das ist mein Grundsatz. Ich werde Sie den nächsten Weg weisen, Herr!"

Der ehrliche Schornsteinfeger, der buckelig und krummbeinig war, humpelte mannhaft vor mir her, mit nicht geringer Kunstfertigkeit einen beliebten Walzer pfeifend. Mit diesem seltsamen Geleit erreichte ich bald mein Ziel.

Ich kam in ein Gäßchen, wo abgelegte Kleider und abgenützte Putzwaaren die Kauflust der Armen und Sparsamen noch anlockten. Ein Marine-Magazin mit einer glänzend schwarzen Puppe zierte eine Ecke, gegenüber lag mit Prunk und Pracht ein glänzender alle corinthische Architektur übertreffender Schnaps-Palast, der fröhlich mit Spiegelgläsern, Messinggittern und polirten fränkischem Mahagoni schimmerte, was in seltsamem Widerspruch mit dem ringsherum vorfindlichen Schmutz stand. Der Hof war lang und eng. Die alten Häuser bauchten sich nach jeder Richtung und wurden nur durch gespreizte Balken abgehalten sich gegenseitig zu umarmen und zu erdrücken.

Das helle Sonnenlicht kam niemals bei dem Pflaster dieser traurigen Oertlichkeit auf Besuch. Die Luft war dick und stickend, von unreinen fettriechenden Dünsten beschwert, welche zweien Garküchen, einem Katzenfleisch-Etablissement und einem Depot von gebackenen Fischen entstiegen. Auf dem Trottoir schwärmte eine ungewaschene Brut zerlumpter Kinder, viele sahen alt aus vor der Zeit und vernachlässigt. Du hättest dich vergeblich nach einem unschuldigen, unversehrten Gesichtchen in dieser kläglichen kleinen Menschenheerde umgesehen. Bübchen, welche für Wickelkinder gelten könnten, lallten mit Gleichgiltigkeit schon die tödtlichsten Schwüre und Gotteslästerungen. Mädchen, von welchen man ihrem zarten Alter nach hätte denken können, daß sie noch unbekannt mit der Schuld, warfen sich gegenseitig mit den schmutzigsten Ausdrücken der Gemeinheit. Da waren Frauen, deren graue Haare sagten, daß der Tod sie bald zu den seinigen zählen werde, — sie taumelten hilflos in ihrem Rausche hin und her und schleuderten Flüche einander zu, indeß andere ihren Streit mit dem Faustkampf beendeten.

Zwei trunkene Männer wankten gegen die halb offene Thüre einer gemeinen Schenke. Ein junges, halbnacktes Weib, dem der Hunger in ihr bleiches Gesicht geprägt war, mit einem kleinen neugebornen Kinde an der Brust, hatte einen der Säufer beim Arm genommen. Es hätte ihr Mann sein können; ich fürchte, er war es nicht.

„Geh nach Hause, lieber Jakob; verschwende nicht noch mehr Geld diese Nacht. Ich hab' den ganzen Tag

nichts zu essen gehabt, bin völlig ausgehungert; komm Lieber, geh nach Hause!"

„Scheer' dich zum T..... du!" — sagte der rohe Kerl, machte sich von ihrem Arme los und versetzte dem armen Mädchen einen schweren Schlag auf die linke Schläfe.

Sie stürzte ohnmächtig zu Boden. In einem Augenblick war jeder Streit in dem Hofe verstummt. Ein Häuflein Frauen hob das arme Opfer der trunkenen Bestialität der Männer auf und brachte sie in eine nahe Wohnung. Ich hatte keine Zeit, mich aufzuhalten, da mein Fall drängte sondern eilte zu dem von meinem freundlichen Kaminkehrer bezeichneten Hause.

Drei beschwerliche Stockwerke mußte ich hinauf. Geländer und Gitter fehlten größtentheils, vielleicht hatten sie bisweilen im Falle der Noth als Brenn-Material für wirthschaftliche Inwohner gedient. Am dritten Stockwerk glücklich angelangt, fand ich ein Häufchen Irländerinnen, die immer bereit sind, den Bedrängten zu Hilfe zu eilen. Laut und flüsternd schwatzten sie über den verwundeten Mann, der darinnen lag. Während ich mich langsam und mühevoll die gebrochene Stiege hinaufarbeitete, hörte ich folgende Kernausdrücke in jedmöglicher Mundart und Betonung.

„Auweh! gelobt sei Gott im Himmel! Ich hoffe der arme Bub wird nit sterben."

„Ah, Brigitt'! das gäb' eine schöne Leich'. Frau Symmons, obwohl ihr Mann ein Ausländer ist, hält am alten Glauben; das gibt vielleicht eine schöne Todtenwacht mit Essen und Trinken."

„Herzens-Norah! halt dein Maul! der Knab' ist noch gar nit g'storben; er ist noch nicht unter der Erde. Gott geb' seine Gnad dazu, mögen die heiligen Engel ihr Bett im Himmel bereiten!"

„Still! haltet euer Maul, ihr Plauscherinnen, seht ihr nicht die Geistlichkeit kommen?" sagte eine kleine fette Frau mit einem lachenden lustigen Auge, dessen Glanz weder Kummer noch Leid je getrübt hatten. „Haltet euer Maul, jede von euch! Hier ist Sr. Hochwürden!"

So wurde ich begrüßt als ich auf der Höhe des Landungsplatzes auftauchte, wo diese scharfarbeitenden guten Geschöpfe versammelt waren. Ihr Willkommen war sehr herzlich, wie es ein katholischer Priester von den armen Irländern immer empfängt, also daß es ihm oft ein dankbares Gebet zu Gott erpreßt, unter solche Leute gekommen zu sein.

Gewiß viele der armen Irländer sind mit Fehlern behaftet, vielleicht wirklich damit überladen. Man betrachte aber dagegen die Versuchungen, denen sie ausgesetzt sind, wie sie die Armuth zwingt, in den schlechten und verworfenen Wohnungen zu leben, dazu der verderbliche Abschaum der englischen und gleich ganz glaubenslosen Bevölkerung, mit der sie wider Willen verkehren müssen. Sagt mir dann ihr kaltblütigen, berechnenden Moralisten, ob der arme Irländer nicht wegen der großen und gefährlichen Versuchung in diesem wahren Babylon der Schlechtigkeit mit Recht vertheidigt werden darf? Nimm einen Menschen vom feinsten und zartesten Gefühl, mit dem empfindlichsten Gewissen,

der die ernste Begierde hat, seine Seele zu retten — nimm ihn, sage ich — zwinge ihn mit armen und knappen Mitteln in einem dieser Nester — mit welchen lange Erfahrung mich vertraut gemacht hat — zu leben und ein zwölfmonatlicher Aufenthalt wird ihn schwerlich besser gemacht haben. Selbst die Atmosphäre, die er einathmet, ist mit Flüchen beladen, mit Schlechtigkeit angesteckt und jedes Gefühl früherer Frömmigkeit tödtend. Jeder Ort dieser Art ist eine kleine Hölle. Statt mich über die Fehler der Irländer zu verwundern, bestaune ich vielmehr ihre vielen und glänzenden Tugenden. Ihr Edelmuth, ihre gegenseitige Liebe in Noth und Bedrängniß geht über alles Lob. Ich spreche aus vielfacher persönlicher Erfahrung. Ich habe oft den armen irischen Tagwerker nach einem schweren Tage gesehen — und wer arbeitet ausdauernder als ein irischer Taglöhner, wenn er etwas zu thun hat? wer hat, wie sie selbst humoristisch sagen, mehr Kraft in seinen Ellbogen? — ich habe gesehen, wie diese guten Leute es nicht der Mühe werth fanden, davon zu reden, daß sie zwei Nächte hindurch unausgesetzt einen todtkranken Landsmann warteten, auf jeden seiner eigensinnigen Wünsche merkten und mit einem seltenen und zarten Gefühl, mit einer Liebe, die nicht treuer sein kann, hegten und pflegten.

Ist irgendwo eine katholische Kirche zu bauen, gleichviel in welchem Theile von England es sein mag, der arme Irländer gibt seinen schwererworbenen Schilling mit Stolz und Freude und er gibt ihn in einer verbindlichen Weise, als mache es ihm Vergnügen, daß

er die dankbare Person sei und nicht du, der die Gabe in Empfang nimmt. Und er gibt wieder und wieder, ohne Klagen und Pochen auf seine Armuth. Ich frage denn, habt ihr nicht bei allen eueren Collecten für Errichtung von Kapellen, Schulen und Klöstern und für irgend einen religiösen und wohlthätigen Zweck, die an sie kommen, in allen eueren Gesuchen — habt ihr nicht die Erfahrung gemacht, daß die armen Iren zumal in Anbetracht ihrer geringen Mittel am nobelsten und bereitwilligsten unterzeichnen? Gott vergelte es, sie werden ihren Lohn empfangen!*)

Und das Herz des kältesten und gleichgiltigsten Menschen muß warm werden, wenn er den Glauben dieser „armen Iren" sieht, wie sie oft spöttisch genannt werden. Wie selten geschieht es, daß ein irischer Katholik seinen Glauben verliert, oder zum Abfall verleitet wird, ungeachtet der schweren Versuchungen, mit denen seine Armuth ihn vertraut macht! Wie oft, wenn er arbeitslos, krank, ohne einen Pfenning und ohne Zuflucht ist, in so gefährlichen Augenblicken, welche bisweilen sein Vertrauen auf die göttliche Vorsicht fast erschüttern, „daß die Kinder der Gerechten nie an Brod Mangel leiden würden," wie oft, in solchen düsteren und verzweiflungsvollen Lagen, wenn ein hungerndes Weib, wenn hungersterbende Kinder nach Brod schreien, kommt der Versucher in der Gestalt einer

*) Dasselbe gilt auch ganz und gar von dem edlen Tiroler-Volk, das Beda Weber (in seinem schönen Buche über Passeyer) auch hierin mit den Irländern verglichen hat

wohlgekleideten, freundlichen, friedlichen Dame oder eines Herrn, ein Traktätlein in der einen, Geld in der andern Hand, und verspricht mit schmeichelnden Lippen Arbeit für den Mann, Beschäftigung für die Frau, Kleider für die halbnackten, zitternden Kinder, dazu Schulgeld und wie man fleißig Nachschau halten und die ganze dissentirende oder evangelische Gesellschaft ihn unterstützen werde in sempiternum! All' diese mächtige und unschätzbare Gnade für einen verhungernden Elenden, wenn er nur ihren Conventikel besuchen will — und doch! Dank sei Gott und sein Wille gelobt! der Glaube der armen Irländer bleibt standhaft; wie wenige, wie wirklich seltene Ausnahmen von solchen gibt es, die in ihren schrecklichen Kämpfen mit Armuth und Bedrängniß durch jene Verblendungen zum Falle kommen!

Verzeih' mir, lieber Leser! diese Abschweifung. Mich hat die innige Liebe, welche ich für die edlen und großartigen Eigenschaften hege, die ich in vieljährigen Erfahrungen meines Missionärlebens bei den armen Irländern in London gefunden habe, dazu bewogen. Und noch einmal sage ich aus Herzensgrund: Gott segne sie! Es ist das wärmste Gebet meines Herzens, daß ihre heilige Religion ihr Leitstern im Leben, ihr Trost im Tode sein möge, und daß ihre unerhörte Geduld auf Erden, ihre Demuth und innige Frömmigkeit unter so viel Elend und Prüfungen mit einer glänzenden, glorreichen Krone im Himmel belohnt werde.

Soll ich noch englische Damen, seien sie nun

katholisch oder protestantisch, an den Schmerz, den sie erregen, an den Mangel an guten Geschmack oder Zartgefühl erinnern, das sie an den Tag legen, wenn sie in ihren Gesuchen nach einer Magd so häufig dem Inserat die beleidigende Nachschrift hinzufügen: „Eine Irländerin braucht sich nicht zu melden!"

Aber nun zu meiner Erzählung zurück.

Auf mein Pochen, um eingelassen zu werden, wurde die Thüre geöffnet. Ich sah einen schauerigen Anblick. Auf einem Bette, nahe dem Fenster, lag halb gelehnt und theilweise von den Armen der Mutter unterstützt, der Körper eines schönen und zarten jungen Mannes. Seine Büste war bloß, ich sah kaum je schönere Verhältnisse oder kräftigere Muskeln. Eine weite Wunde unter der rechten Brust war gestillt und von Heftpflastern zusammengehalten. Er sah in dieser Ruhe, bleich, verwundet, anscheinend todt aus, wie ein junger Gladiator, der im römischen Circus gefallen. Bei dem Untersuchen und Verbinden der Wunde war er ohnmächtig geworden. Der Chirurg hielt eben scharfes Ammoniak an seine Nase, als ich eintrat. Ein leichter Schauder, ein Zucken der Mundmuskeln, ein athemholendes Stöhnen, und er kam zu sich.

„Mutter — flüsterte er matt — wo bin ich? was hat es gegeben?"

„Still Lieber! nicht sprechen, du wirst besser werden."

„Haltet ihn ruhig, meine gute Frau," sagte der Wundarzt. „Wenn er nicht völlig Ruhe genießt, kann ich für die Folgen nicht einstehen. Er muß sogleich

in's Spital gebracht werden. Ich werde jetzt dahin gehen und Leute senden, die ihn ordentlich fortbringen."

Ich winkte dem Arzt auf die andere Seite des Zimmers und frug ihn leise, ob er Gefahr bei der Sache fürchte.

„Nicht augenblickliche Gefahr — versetzte er — aber Gewisses läßt sich nicht sagen. So weit ich ihn untersucht habe, ist kein Lebensorgan verletzt, aber entzündliche Anzeichen können kommen und dann — setzte er achselzuckend mit kaum bemerkbarem Aufziehen der Augenbrauen bei — fürchte ich, es würde ernsthaft."

Er verbeugte sich und ging.

Man legte indessen den jungen Mann sanft und sorgfältig auf das Bett seiner Mutter und breitete behutsam ein reinliches Leintuch über ihn. Ich nahm einen Sessel, setzte mich an das Bette und sah mich um. Das Zimmer war leidlich groß, und obwohl ärmlich eingerichtet, außerordentlich reinlich und wohl geordnet. Einige fromme Lithographien und eine Darstellung des Gekreuzigten in Gyps zierten die kleine Mauer über dem Kamin. Ich sah nach der Mutter, die auf der anderen Seite des Bettes neben dem Fenster saß; mit tiefem wortlosen Kummer wiegte sie sich hin und her, ihre Lippen bewegten sich krampfhaft, als wenn sie für ihren Sohn betete. Dann und wann schaute sie ihn mit einem schnellen und forschenden Blicke gequälter Liebe an und große Thränen rannen ihr schwer über die faltigen Wangen. Sie machte einen sehr gewinnenden Eindruck: eine freundliche, matronenhafte und verständige Bildung der Züge.

Wenn einer Mutter Gebet den Himmel erringen kann, sie hätte ihren Sohn gerettet.

Während ich die Scene vor mir sah und betrachtete, und das Stillschweigen nicht zu unterbrechen wagte, um den unruhigen Schlummer, in welchem der junge Mann lag, ja nicht zu stören, erschrack ich über einen lauten Seufzer und eine murrende Verwünschung in dem hinteren Winkel des Zimmers, welches von dem einbrechenden Düster des Abends ein wenig verdeckt war. Ich gewahrte den Umriß eines sehr großen, schwerfälligen Mannes, der an einem Tische hingeneigt saß. Sein Kopf und Gesicht ruhten in seinen Händen, mit den muskulösen Fingern hatte er seinen zerknitterten Hut herabgezogen. Seine jämmerliche Gestalt zitterte und zuckte alle Augenblicke, daß die Theetassen auf dem Kaminsims zitterten. Sein graues Haar schien feucht und verwirrt durch den Kampf des reuevollen Kummers. Er war der Vater, der seinen Sohn gestochen hatte.

Ich näherte mich ihm, legte meine Hand auf seinen Arm und flüsterte ihm zu, doch um Gotteswillen ruhig zu sein, seines armen Sohnes wegen. Mit einem ungeduldigen Ruck machte er sich los, starrte aber mit seinen rothen Augen in die meinen und stieß heiser heraus: „Ich habe ihn gemordet und beim — sie werden mich hängen. Meinetwegen, mir geschieht recht.“

Geräuschlosen Trittes schlich die arme betrübte Mutter an seine Seite, schlang ihre Arme um seinen Hals, küßte ihn und brach in Thränen aus. Der be-

klagenswerthe Mörder weinte auch und lange jammerte das betrübte Paar zusammen. Ein leiser Seufzer von dem Bette hemmte ihren Kummer. Augenblicklich war die Mutter wieder bei ihrem Sohne. Der Vater, dessen rechte Hand und der Aermel mit Blut besprengt waren, richtete sich in die Höhe und starrte mit schweren und besorgten Augenlidern nach dem Bette. Er war ein Mann von herkulischen Proportionen und großer Stärke. Das Antlitz war frech im Ausdruck und zeigte die Spuren von früheren schönen Zügen, aber die rothen Augen, ihr gläserner Glanz und das geschwollene finnige Gesicht, die wulstigen bleichen Lippen zeigten den beständigen und gewöhnlichen Trunkenbold. Er sah aus wie das wahre Bild der Verzweiflung. Die Gewissensbisse und die Angst hatten ihn nüchtern gemacht; an dem Zittern seiner Lippen und den häufigen Thränen, die ihm aus den Augen glitten, konnte ich sehen, daß er die Welt darum gegeben hätte, die begangene That ungeschehen zu machen.

„Vater — sagte der arme Sohn freundlich — Vater, komm' her!“

Der Mann schwankte an das Bett, seine Glieder zitterten, er stürzte auf seine Kniee und barg sein Haupt in den Kissen.

„Vater — sagte er — lieber Vater, thue nicht so, es wird nicht so schlecht mit mir gehen. Ich hoffe, ich werde durchkommen. Aber sie sollen dir nichts zu Leide thun, wie es auch immer kommen mag, Vater. Ich werde sagen, daß es ein Zufall war. Ich bin überzeugt, Vater, es war nicht deine Absicht, mich

zu verwunden, das Trinken war schuld, Vater, das weiß ich."

Der Vater Symmons stöhnte und rief: „O das verfluchte und vermaledeite Trinken, es hat mich zum Mörder gemacht!"

„O lieber Wilhelm — sagte die Mutter — Puls meines Herzens, Gott erhalte dich, mein Kind; mög' seine heilige Mutter im Himmel für dich bitten!"

Ich fiel nun in die Rede um jede weitere aufregende Besprechung abzuschneiden, und ersuchte die Eltern in das anstoßende Zimmer zu gehen, während ich die Beichte des Verwundeten hörte.

Die heilige Tröstung war bald vorüber. Er hatte erst kürzlich die Sakramente empfangen. Er und seine Eltern waren vor wenigen Wochen in meine Pfarrei gezogen, so wurde nach mir geschickt anstatt nach seinem früheren Beichtvater. Gut für ihn, daß er so fleißig gewesen war, so vorbereitet. Ich verließ ihn völlig ruhig und in Gottes Willen ergeben. Er dachte nicht an seine eigenen Leiden, sondern kümmerte sich um die Angst, die sein unglücklicher Vater erlitt; sobald er seine Beicht beendet hatte, bat er mich innig Alles zu thun, um seinen Vater zu beruhigen, ihn vom Trinken abzubringen und für die Religion zu gewinnen.

Ich war ordentlich erbaut über den großen und tröstenden Einfluß, welchen die Religion über das Herz und das Gemüth des Leidenden ausübt.

Ich fand die Eltern im anstoßenden Zimmer, — der Vater lag auf den Knieen und rang die Hände mit sichtlicher Herzensangst. Es ist jederzeit fürchterlich,

einen starken Mann weinen zu sehen, die Anstrengung selbst, die es ihn kostet, seinen Schmerz zu unterdrücken, macht, daß die Thränen endlich mit unaufhaltsamer Heftigkeit herausbrechen, ebenso wie die Wasser durch den Damm rauschen, wenn einmal eine Lücke eingerissen ist. Ich bemühte mich, seinen Jammer zu stillen und seine Gedanken auf ein besseres und heiligeres Ziel zu lenken, nahm ihm das feierliche Versprechen ab, dem Trunk für immer zu entsagen und sich bald auf eine Beicht seiner Sünden vorzubereiten. Ich hielt ihm den köstlichen Erfolg der Reue vor und daß seine Sünden, wenn auch noch so groß und schrecklich, sicherlich vergeben würden, wenn er sie bereue, beichte und sein Leben ändere. Als ich ihn verließ, war seine Gemüthsstimmung ruhiger. Wir werden sehen, ob er sein Versprechen erfüllte.

Beim Hinabgehen über die Treppe lud mich die Hausfrau ein, in ihr Zimmer zu treten. Ich war froh, einige Minuten Rast und Ruhe zu finden, da meine Nerven etwas angegriffen waren von der schrecklichen Scene, die ich durchgemacht hatte. Ich erkundigte mich nach dem Grund dieses betrübenden Vorfalls und wessen Charakter der Vater des Verwundeten sei.

„O Herr, ich weiß gewiß, daß das ein trauriger Säufer ist, der sein armes Weib gräßlich behandelt. Er verschwendet, wie ich glaube, seinen ganzen Erwerb im Trunk; sie wäre schon längst zu Grunde gegangen, hätte sie nicht diesen armen Buben da droben gehabt; er war ein guter Sohn für seine arme Mutter. Gott segne es ihm und helfe ihm glücklich aus diesem Elend.

Abends kam sein Vater, wie gewöhnlich, betrunken nach Hause, und das erste was er that, war, die Theetassen von dem Kamin zu schlagen; da weinte die Madame Symmons, er aber schimpfte und fluchte über das Weinen und als sie nicht aufhörte, riß er ein Messer vom Tisch und schwur, sie müsse ihr Blut geben, wenn sie das Gewinsel nicht lasse. Der arme Wilhelm sprang seiner Mutter zu Hilfe, es gab eine Balgerei und der arme Bub wurde, wie Sie gesehen haben, gestochen. — Er verdiente zu hängen, Herr! und wenn es nicht um seine Frau wäre, so wünschte ich, er würde gehängt und ich glaub', ich ging auch hinaus, es zu sehen! — Sie ist zu gut für ihn. Oh! wenn der mein Mann wäre, ich wollt' es ihm schon geben, dem —"

Hier wurde die gute Frau bleich von unterdrückter Wuth und ihre Finger arbeiteten krampfhaft, als trüge sie Verlangen, dem unseligen Trunkenbold einen handgreiflichen Beweis ihrer tugendhaften Entrüstung zu geben.

Am folgenden Tag besuchte ich meinen Patienten im Spital. Er hatte eine gute Nacht gehabt; der starke Blutverlust hatte eine Entzündung beseitigt und die ruhige und fromme Stimmung seines Geistes half wunderbar seine Kur vollenden. In Zeit einer Woche war er außer aller Gefahr; nach einem Monat war er als genesen entlassen.

Fast zwei Jahre lang kam er alle Monat regelmäßig zur Beicht. Der Vater aber erschien nie. Seine Reue war schnell verraucht, wie sein Jammer. Er blieb dasselbe trunkene und gefühllose Thier, unempfänglich

für die Leiden, die er erregte, allein auf sein garstiges Ich bedacht und voll Hingabe an seine eigenen abscheulichen Fehler und sinnlichen Neigungen; trinken und schwärmen, der Wirthshausredner zu sein (denn er sprach gut und flüssig), mit Räudigen und Schlechten in der Heerde zu laufen und dann zum Schlusse seiner nächtlichen Liederlichkeit sein geduldiges Weib schlecht zu behandeln, das schien der einzige Zweck, für den er leibte und lebte.

Ich sah ihn zeitweise; er aber vermied immer eine Annäherung. Von Monat zu Monat schien sein Anzug unsauberer, doch stets sorgfältig geflickt und ausgebessert. Welche Nadel stoppte diese häßlichen Risse — welche Thränen stillverschwiegenen Kummers fielen auf die Nadel und verdunkelten ihren Schein einen Augenblick? Die seiner Frau! Aber der verpichte, wilde Mensch kümmerte sich wenig, wessen Herz er zu Hause betrübte, so lange nur Schnaps vorhanden war, um in seine immer trockene und durstige Gurgel bis zur Stumpfheit oder Bewußtlosigkeit zu gießen. Keine Furcht von Gottes erhabener Gerechtigkeit schien je auch nur für einen Augenblick, die schreckliche Gleichgiltigkeit zu trüben, in welche lang fortgesetztes und eingewurzeltes Uebermaß ihn gebracht hatte. Wenn so ein Herz untersucht werden könnte, wie schrecklich wäre das Abbild seines Zustandes! Ein überwältigendes Gefühl von Schuld — die bitterliche Selbstanklage vernichteter Hoffnungen, schöner Aussichten, die wüst und öde geworden, die tödtliche Angst vor kommender Bestrafung, obwohl nicht immer in aller Schärfe gefühlt — sitzen

immer im Herzen des Säufers, die es wie Skorpionstiche zerfleischen, ja selbst in diesem Leben ist ihm etwas auferlegt von dem Vorgeschmack der Leiden einer entsetzlichen Ewigkeit — jener schreckliche Abgrund, in den er sich wahnsinnig stürzt. Ach über den Trunkenbold! Die Engel im Himmel weinen — wenn himmlische Geister sich trüben können — über diesen kläglichen Untergang einer unsterblichen Seele und Herzen brechen auf Erden, die an das seine gebunden, weil auf Leben und Tod zusammengekettet sind. Wehe über den Säufer! Es ist nicht die geringste Hoffnung, ihn von der elendesten Sklaverei, der Knechtschaft des Trunkes zu befreien. Höre auf das mitternächtige Gebet wartender Frauen und Kinder! ohne Brod, ohne warme Stube warten sie in Thränen — schauerliches Harren! — auf die stolpernden Fußtritte des heimkehrenden Säufers zu horchen. Ihr Angstgebet, ihr herzzerreißendes Rufen und Bitten ist wiederholt zum Throne des Allmächtigen gelangt. Welches Gebet kommt an Kraft dem ihrigen gleich? Wie oft sind solche Gebete und Thränen scheinbar vergebens vergossen worden!

Halt Leser! bevor du tadelst und fluchst! Bete lieber für dich selbst, daß du nicht der Versuchung erliegst. Bete Leser! daß deine eigene angeborne Schwäche von Gottes Gnade so gestärkt werden möge, daß du die Felsen und Bänke vermeidest, an welche das Schifflein des Trunkenboldes geworfen wurde und Schiffbruch seines Glückes erlitten hat. Keiner kennt die Grenzen seiner eigenen Schwäche, bis er in großer und schwerer Versuchung erprobt wurde. —

Drei Jahre lang (vom Beginn dieser Erzählung gerechnet) kam der junge Symmons jeden Monat einmal zu mir und beichtete — auf einmal blieb er aus. Ich wartete erst einige Zeit zu, dann ging ich in ihre Wohnung um zu schauen, was es gebe; er konnte ja vielleicht krank sein. Leider war es so wie ich vermuthet. Er war seit seiner Verwundung kränklich geblieben und hatte über seine Kräfte gearbeitet, um seiner Mutter, die auch in ihrer Gesundheit wankend geworden war, das Unentbehrliche zu schaffen. Er hatte sich eine starke Erkältung zugezogen und diesen Umstand nicht beachtet, sondern in seinem beschwerlichen Handwerk, in einer Eisengießerei, fortgearbeitet. Obwohl ihn seine Mutter dringend bat, wollte er sich doch keinen einzigen Tag zu Bette legen, so vernachlässigte er sich selbst, nur um seine Mutter besorgt. Die Folge war, daß er eines Tages, nach einer großen Anstrengung, heftigen Husten bekam, Blut auswarf und sehr bedenklich erkrankte.

Ich besuchte ihn täglich. Er hatte in dieser seiner letzten Krankheit viel zu leiden, aber er ertrug diese Leiden mit einer unerschütterlichen Seelenstärke und mit der größten Ergebenheit. Er starb glücklich und so gefaßt, daß ich ihn beinahe beneidete, als er auf dem Todtbette lag. Seine Mutter starrte weinend in sein todtes Antlitz; seine Seele war, wie ich zuversichtlich hoffe, bei Gott. Sein letztes Gebet war für seinen unglücklichen Vater. Wo sich wohl unterdessen sein Vater befand? — Der lag ohne Bewußtsein im Loch einer Kneipe.

Es ist unnöthig, den Jammer seiner Mutter zu schildern. Obgleich an solch traurige Scenen gewöhnt, sah ich selten einen solchen Schmerz, wie bei ihr. Ihr Kind, ihr einziges Kind, die Stütze ihres Alters, war ihr genommen. Ihr einziger Trost in ihren Sorgen, die sie bei Tag und Nacht verfolgten, war ihr entschwunden. Er, der sie gegen die fortwährenden Rohheiten ihres Mannes beschützt hatte, lag im Grabe. Sie war nun allein; alles Glück schien von ihr für immer gewichen. In einem Monate waren ihre Haare silberweiß geworden; nur die Religion, der Balsam eines jeden wunden Herzens, linderte ihren Jammer und besänftigte allmählig die schmerzlichen Gefühle ihres nun kinderlosen Herzens zur frommen Ergebung in Gottes Willen. Ihr einziges Anliegen war, ihr geliebtes Kind dereinst im Himmel zu finden. Allwöchentlich ging sie zur heiligen Communion; obwohl sie nicht mein Beichtkind war, besuchte ich sie doch oft. Durch die Nächstenliebe einiger Frauen, die ich wohl kannte, wurde ihr eine kleine wochentliche Summe zu Theil, die für ihre wenigen Bedürfnisse hinreichend war.

Eines Tages, als ich wieder hin kam, um nachzusehen wie es ihr gehe — denn keine geistliche Obliegenheit führte mich hin, wie ich denn auch nie in meinem Leben ihre Beichte hörte — forschte ich nach ihren früheren Erlebnissen und wie es gekommen, daß ihr Mann so tief gesunken war. Sie gab mir folgenden interessanten Bericht, den ich, der Leser wird es mir zu danken wissen, nicht ganz in ihrem Dialekt wiedergebe.

„Das glauben Euer Hochwürden mir wohl nicht, sagte sie niedergeschlagen, daß ich einst ein lustiges Ding und ein lachendes, bildschönes Mädel war, das, zu meiner Schande muß ich's gestehen, viel lieber zum Tanze flog, als ihren Rosenkranz betete oder zur Kirche ging. Ich war jung und närrisch und kopflos bisweilen und sah mich gerne unter den schönaugigen Burschen unserer Grafschaft. Keine tanzte wie ich und oft gewann ich, zum Verdruß der anderen Mädeln aus der Nachbarschaft, hierin den Preis. Dann war ich selig und lustig, wie die Lerche, die in ihrem unschuldigen Freudengesang schmettert und höher und höher zu den Wolken steigt, als wollte sie ganz in den blauen Himmel hinein! Aber trotzdem, daß ich den Kopf nicht immer beisammen hatte, war ich doch bisweilen auch ernsthaft, freilich niemals mehr als wenn ich zu den Füßen des Pater O'Rourke kniete und ihm meine Sünden beichtete. Gott vergelt es ihm! er gab mir die besten Lehren und ich wäre glücklich geworden, hätt' ich ihm gefolgt. Aber — ich weiß nicht wie — bei dem nächsten Tanz, bei der nächsten Kirchweihe, da waren alle guten Gedanken und Vorsätze wie weggeweht. Vater und Mutter waren auf ihr Mädel stolz und meine Brüder hätten Leib und Leben um mich gegeben, blos um mir einen Verdruß zu ersparen. O! das waren schöne, selige Tage! ich aber war nicht dankbar genug dafür. Sie kamen und gingen wie der helle Sonnenschein über meine Berge — nach ihm zogen die Wolken herauf und ihr Glanz und Schein verschwand. Dunkel und düster ist mein Loos

geworden: aber Gottes heiliger Wille sei gelobt. Er hat mich in meinem Leiden getröstet.

Als ich an neunzehn Jahr alt war, kam mein nachmaliger Mann mit vielen anderen Werkleuten nach Irland, um in unserer Nachbarschaft eine sehr schwierige Maschine zum Oeffnen der Kupferminen herzustellen. Heinrich war der schönste Bursche, den ich je gesehen; als ich ihn zum erstenmale sah, fühlte ich, daß ich ihn lieben müsse für immer. Er war ein sehr geschickter Arbeiter und seine Meister hielten Alles auf ihn. Dazu war er Katholik, was mir um so lieber war; ich fürchte, meine Augen haben sich Sonntags in der Kirche oft von meinem Gebetbuch gestohlen, um zu sehen, wie innig er betete und wie schön er aussah. Das trug mir viele Buße ein. Er war der beste Ballschläger und der beste Ringer weit und breit auf viele Meilen in die Runde; nachdem er erst eine Zeit lang da war, konnte es ihm keiner der Buben gleich thun in unseren Drehern und Dudelsacktänzen.

Und er war so gut, so treu und kreuzlustig, daß ihn Jeder liebte, obwohl er kein Irländer war. Er erwies sich nicht weiter als artig und höflich gegen mich, bis eines Tages als ich allein aus der Nachbarschaft nach Hause ging. Da begegnete mir nämlich in einem engen Wege ein übermüthiger Junker, der früher der größte Hahnenkämpfer und Robbler war. An seinem Gehwerk sah ich, daß er mehr getrunken hatte, als ihm gut war; so schritt ich denn wacker aus und eilte so viel wie möglich weiter zu kommen. Er rannte nach; da glitt mir der Fuß aus. Ich dachte

schon zu vergehen. Was er sagte, weiß ich nicht, aber seine schrecklichen Blicke entsetzten mich. Ich bat ihn, mich gehen zu lassen, er aber wollte nicht bis ich versprochen hätte, seine Frau zu werden. Ich schlug's ihm ab; da schwur er, mich mit Gewalt zu nehmen. Schon wollte er mich packen, als auf meinen Hilferuf plötzlich Heinrich hinter der Hecke erschien, darüber sprang und mit einem Schlag seines Stockes die Memme zu Boden schlug.

Erst dachte ich, er sei todt; aber er erhob sich bald, drohte meinem Beschützer und Vertheidiger mit der Faust und schwur unter schauderhaften Betheuerungen, sich an uns beiden zu rächen. Heinrich lachte zu seinen Drohungen und frug ihn, ob er etwa Lust habe, seinen Knüppel nochmal zu verkosten. Fluchend verließ uns der Wicht; Tags darauf hörte ich, daß er nach Dublin gegangen. Ich sah ihn wenigstens nicht wieder.

Mein Herz war so in Bewegung, daß ich Heinrich kaum für den großen Dienst, den er mir erwiesen hatte, dankte, aber ich glaube, daß meine Augen ihm mehr sagten als meine Worte; bis wir nach Hause kamen — und wir brauchten lange dazu — waren wir so weit einig, daß ich ihm versprach seine Frau werden zu wollen, wenn meine Eltern nichts dagegen hätten.

Anfangs schüttelte der Vater den Kopf, er konnte den Gedanken nicht verwinden, mich Einem zu geben, der kein Irländer wäre; Niemand aus der Familie, sagte er, habe sich je so erniedriget. Aber die Blicke und Thränen meiner Mutter — denn Heinrich war

ihr Liebling — und meine kummervollen Bitten, gewannen bald seine Zustimmung. Er wollte sich mit dem Gedanken nicht vertragen, daß ich ihm entrissen würde und in ein fremdes Land käme. Dagegen wies ihm Heinrich den hohen Lohn, den er in England verdiene, daß er bereits 2000 Gulden erspart habe und daß wir mit meinen 1000 Gulden, wenn er noch mehr erübrigt habe, ein eigenes Geschäft begründen und eine vornehme Frau aus mir machen wolle.

So war Alles richtig; wir hielten eine fröhliche Hochzeit. Drei Pfarrer aus der Nachbarschaft, selbst Vater O'Rourke und mehrere junge hochw. Kapläne saßen an unserer großen Tafel. Eine solche Fülle von Truthähnen, Gänsen und Braten war, glaub' ich, zuvor niemals gesehen. Da gab's Portwein für die geistlichen Herren und weiß Gott wie viele Fäßchen Branntwein für die Jungens, und meiner Treu! die Augen der Mädchen lachten vor Freuden, wenn sie den heißen Punsch kosteten. Und getanzt ward da! Man räumte die Scheune aus und der Pfeifer und die blinden Geiger spielten auf bis an den hellen Morgen. O Herr! niemals werde ich den Blick der Liebe vergessen, mit dem mich Heinrich ansah, als er mir den kleinen Ring an den Finger schob. Er hat mich immer getröstet in vielen langen sorgenreichen Jahren. Oft sah ich ihn im Traume, wie er damals dareinsah, der liebe Mann, für dessen Glück ich ja gerne noch baarfuß durch die ganze Welt laufen möchte. Und wenn ich nun dagegen betrachte, wie er jetzt ist, so ganz umgewandelt! mein Herz meint, es müsse zer-

springen. Nur das Trinken, das böse Trinken war es, was ihn so umgewandelt hat.

Sechs Monate darauf verließen wir Irland. Vater und Mutter und zwei meiner Brüder geleiteten uns nach Cork, von wo das Schiff abfuhr. Könnte ich Diejenigen, welche mich so sehr liebten, doch noch einmal auf irischem Boden sehen! Als das Schiff bereit war und ich nicht länger bleiben konnte, fiel ich, die ganze Umgebung vergessend, auf die Knie und bat um den elterlichen Segen. Mein Vater, ein gar guter alter Mann, nahm seinen Hut ab, faltete seine Hände, richtete seine Augen gegen Himmel als schauete er zu Gottes Thron, und betete heiß für mein Glück. Dicke Thränen standen in seinen Augen; als er mich in seine Arme nahm und küßte, fühlte ich, daß es der letzte väterliche Kuß war, den ich erhalten sollte; nun wußte ich, daß ich ihn nimmermehr sehen würde. Wie traurig sah meine Mutter darein, als ihre Abschiedsthränen wie ein Regen auf mein Antlitz fielen. Wir denken wenig an die Liebe der Eltern, bis wir sie auf immer verlieren.

Wir ließen uns zu Birmingham nieder, wo mein Mann dauernde Arbeit und hohen Lohn fand, denn er war immer erfinderisch, machte neue Verbesserungen und seine Meister hatten viel Zutrauen zu ihm. So ging es fünf Jahre gut, als meine drei armen Kinder zusammen die Masern bekamen; o lieber Herr! alle drei starben in glücklicher Unschuld und sind nun schöne Engel im Himmel.

Es war eine Prüfung, eine schwere Probe. Aber

Gott war gut und gab mir Kraft, das Kreuz zu ertragen. Könnte ich doch meinem Manne das Zeugniß geben, daß er sich auch so geduldig darein gefügt. Lange Zeit war er wie völlig verrückt; dann gewahrte ich mit Schrecken, daß er, um sich zu trösten, zu trinken begann. Vordem war er sehr mäßig gewesen, es konnte nicht leicht Einer mäßiger sein. Aber jetzt kam er spät in der Nacht nach Hause und in einem traurigen Zustande. Es war mein größtes Leid. Als aber in Jahresfrist mein armer Wilhelm zur Welt kam, war Heinrich wieder derselbe liebe und nüchterne Mann wie früher.

So ging es zehn Jahre lang weiter. Wir hatten wohl unsere Sorgen, aber Gott half sie uns tragen. Dann kam schreckliches Elend über uns. Es gab einen Aufstand unter den Arbeitern zu Birmingham. Mein Mann war unglücklicher Weise darein verwickelt; denn da er ein guter Redner war und großen Einfluß bei ihnen genoß, so wurde er mit unter ihre Abgeordneten gewählt. Das war ein schwarzer Tag für mich und die Meinen. Wir hatten an tausend Pfund erspart und mein Mann dachte schon ein Geschäft auf eigene Rechnung zu begründen und der Unternehmer eines kleinen Eisenwaarengeschäftes zu werden, welches nicht viel Kapital erfordert. Aber dieser unselige Aufstand machte allen unseren Plänen ein Ende. Mein Mann war früh und spät aus, sprach auf jeder Versammlung, wiegelte das Volk auf für das, was er seine Rechte nannte; was diese aber eigentlich waren, konnte ich nie recht begreifen. Sie hatten so großen Lohn, als

der Herr nur geben konnte, wenn man bedachte, daß die Zeiten schlecht für den Handel waren, und doch sollten sie noch mehr bekommen, wenn es wieder besser ginge; so pflegten sie zu sagen, wenn mein Mann Leute von seiner Brüderschaft zu sich ins Haus brachte und sie sich vereinigten, den armen Leuten den Kopf zu verrücken. Und diese Volksbeglücker aßen und tranken was keine Kleinigkeit war auf unsere Kosten; nicht, daß ich so knickerisch war, sie um den Bissen und die Suppe zu beneiden, aber es beunruhigte mich doch, unsere Mittel von so spitzbübischen Lumpen verzehren zu sehen, welche das Land in Feuer setzten, um davon allein für sich Nutzen zu haben. Ich sagte ihnen beiläufig meine Meinung, aber sie lachten mich aus und fragten, was für ein Recht ein Weib habe, sich mit Politik zu quälen, wovon sie doch nichts verstände.

Bisweilen war Heinrich drei oder vier Wochen lang abwesend, besuchte alle Städte der Nachbarschaft und zog die Arbeiter in die Verschwörung, manche sicherlich gegen ihren Willen. Eines Tages kam er mit einem langen, schwarzschnurbärtigen Menschen nach Hause, den ich nicht nennen will; schon beim ersten Anblick wurde mein Widerwille gegen ihn rege. Mir war, als hätte mich eine Hexe angeblasen. Mein Gefühl war leider nur zu wahr. Tag und Nacht trieb er sich mit meinem Mann herum; er schlief bei uns, hielt seine Mahlzeit mit uns; Heinrich schien ganz in ihn vernarrt, nichts war für ihn zu gut. Er hatte verschmitzte Augen wie ein Fuchs und sah so grausam aus, wie ein Wolf. Ich kann's gar nicht ertragen, an dieses

Alles zurück zu denken; zuletzt überredete er meinen guten Mann, ihm unsere tausend Pfund anzuvertrauen. In kurzer Zeit, gab er vor, damit einen großen Gewinn machen zu können, den er und mein Mann theilen sollten und in wenigen Jahren würden sie reiche Leute.

Er lieh ihm das Geld. Die Woche darauf ging er nach Amerika durch; das ist immer die Art und Weise dieser Plänmacher. Wenn sie ihren Schnitt gemacht haben, so verlassen sie einen im Elend, in das ihr Verrath den Unbesonnenen gestürzt hat. Der Mann war obendrein ein glaubensloser Mensch. Er verhöhnte jede Religion als Heuchelei und Aberglauben. Was kann man von solchen Menschen gewärtigen, die Gott verläugnen, die glauben, daß ihre Seele mit dem Leibe zu Grunde gehe, die keinen Zügel für ihr Gewissen haben, die allein vom Eigennutz und von der Nachsicht gegen ihre eigenen Begierden geleitet werden?

So waren wir auf einmal in Armuth gerathen, nachdem der Aufstand an sechs Monate gedauert hatte.

Die Mittel der Verbündeten waren fast erschöpft und nur ein kleiner Rest war geblieben, nicht genug um Leib und Seele zusammenzuhalten. Hätte sich nicht eine der Meisterfrauen sehr gütig gegen uns erwiesen, wir wären elendiglich verhungert. Viele starben wirklich. Lange Züge von hungernden Leuten machten die Runde durch die benachbarten Städte und legten gewaltsam Hand an alle Nahrungsmittel, die sie fanden. Man bot das Militär auf und manch armer verführter Mann kam verwundet ins Spital. Wir hatten zu Hause eine

gräßliche Woche; mein Mann wollte mit ihnen ziehen. Er wurde unter Aufsicht gestellt und ich zitterte täglich für sein Leben. Endlich verging die Union, wie der Schneefall an einem warmen Frühlingsmorgen. Täglich verließen Hunderte die Strike*) und nahmen wieder Arbeit zu dem neuen Lohn, so daß der Handel bald zu Ende kam. Aber Heinrich konnte keine Arbeit mehr bekommen, sie verweigerten ihm Beschäftigung zu geben und sagten, er wäre ein gefährlicher Charakter, und ich glaub', es geschah nur meiner und meines Kindes wegen, daß sie ihn nicht verfolgten.

Wir waren nach London gezogen; hier, nach langem mühseligem Suchen fand mein Mann endlich Beschäftigung; aber er blieb nicht länger derselbe Mann; sein liebes gutes Herz hatte sich gänzlich geändert. Selten oder eigentlich nie mehr ging er zur Kirche. Ostern kam ein paarmal, aber er kam seinen Verpflichtungen nicht nach. Alle Sonntage und Abende verbrachte er im Wirthshaus und der Montag war immer blau bei ihm. Ich habe vor ihm gekniet, Herr, und ihn gebeten, wie noch nie ein Weib ihren Mann gebeten, er möge vom Trunk ablassen, seiner Kirche gehorchen und Abends zu Hause bleiben. Aber nein; bittere Flüche und harte Schläge — schrecklich und herzzermalmend von des eigenen Gatten Hand — gaben die Antwort auf meine Bitten.

Ich will Sie mit der Erzählung unseres traurigen Unterganges nicht länger ermüden. Jedes Jahr brachte

*) Wir nehmen keinen Anstand dieses bereits im Deutschen eingebürgerte Wort hier auch zu gebrauchen.

mehr Elend und Armuth. Meine Eltern waren glücklicher Weise schon lange todt. Gott sei ihnen gnädig; es würde ihnen das Herz abgedrückt haben, wenn sie erfahren hätten, was ihre arme Käth durchgemacht hatte. Mein Mann verlor oft seine Beschäftigung indem er sich selbst entfernte, fand solche aber bald wieder irgendwo, da er ein sehr geschickter Arbeiter war. Aber sein ganzer Erwerb ging im Trunk auf; hätte ich mich nicht tüchtig mit Waschen und Nadelarbeit umgethan und der arme Wilhelm so fest gearbeitet, wir wären wirklich schlimm daran gewesen. Und dann, o himmlischer Vater! — zu allem Elend noch der Verlust meines Sohnes! Gott gebe mir Geduld, daß ich über seine Züchtigung niemals murre! Er war der Puls meines Herzens, das Licht meiner Seele, ja mein Alles auf Erden; ich dachte sogar, er war zu gut für diese Welt und Gott hat ihn in seinen Gnaden zu sich genommen. Seit seinem Tode habe ich oft schlaflos in der Nacht gewacht, meines Mannes Heimkehr erwartend; wenn er dann schlief neben mir in schwerer Betäubung, wurde mein Herz kalt wie Stein. Ich fühlte, daß der Mörder meines Kindes an meiner Seite lag und dann bat ich Gott, daß er alle diese bösen Gedanken von mir nehme und daß ich nie vergessen möchte, der sündige Mensch sei mein Mann — mein Heinrich, welcher meine erste Liebe gewonnen hatte und mein lieber und guter Gemahl gewesen war. Und nun, Herr! ist es mein einziger Wunsch, daß mein Mann sich bekehre. Beten Sie für ihn, Herr! ich bitte Sie, Gottes Gnade ist ohne Grenzen. Ich weiß,

daß ich nicht mehr lang zu leben habe; wenn ich ihn mit Gott versöhnen könnte, dann würde ich in Frieden fahren und mein müdes Haupt im Grabe ruhen lassen."

So lautete die rührende Erzählung dieser ausgezeichneten Frau — dieser demüthigen Nachfolgerin in den Fußstapfen des gekreuzigten Herrn. Ihre Thränen flossen häufig dabei; auch ich konnte die meinigen nicht zurückhalten. Das nackte armselige Zimmer schien mir ein Tempel der Frömmigkeit geworden, durch die Liebe einer Frau, durch ihr langes Leiden und ihre Vergebung geheiligt. Ich verließ sie mit dem aufrichtigsten Gefühle der Bewunderung und ihre Leidensgeschichte erfüllte meine Seele noch lange hernach mit Trauer.

Nun ist noch der letzte Akt dieser Tragödie zu erzählen.

An einem scharfen Winterabend, als der Wind außen heulte und dichter Schneefall ganz London mit einer großen traurigen Decke belegte, erregte ein heftiges Schellen an der Glocke meine Aufmerksamkeit, als ich eben das Brevier betete. Die Haushälterin kam herauf und meldete, daß eine Frau unten sei, die mich gleich sprechen wolle. Ich ging hinab und fand die Madame O'Flannagen, die Hausfrau von der Wohnung, wo die gute Symmons logirte.

Ich frug nach ihrem Begehr.

„Herr — sagte sie — die arme Frau Symmons ist todt."

Ich starrte erstaunt. War es ja doch erst wenige Tage, seit ich sie gesehen hatte, freilich schwach und kränklich, aber nicht mit dem Aussehen, als sollte sie

sobald von ihren Qualen erlös't werden. „Todt? — rief ich aus — an was starb sie?"

„Sie wurde ermordet, Herr, ermordet von dem Vieh — ihrem Mann. Ich hab' schon immer gedacht, es werde so kommen, ich fürchte nur, ich werde den Kerl nicht hängen sehen; er ist selbst nahe daran zu sterben. Euer Hochwürden wird wahrscheinlich doch nichts mit ihm ausrichten können, ich hielt es aber doch für eine Pflicht, es Ihnen zu wissen zu thun."

Ich ließ sie niedersitzen und forschte weiter nach diesem traurigen Vorgang. Ich will ihn nicht mit ihren eigenen Worten geben, wie er mit vielen zornigen Ausdrücken durchspickt war. Aber der Inhalt ist sicherlich derselbe.

Zwei Nächte vorher, zu sehr später Zeit, es war bereits Ein Uhr vorüber, kam der elende Symmons nach Hause, wie gewöhnlich betrunken. Er öffnete die Hausthüre selbst und schwankte die Treppen hinauf. Gegen ihre Gewohnheit war die Frau Symmons aufgeblieben. Sie erzählte am folgenden Tage, daß sie schlaflos um zehn Uhr zu Bette ging, wieder aufstand, sich ankleidete und mit Nähen und Lesen sich beschäftigte, bis ihr Mann heimkehrte. Er war in einem gräßlichen Zustand. Sein Gesicht trug die Spuren von schweren Quetschungen und ein Auge war sehr geschwollen. Er war offenbar in Streit verwickelt und stark geschlagen worden. Das schien seine Raserei neuerdings aufgeregt zu haben. Als er seine Frau sitzen sah, wankte er, unbekümmert ob ihres ängstlichen Wartens zu der mitternächtigen Zeit, auf den Tisch

zu, wo sie mit ihrer Arbeit war, und schrie in trunkener Wuth mit heiserer Stimme:

„Was zum T— soll das Aufbleiben bedeuten? Feuer und Licht so verschwenden! Ich will verflucht sein, wenn ich eine solche Verschwendung dulde. Du willst mich, Weib, heimlich beobachten, um mit deinen Nachbarn zu schnattern, zu welcher Zeit ich von meinen Freunden heimzugehen beliebe. Pack dich, ich will nichts von diesem Unsinn, geh' zu Bett — und kein Gewinsel — thu' was ich dich heiße — oder bei —"

„Du bist verwundet, lieber Heinrich — versetzte sie milde — laß mich über die Geschwulst deiner Stirne Umschläge machen, ich will Essig aus dem Speiseschrank holen."

„Marsch weiter mit dir und deinem Essig! thu' wie ich dir sage oder bei allen Teufeln in der Hölle, ich bringe dich um —"

Das Folgende ist fast zu schrecklich um erzählt zu werden. Es genügt zu sagen, daß Frau Symmons in Ohnmacht und Herzenskümmerniß matt auf einen Sessel sank. Ein heftiges Weinen erleichterte einigermaßen ihr überladenes Herz. Der Teufel in menschlicher Gestalt, der vor ihr stand mit funkelnden Augen und schnaubenden Nüstern und von dem jede Miene den Stempel höllischer Leidenschaft trug, heulte sie an wie eine wilde Bestie — sprang auf sie, packte sie mit gräßlichen Griffen, stieß ihre bleiche herabgekommene Gestalt auf den Boden, versetzte ihr viele Tritte mit seinen eisenbeschlagenen Schuhen und vollendete seine

infernale Brutalität, daß er ihr zuletzt noch auf die Brust sprang.

Ach, daß ich Ihnen so Schreckliches sagen muß!

Dann machte er sich augenblicklich davon.

Die Nachbarn waren bei dem Getümmel und Lärm aufgewacht, aber wohlbekannt mit der Heftigkeit von Symmons Charakter fürchteten sie sich nachzusehen, bis sie ihn die Stiege wieder hinabgehen und das Haus verlassen hörten. Dann, hinreichend erschreckt, schlichen sie in das Zimmer und fanden zu ihrem Schrecken die gute Frau, wie todt ausgestreckt am Boden und blutend an Mund und Nase.

Einer rannte augenblicklich zum nächsten Chirurgen. Er kam und öffnete ihr eine Ader, welche lange nicht fließen wollte, endlich folgten einige Tropfen, dann ein dünner Strahl und die Dulderin kam zum armseligen Bewußtsein.

Der Chirurg untersuchte das arme zerschlagene Geripp ihres Leibes. Es war von Kopf bis zu den Füßen voll von Quetschungen, von denen wenige neu waren, man sah, daß die üble Behandlung, von der sie nie hatte verlauten lassen, lange schon und häufig stattgefunden habe; drei Rippen waren ihr gebrochen — ihre linke Seite und die Brust schrecklich beschädigt.

Der Chirurg war ein Mann voll Menschenfreundlichkeit; er unterließ nicht nur die üblichen Fragen, wo dieser gräßliche Zustand herrühre, sondern sprach gütig und freundlich, verordnete ein starkes Beruhigungsmittel und versprach, in kurzer Zeit wieder nachzusehen.

Bald darauf gegen Morgen, schien sie nahe am Verscheiden. Der graue Schatten des Todes nahte sich unaufhaltsam ihrer eingefallenen Gestalt. Kalter, klebriger Schweiß stand in Perlen auf ihrer Stirne; Alles schien ihrem umflorten Auge dunkel und düster, aber ihre Seele war klar und ruhig, ja sogar glücklich, so unglaublich es scheinen mag. Ihr hilfloser Leib war mit Ausnahme der linken Hand, gelähmt; mit schwachen Fingern winkte sie dem guten Weib, das bei ihr saß und bat mit leisem Flüstern, nach dem Priester zu schicken, da sie sich am Scheiden fühle. Ein Bote rannte augenblicklich mit der Eile, die Irländer in solchen Fällen an den Tag legen, fort. Ihr Beichtvater kam sogleich. In der heiligen Wegzehrung empfing sie Den, welcher mehr erduldet hatte und auch für sie gestorben war. In seinem Leiden fand sie den größten Trost und Halt.

Sie empfing dann die heilige Oelung und das Sakrament beruhigte jedes ängstliche Gefühl. Ihr Trost war im Herrn. Sie hatte Vieles, sehr Vieles im Leben erduldet, aber sie erfuhr auch die glorreichen Tröstungen ihrer Religion im ganzen Umfang. Sie hatte Gott redlich im ganzen Leben gedient, so verließ Er sie auch nicht am Ende, sondern blieb ihr einziger Freund und allbarmherziger Tröster. Kein Murren noch Klagen kam über ihre sterbenden Lippen. Brünstig betete sie für ihren verführten Mann, der so der Mörder seines Weibes und einzigen Kindes war. Sie betete, daß Gott sich seiner erbarmen möge, wenn sie von ihm genommen würde, daß die Reue in sein

Herz komme, daß ihm nichts Böses begegne. Sie verzieh ihm aus ganzem Herzen, sie versicherte, daß er sie gewiß nicht habe umbringen wollen, und daß es nur ihre Schuld gewesen sein möchte. Zuletzt bat sie, ihre abgemagerten kranken Hände zusammenfaltend — ihre sterbenden Augen, demüthig und liebevoll auf das Crucifix gerichtet, schwammen in Thränen — daß Der, welcher auf diesem geheiligten Zeichen der Erlösung starb, sie in Gnaden mit ihren Eltern, mit ihren Kindern im Himmel vereinige. —

Sie starb den Tod des Gerechten; möchte mein Ende sein wie das ihrige.

Nach dem falschen Gefühl der Nachbarn und ihrem Respekt für die letzten Wünsche der Frau Symmons wurde keine Anzeige von dem unvorhergesehenen Todfall bei den Behörden gemacht.

Sie wurde noch an demselben Abend in ihrem Sterbekleid und Sarg beigesetzt. Von Symmons verlautete nichts und man dachte, er habe sich versteckt, um der Strafe für sein Verbrechen zu entgehen.

Wie dem auch sei, so wurde doch in der folgenden Nacht, nach halb zehn Uhr, die gute Frau von der Nebenwohnung, die da saß, Todtenwache hielt und mit irischer Treue und katholischer Innigkeit für die Ruhe der abgeschiedenen Seele betete, in ihrer Andacht aufgestört, indem sie einen schweren, doch behutsamen Schritt vernahm. Sie glaubte ihn zu kennen und schauderte. Es war der des Mörders, der seinem Opfer nahte. Dann hielt es ein, als ob der schuldige Mörder in Furcht vor Entdeckung horchte: dann nahte

es, hielt wieder auf einige Minuten — das Herz der alten Frau stand fast stille vor Furcht. Nach einer langen Pause, die fast endlos schien, hörte sie die Thürklinke leise aufheben, die Thüre öffnete sich ein kleinwenig, bis sie einen Fuß breit offen war und ein gläsernes Gesicht drängte sich vor, das einen geisterartigen Ausdruck von Furcht und Besorgniß trug. Die Frau sagte nachmals, sie sei zu erschreckt gewesen, um zu sprechen oder zu schreien. Die Augen dieses todtähnlichen Gesichtes streiften durch das Zimmer, hefteten sich auf die alte Frau im Sessel und mit einem Basiliskenblick starrte er sie furchtbar an. Dann folgte langsam der Kopf mit der hageren und verwüsteten Gestalt Symmons, welche wie eine Gliederpuppe in das Zimmer strich, so steif war er, so schwer und steinern war sein Tritt.

„Weib — sagte er in einem langgezogenen und zischenden Tone, wovon jede Sylbe wie ein Dolchstich durch ihr Gehirn drang — wo ist meine Frau?"

Der Bann des Schreckens war vorüber, der Zauber brach. Auf sprang das alte Weib mit der Macht der Wahrheit, empört über die der Todten geschehene Unbill.

„Hier, Mörder! hier ist deine Frau!" sagte sie auf das Bett zeigend.

Mit einem großen Schritt war er am Lager der einst blondhaarigen Käth — der einst glücklichen geliebten Frau seiner Jugend — nun das kalte leblose Denkmal seiner Brutalität.

„Sie ist todt! sie ist todt! — schrie er — mein Gott! mein Gott! was habe ich gethan!" Er stieß

einen langen durchbohrenden Schrei aus, einen Schrei der Qual; wer ihn hörte wird ihn sein Lebenlang nicht vergessen, riß seine Arme in die Höhe, schüttelte sie, schlug die Hände zusammen, starrte eine Weile mit herausgetriebenen Augen und seine Lippen öffneten sich langsam, bis alle Zähne sichtbar waren; eine geisterhafte Farbe braunweiß verbreitete sich über sein Gesicht, dann ein rother Flug — und schwer stürzte er zusammen.

Die arme Frau schrie laut um Beistand, die Nachbarn eilten herzu und hoben den Mörder auf; aber augenblicklich schlug er um sich mit seinen kräftigen Armen, wie eine galvanisirte Leiche; mit schrecklichen Schlägen streckte er zwei, die ihm Hilfe leisteten, nieder.

Sein Gesicht trug sichtlich den traurigen Ausdruck des Todes; er stürzte gegen das Bett, dann färbte dieselbe schreckliche Fluth seine Züge. Er glotzte und rasete wie ein Irrsinniger. Er war wahnsinnig geworden.

Ihr erster Gedanke war an seine unglückliche Seele; so schickte sie nach mir.

Ich fand ihn zu Bett, — der Sarg war fort, — sechs starke Männer mußten den Mann niederhalten, sie hingen mit ihrer ganzen Schwere an seinen Gliedern und doch hob und stieß er sie mit krampfhafter Kraft jeden Augenblick, als wenn sie eben so viele Kinder wären. Ein Thürschlüssel wurde ihm zwischen die Zähne gelegt, um zu verhüten, daß er sich in die Zunge beiße, und er biß darauf als wollte er ihn zermalmen. Die Adern seiner Stirne waren wie ein Bündel knotiger Stricke

und seine herausgetriebenen Augen rollten zitternd und bebend. Welch erschreckliche Lehre war dieser elende Mann für seine Trinkbrüder in dieser furchtbaren Stunde der Vergeltung!

Der Chirurg kam und da ich ihm nicht nützen konnte, trug ich ihm auf, mir es sagen zu lassen, wenn er etwas zum Bewußtsein gelangt wäre, weil ich hoffte, seine Vernunft werde eine oder zwei Stunden vor seinem Tode zurückkehren. Es war so. In der folgenden Nacht wurde ich gerufen.

Ich kam und fand ihn schrecklich verändert. Sein ganzes Fleisch schien vertrocknet und seine Haut geschwärzt von dem starken und tödtlichen Fieber, das ihn durchschüttelte. Eine Zwangsjacke hielt seine Arme. Seine Augen umgab halb ein dunkler Ring — das Weiße darinnen war dunkelroth geworden, die Lippen eingerunzelt und mit brauner Kruste überzogen — der Tod saß in jedem Zuge. Sein stierer Blick machte mich schaudern; er zeigte volles Bewußtsein, aber auch volle Verzweiflung.

„Symmons — sagte ich — mein armer Kerl, deine Stunden sind gezählt, es wäre grausam, dich zu täuschen — in kurzer Zeit wirst du vor deinem Schöpfer erscheinen; gib dir nun Mühe, mein guter Freund, mit ihm Frieden zu schließen. Denk' um Gottes Willen! nicht, es wäre zu spät zur Reue.“

„Reue — sagte er mit einem geisterhaften Blick — es gibt keine Reue für einen Elenden wie ich. Ich werde verdammt, verflucht für alle Ewigkeit. Die ganze Nacht und den Tag über sah ich mein ermor-

detes Weib und meinen Sohn am Bette stehen, die mir drohten. Bisweilen zeigten sie mit ihren Schatten-Fingern auf die Ecke des Zimmers und dort sah ich die höllischen Feinde meiner höhnen und spotten. Dann sammelten sich die verfluchten Geister um mein Bett und beugten ihre gräßlichen Fratzen über mich; gebunden wie ich war, konnte ich nicht zurückweichen; sie grinsten mich an und mit höhnischem Gelächter erzählten sie mir von meinem Empfang heute Nacht in der Hölle. Mein Herr, ich habe zu schwer gesündigt. Für mich gibt es keine Gnade mehr. Ich habe jede Gnade Gottes mißbraucht, und gemordet die nun zwei Engel im Himmel sind! Herr! die Sakramente, die Sie mir reichen wollten, würden mir nur noch mehr zur Verdammniß gereichen.

Vergebens stritt ich gegen seine ganze Verzweiflung, Er war taub gegen alle meine Bitten. Er wollte nicht beichten — sagte, daß es unnütz wäre, er könne nicht — wolle nicht bereuen. Dann änderte sich der Gedankengang seines Geistes. Er brach in schreckliche Gotteslästerungen aus, zu schrecklich, um selbe nachzusagen; es war als hätten sieben Teufel und mehr noch von seiner Seele Besitz genommen. Jämmerliche Ausrufungen, ihn zu schützen vor seiner Frau und seinem Kind, deren Geister ihm erschienen und ihn quälten. Dann sang er Stellen eines lüderlichen Liedes wie im schwärmenden Chor seiner früheren Trinkbrüder. Dann ergoß er wahnsinnige Ausrufe von Furcht und Qual, schreiend wie nur ein verzweifelnder Sünder schreien kann, daß schreckliche Teufel sich um

sein Bett sammelten, seine Seele in die Hölle zu tragen, deren blaue leckende Flammen er deutlich zu sehen behauptete.

Aber warum diese Schreckenscene noch verlängern? Ich war ganz versteinert, Alle waren mit Furcht erfüllt. Um Mitternacht, als der summende Ton der Thurmuhr schwer und dumpf durch die Luft zog, stieß er ein langes, schreckliches Geheul aus — und verschied.

IV.

Das verwunschene Schloß.

I.

Als ich mich noch als Missionär auf dem Lande befand, führte mich einst mein Beruf in das Gefängniß der Grafschaft, um einen Verbrecher für die Ausführung vorzubereiten. Es wurde spät bis ich nach Hause kam, erschöpft von der Arbeit des Tages begab ich mich zur Ruhe. Bald schloß der Schlaf meine müden Augen, und frei und ungehemmt schweifte ich in dem glücklichen Lande der Träume.

Scenen aus meiner Kindheit gingen vorüber, längst gestorbene Freunde mit ihren altbekannten Gesichtern und dem früheren Lächeln des Wiedererkennens, verkehrten mit mir, und ich wunderte mich nicht über ihr Wiedererscheinen. Die alte Anhänglichkeit lebte wieder auf und der freundliche Austausch mit den Todten dünkte mir so kostbar, wie unerwartetes Quellengeriesel dem durstigen Wanderer in der Wüste.

Dann veränderte sich mein Träumen plötzlich. Ich war in ein gefährliches Unternehmen verwickelt. Mein Leben, meine Freiheit, mein Theuerstes stand

auf dem Spiel. Ich wurde durch die Schlechtigkeit eines meiner Nächsten und Theuersten betrogen, gerieth in Untersuchung, wurde verurtheilt, in einen dunklen schrecklichen Kerker geworfen, dort, so gut ich's vermochte, meine verzweifelnde, geängstigte Seele für die Hinrichtung vorzubereiten. Nur sieben kurze flüchtige Stunden lagen noch zwischen dieser Mitternacht und dem Platze der Execution, dem Beile des Henkers und der gräßlichen, entsetzlichen Umgebung des Todes. Erschöpft sank ich auf die steinerne Bank, die wie zum Spott bestimmt ist für den letzten Schlaf, den der Verurtheilte genießt, bevor die ernste und traurige Wirklichkeit des Lebens vorüber ist — ehe seine Seele aus dem zitternden klopfenden Körper fährt.

Da packte mich plötzlich ein Gedanke der Flucht. Ich mochte nicht sterben. Gerne wollte ich durch das Leben kriechen, als der geringste, niedrigste, verachtetste meiner Mitmenschen — wollte die drückendste Armuth ertragen, die bitterste Neige des Elends trinken — Alles lieber, als so ohne alle Theilnahme auf dem Schaffot zu enden.

Ich hatte in schönen Büchern gelesen, wie heilige Männer in ihrem letzten Augenblick alle Fassung behalten, wie die Martyrer unter den gräßlichsten Qualen heiter verblieben — und ihre befreiten Seelen zum Himmel flogen. Ich hatte den unerschrockenen Muth, die standhafte Geduld zarter Jungfrauen bewundert: die Marterwerkzeuge, das Schwert des Henkers waren machtlos an ihnen; weder geschmolzenes Blei noch kochendes Oel konnte ihnen einen einzigen Seufzer

oder ein Murren erpressen — und ich, ein starker Mann, rang die Hände in Verzweiflung und weinte wie ein Kind!

Ich wollte entfliehen! wollte jetzt die Bosheit meiner Verfolger verspotten! wollte mich rächen — und wußte nicht wie, wann und womit. Ich wollte eine große schreckliche Rache über die verhängen, die so ungerecht nach meinem Blute gedürstet. Bleiche Gestalten mit Federmausflügeln umflatterten mich und wisperten: „Flieh! flieh!“ Mit Tigersätzen sprang ich an die hohen festverrammelten Fensterflügel, rüttelte an ihren Eisenstäben, bis mir die Finger bluteten. Aber umsonst — sie blieben fest und unbeweglich.

Erschöpft, starr vor Verzweiflung warf ich mich auf das steinerne Lager. Der Angstschweiß vor dem nahen Tode stand mir dick auf der Stirne, während mich diese gräßlichen Gestalten umschwebten und mit fleischlosem Munde die schauerlichen Worte kreischten: „Für den Bösewicht gibt es keine Flucht!“

Ich drückte meine blutigen Finger vor die Augen um so gespenstige Gestalten abzuwehren, welche meinen Geist mit wahrer Höllenangst erfüllten. Dann raunten mir die unsauberen Quälgeister etwas von Selbstmord, dem letzten Rettungsmittel eines schuldbewußten Feiglings in die Ohren — aber auch dazu fehlten mir die Mittel. „Erdroßle dich!“ zischelte ein gemeiner verführerischer Ton, der mich mit seinen ränkesüchtigen Eingebungen beherte. „Brave und ehrliche Leute — die sich und ihrer Würde getreu blieben — haben sich so selbst vor der Schande und den Schrecken einer

öffentlichen Hinrichtung erlöst, haben sich so die Ruhe des Grabes gewonnen."

Mit krampfhaften Drücken griffen meine Hände nach dem Hals; das Hohngelächter des bösen Geistes schlug an's Gewölbe. In zehn Secunden hätte ich in der Ewigkeit sein können; in der kürzesten Zeit wäre meine schuldbelastete Seele vor ihrem Schöpfer erschienen, mit der schweren Sünde des Selbstmordes, die nur in ewigen Qualen gebüßt werden kann: Wäre mir die Gnade Gottes nicht plötzlich zu Hülfe gekommen.

Die Worte des Psalmisten: „Hoffe auf Gott!" erklangen mir voll süßen und heiligen Vertrauens. „Hoffe auf Gott, denn er ist gnädig, gütig und erbarmend!" drang durch mein Herz und stillte seine heftigen Schläge. Meine sündhaften blutigen Hände ließen von ihrem Vorhaben ab, sie falteten sich zum Gebet um Verzeihung für das schwere Verbrechen, welches ich beabsichtigte und das ich in schwerer Versuchung beinahe vollführt hätte. Ein reicher, erquickender Thränenregen schauerte mir von den Augen, als ich innigst betete, daß mein himmlischer Vater diese große Sünde verzeihen möge. Ein Gefühl sanfter und ergebener Ruhe beschwichtigte meine Seele; ich fühlte, die Bitterkeit meines bevorstehenden Todes war überwunden.

In Gebet und inniger Vereinigung mit Gott vergingen die Stunden. Nicht länger verwundete die Glocke des Gefängnisses mit ihren dumpfen Schlägen mein Ohr mit der ernsten Mahnung: „Gefangener! du hast nur noch eine Stunde Lebenszeit!" Die graue Morgendämmerung begann und erleuchtete düster die

Zelle. Mein Auge ging über ihre engen Gränzen. Bald stahl sich ein schiefer Sonnenstrahl durch das vergitterte Fenster und zeigte die Namen früherer Gefangener, von ihren eigenen Händen eingekritzelt, zur absonderlichen Verewigung ihres Ruhmes, bevor sie auf das Schaffot stiegen.

Auch mein Name — dachte ich — mag ein ewig dauernder Vorwurf bleiben, aber Gott und seiner unbegrenzten Barmherzigkeit empfehle ich meine Seele. Der Mensch mag ungerecht richten, mag mit verfeinerter Grausamkeit ungerechte Urtheile vollführen: Aber auf Dich, o Herr! den Heiligsten und Erbarmendsten habe ich mein Vertrauen gesetzt. In te Domine speravi, non confundar in aeternum!

Aber horch! Echo von Fußtritten schlägt durch die verzweigten Gänge an meine Zelle — es naht: Die Diener der Gerechtigkeit, die Vollstrecker ihrer blutigen Beschlüsse, sind da. Meine Stunde ist wirklich gekommen. Ein Schlüssel wird in das hohe Schloß der eisenbeschlagenen Thüre gestoßen. Mit lautem Knarren dreht er sich. Mein Herz hämmert mit athemlos, entkräftigender Angst an die Rippen. Ich erwache endlich, auffahrend vor Schreck und es vergingen einige Minuten, bis ich die wohlbekannte Stimme meiner alten Haushälterin erkenne, die mir meldet, daß ich zu einem Kranken gerufen werde.

II.

„Ein Gang zu einem Kranken" tönte es wieder vom Munde meiner Haushälterin, bevor ich in den vollen Besitz

meines Bewußtseins gekommen und die Schrecken meines Traumes verschwunden waren. Hastig kleidete ich mich an; auf die Frage, wer mich habe rufen lassen, erfuhr ich, daß ein armer Mann, eine gute Stunde von meiner Wohnung am Ende des Moores, krank sei. Ein bleiches mageres Mädchen von zwölf oder vierzehn Jahren war dazu mein Führer.

Es war eine kalte Winternacht oder eigentlich ein Wintermorgen, denn es ging schon gut über ein Uhr. Das Kind war elend gekleidet, sah schwach und matt aus von dem weiten Weg; ich hatte ihr vor unserm Auszug einige Erquickung gegeben; meine gute alte Haushälterin half ihr mit einem abgetragenen aber warmen und guten Mantel; als sie hinreichend ausgeruht hatte, machten wir uns auf den Weg.

Da ich erst vor Kurzem an diesen Posten gekommen war und das umliegende Land wenig kannte, so hätte ich mich in dem pfadlosen Wirrsal des Moores sicherlich bald verirrt, aber meine kleine Führerin schien mit richtiger Kenntniß den Pfad zu wittern. Der Mond gab bisweilen einen wässerigen Schein, dann war er häufig wieder bedeckt von dahinziehenden Wolkenmassen, die über die winterliche Fläche trieben; die weite Ferne und die engen Thäler, durch welche wir eilten, lagen bisweilen in tiefem Dunkel verhüllt. Ein aufgeschreckter Hase sprang mit schnellen furchtsamen Sätzen und barg sich im nächsten Dickicht, wo ihn unsere nachfolgenden Schritte bald wieder aus seinem warmen heimlichen Lager versprengten. Das schrille Schwirren des Schwarzspechtes, wenn er über unser Erscheinen

in seinem einsamen Bereiche erschrocken aufflog, der klagende Ton des Gibitz, den wir an seinen breiten zarten Schwingen erkannten, wenn er nur wenige Schuh über unseren Köpfen dahinflog: das ließ uns deutlich gewahren, daß wir durch Gegenden wanderten, die selten der Fuß eines Menschen betritt.

Zu solcher Stunde, bei so wilder und trostloser Scenerie, macht wohl die ernste Größe der Natur einen tiefen Eindruck auf das Herz des Menschen. Zu solch einer Zeit, in so einer Gegend scheinen uns die Wege Gottes heiliger, mehr unergründlich, deutlicher mit dem Siegel der göttlichen Güte und unbegrenzten Weisheit bezeichnet, mehr als wenn wir uns im Wirrsal der Alltäglichkeit bewegen. Der schreckliche Traum der jüngsten Stunde, die unaussprechliche Angst, das überwältigende Gefühl von Schimpf und Schande, das meine Sinne im mitternächtigen Schlafe gefangen hielt — das Alles gab meinen Betrachtungen eine erhöhte Färbung als ich auf das einsame Haus mitten im Moor hinaussteuerte. Indessen will ich, wenn meine Leser die Abschweifung verzeihen — vorläufig einen Nebensprung machen.

Es knüpfte sich immer etwas Geheimnißvolles an dieses einsame alte Haus. Die Sage ging unter dem Volk, daß es vor hundert Jahren von einer alten reichen Familie bewohnt worden war. Ihr Wohlstand verringerte sich jedoch plötzlich und der Ruf ihres Glanzes erlosch durch die wüsten Ausschweifungen des letzten Sprößlings Hilton Grange. Alte, grauhaarige Leute überlieferten schreckliche Geschichten von dem sündigen

Treiben des Letzten dieses Stammes. Wenn der „Weihnachtsblock" lustig auf dem weiten Heerd der vermöglichen Bauern brannte, wenn das alte braune Bier seine Kraft erprobt und die Herzen der heiteren Gäste fröhlich gemacht hatte, wenn das Weihnachtlied gesungen war und die Vermummten*) ihre plumpen Possen aufgeführt hatten: dann verfärbten sich die Wangen der Buben und Mädchen, und ihr unterdrückter Athem zeigte von dem Interesse, mit welchem sie auf die Erzählungen von dem Untergang dieses verdorbenen Stammes lauschten. In den Kriegen mit der Rose war die Familie treu zum Hause York gestanden, durch Abfall rettete sie ihre weitläufigen Besitzungen unter Elisabeth's Regierung, doch ging wieder mehr als die Hälfte verloren als sie sich auf die Seite Karl I. gegen das Parlament schlug. Unter dem Regiment seines entarteten Sohnes verschwanden langsam ihre Besitzungen, da sie zu treulich die Fehler des Hofes copirten. Aber in dem letzten Sprößling waren alle Sünden seiner unglücklichen Ahnen vereinigt. Man sprach ernstlich davon, daß er einen Pakt mit dem Erbfeind der Menschen abgeschlossen — seine Seele dem Satan verkauft habe, für den erbärmlichen Preis eines irdischen Wohlstandes und um wenige Jahre in seinem gottlosen, verbrecherischen Lebenslauf ungestört zu sein; daß er dann zur bestimmten Zeit und Stunde

*) Die Weihnachtsfeuer waren früher überall üblich, vgl. J. W. Wolf Beiträge I. 177 ff., dabei gab es allerlei Mummenschanz und andere noch aus dem Heidenthum stammende abergläubische Gebräuche.

— während einer mitternächtigen Orgie, als Wein und gemeine Lust unbändig tobten — von einer unsichtbaren Hand aus diesem abscheulichen Getreibe der gottlosen Schwelger gepackt, herausgerissen und mit übernatürlicher Macht gegen das dunkle Getäfel des Zimmers geschleudert worden sei, so daß sein Gehirn und Blut zusammen am Boden lagen. Andere, weniger abergläubische und sicherlich verständige Leute vermutheten, er sei in einem trunkenen Streit erschlagen worden.

So viel jedoch ist gewiß, daß nach seinem geheimnißvollen und frühzeitigen Ende das alte Herrenhaus verlassen blieb. Der Rest des einst so weitläufigen Gutes wurde verkauft um lang angehäufte Schulden zu bezahlen, aber Niemand war beherzt genug, dieses Haus, wo Verbrechen und Blutschuld so schrecklich eingebürgert waren, zu bewohnen. Die Zeit, die in Alles Eingriffe macht, was ihren Verwüstungen ausgesetzt ist, zeigte sich bald schwer an den Giebeldächern, den aus Elisabeths Zeiten herstammenden zierlichen Thürmen und dem zinnentragenden Vorbau. Die Fensterflügel, die einst mit dem reichen Schmuck von Glasgemälden geziert waren, in denen viele alte Erinnerungen der Frömmigkeit und des Heldenmuthes aufgezeichnet standen — hatte ein großer Sturm eingeschlagen, der freie Wind und der Regen des Himmels drangen ungehindert ein und vervollständigten die Ruine auch im Innern.

Zehn Jahre vor dem Beginn meiner Erzählung verbreitete sich die Kunde, daß es in dem alten Schloß spucke. Ein Wilderer, der in dessen Nachbarschaft

Schlingen legte, wurde von seiner nächtlichen, unerlaubten Arbeit verscheucht, denn lautes Geschrei drang aus dem alten Gebäude, ein blauer überirdischer Lichtstreif flimmerte einige Minuten im Ritterhaus, erlosch sodann und ließ die schwere Masse des Hauses in dem früheren dichten Dunkel.

Timm Wallace — so hieß der Wilddieb — nahm seine Beine über die Achsel und rannte spornstreichs unaufhaltsam, bis er bleich und athemlos ins Wirthshaus kam. Glücklicher Weise für ihn hielt so eben ein Clubb Kolbenspieler ihre letzte Feier in dieser Saison bei Schmaus und anderen gastlichen Freuden. Sie sangen gerade im Chor das bekannte tröstliche Lied:

„Jetzt geh'n wir nimmer heim"

als Timm verzaust und mit entsetzten Augen in ihr Zimmer stürzte. —

Da glaubte doch jeder der Spieler, daß sein Haus, Hof und Gut in Feuer stünden und daß Timm komme, die Schreckensnachricht zu bringen. „Feuer, Teufel, Geister!" war Alles, was der Arme hervorstottern konnte, bis ein Glas heißen Punsches ihn wieder zum Bewußtsein brachte. Dann erzählte er sein nächtliches Abenteuer, wobei er natürlich aus Motiven der Klugheit nichts von den Schlingen erwähnte, die er den armen Katzen gelegt hatte, und putzte dabei seinen Bericht so wundervoll heraus, daß die würdigen Pächter in feierlicher Versammlung verharrten, bis sie buchstäblich ihr ruhmvolles Gelöbniß erfüllt:

Jetzt geh'n wir nimmer heim
Bis daß der Tag am Himmel scheint.

Nachdem sechs weitere Bowlen guten Punsches getrunken waren und der Verstand der Gesellschaft sich ein wenig benebelte, wurden solche Beschlüsse gefaßt, wie folgt:

1) Daß es im alten Herrenhause spucke.

2) Daß der Geist des bösen Squire Hilton, den der Teufel entführt habe, da und dort gequält werde.

3) Daß sich, nach dem Frühstück eine Deputation zu dem Herrn Pfarrer verfügen solle, um Seine Hochwürden zu ersuchen, den Geist in das rothe Meer oder einen sonst passenden Platz zu bannen.

Demgemäß gingen am nächsten Morgen ihrer Viere vom Clubb, an der Spitze der Küster - welchen sie mit einer halben Krone und einem Fäßchen Bier bestochen hatten — in corpore in die Pfarrei. Sie brauchten nicht lange zu warten, denn der freundliche Herr hatte sein Frühstück beendet, in seinem „Geistlichen Führer" geblättert und war eben daran, da das Wetter kalt war, seinen großen weiten Rock zu einem Krankenbesuch im Armenhause anzuziehen.

„Guten Morgen meine Herren!" sagte der Pfarrer mit einem behaglichen Lächeln auf seinem holdseligen und rosigen Antlitz. „Was gibt's Herr Stubbs?" wendete er sich munter an den Küster, als dieser achtbare Diener sein dünnes graues Haar strich und sich zwei- oder dreimal räusperte, bevor er seine Rede begann.

Der Küster war ein kleiner ausgemergelter Mann mit einem Gesicht wie ein gefrorner Apfel, er trug gewöhnlich die abgelegten Kleider aus des Pfarrers

Garderobe. Der Pfarrer war stark und stattlich, von gebieterischer Erscheinung — Herr Stubbs aber das Gegentheil, jedoch seine Ehrfurcht für die Kirche erstreckte sich bis auf die Kleider seines Patron: denn niemals duldete er, daß sie durch die profane Scheere des Dorfschneidermeisters entweiht würden. Demgemäß war die Figur, die er darinnen spielte, sehr merkwürdig. Sie fesselte die Augen und lud unwillkürlich ein, gewisse Vergleichungen anzustellen mit dem würdigen Herrn Stubbs, Pfarrküster und Todtengräber von Stedley-cum-Lea und — den kläglichen Dingen, die in einem Felde stehen, um die Vögel vom reifen Korn zu verscheuchen.

„Was hat's gegeben, Meister Stubbs?"

„Nun, Euer Hochwürden, etwas außerordentlich Schreckliches. Ein Geist hat sich sehen lassen in der Meierei zu Hilton und wir bitten Euer Hochwürden, ihn in das rothe Meer zu bannen."

„Pah, pah! mein guter Freund — versetzte der Pfarrer — Du hast von Geistern geträumt und ebenso Deine Freunde da, sonst wären sie nicht mit einer so närrischen Botschaft an mich gekommen."

„Na, na Doctor — sagte ein fetter Farmer mit doppeltem Kinn — wir haben nit geträumt. Timm Wallace sah den Geist selbst in der vergangenen Nacht — er hat ihn gesehen voll Feuer und Schwefel, nach Barmherzigkeit quicksend, wie meine alte Sau Beß, wenn man ihr die Jungen schlachtet. Er sah ihn, es ist so wahr, wie das Evangelium. Nehmen Sie ihm einen Eid auf die Bibel ab."

„Ich kenne den Timm Wallace – sagte der Pfarrer. Er ist, es thut mir leid es sagen zu müssen, ein Mensch von zu leichtfertigem Sinn, um Gewicht auf seine Reden zu legen. Aber erzählt mir mal diese sonderbare Geschichte und zwar so kurz wie möglich, denn ich muß eine kranke Person besuchen."

Hierauf machte Herr Stubbs eine lange aber nicht sehr genaue Auseinandersetzung von dem, was geschehen war und brachte seine Erzählung mit dem näselnden und spaßhaft feierlichen Tone vor, der den Küstern eigenthümlich ist. Der Pfarrer, Dr. Howard, wurde nachdenklich. Nicht daß er in diesem Falle einen Augenblick lang an einen übernatürlichen Vorgang geglaubt hätte, aber er war überzeugt, daß irgend ein verwickeltes Complott gemacht und ausgeführt worden sei, um jeden Eindringling von der Ruine fern zu halten.

Er wußte, es sei unmöglich, sein anwesendes, unwissendes, abergläubisches Auditorium eines Besseren belehren zu wollen, also nahm er ein ernstes und feierliches Gesicht an und versicherte den kleinen Stubbs und die vier wackeren Deputirten des alten Spielclubbs von Stedley-cum-Lea, den Fall augenblicklich in ernste Untersuchung zu ziehen. Sehr zufrieden mit der Bereitwilligkeit des guten Pfarrers, gingen sie weiter und Herr Stubbs erklärte seinen Freunden, welch wichtige Rolle er bei dem bevorstehenden Verfahren zu spielen haben werde.

Dr. Howard aber, nachdem er im Armenhause seinen Besuch gemacht hatte, bestieg sein Pferd und ritt zu einem Freunde beim Magistrat in der Nach-

barschaft, ihn zu Rathe zu ziehen. Das Ende der Berathung war, daß eine starke Abtheilung von Constablern, geführt von zwei obrigkeitlichen Personen, noch desselben Nachmittags in das verlassene Haus von Hilton sich begab und eine genaue Untersuchung des Innern begann.

Lange wurde ihre Beharrlichkeit getäuscht. Kein Schein, daß es bewohnt sei, zeigte sich. Alles trug die traurigen Zeichen des Verfalles und ungestörter Verlassenheit. Die Böden der meisten Zimmer waren mit vielen Trümmern vom Stuck der Decke bedeckt. Die Wände waren beschmutzt und schwarz von tröpfelnder Feuchtigkeit und Schimmel. Die Fäulniß hatte große Verheerungen angerichtet. Die Dielen zerbröckelten, der Druck der Fußtritte blieb darinnen sichtbar. Große Spinnengewebe hatten sich in den Winkeln der leeren Zimmer aufgespannt, Miriaden von ehemaligen Sommerfliegen steckten darinnen. Ein widerlicher Modergeruch, wie aus einem Grabe, ging durch die lange nicht gelüfteten Gemächer, Alles umher gab stillschweigend Zeugniß, daß seit vielen vielen Jahren die Einsamkeit des Hauses von keinem Menschen gestört worden war.

Deßungeachtet schlug Dr. Howard vor, die weitläufigen Gewölbe von Grange zu untersuchen. Es wurde angenommen, wiewohl mit Widerwillen der Leute. Ihre ängstlichen Gesichter ließen längst schon erkennen, daß es ihnen ein unwillkommener Gang wäre. Gegen die sichtbaren Dinge in dieser Welt waren sie kühn und beherzt, in vielen Fällen der

Gefahr hatte sich ihr Muth aufs beste erprobt: aber die mysteriösen Schrecken der übernatürlichen Welt kennen zu lernen, darnach trugen sie wenig Begehr, dagegen sträubte sich ihre Furcht und ihr Widerwille. Aufgemuntert durch die ermuthigende Stimme und die sichere Haltung des Dr. Howard und seiner Genossen, zündeten sie ihre Laternen an, und machten sich daran sorgfältig jeden Spalt und Winkel der Gewölbe zu durchsuchen. Nichts aber schien den Verdacht zu rechtfertigen, daß eine oder mehrere Personen verborgen wären.

Zuletzt blieb nur noch ein breitgewölbtes Zimmer zu durchsuchen übrig. Es mochte in den Bürgerkriegen ein Pulvermagazin gewesen sein; die Mauern waren von erstaunlicher Stärke und Dicke. Es hatte eine einzige Thüre aus fünf Zoll dicken Eichenplanken, dazu eine massive Bedeckung von Eisenblech und war mit Eisenstangen verrammelt. Das Schloß war von gleicher Stärke und so kunstreich in seiner Construktion, daß es jede Kraft herausforderte, es zu öffnen.

„Sprengt die Thüre", sagte Dr. Howard. Man nahm Hebeisen; vergeblich machten die Stärksten kräftige Versuche die Thüre aus ihren Angeln zu heben.

„Gebt mir das Werkzeug" — sagte ein krummbeiniger, vierschrötiger Grobschmied, dessen haarige Brust und herkulischen Arme einen von schwerer Arbeit gehärteten Körper zeigten, der fähig ist, die schwerste Kraftprobe menschlicher Knochen und Muskeln ablegen zu können. Indem er das Stemmeisen zwischen Angel und Thüre einsetzte und einen langen Athemzug that,

nahm er seine ganze gigantische Kraft zusammen, daß die Adern an Hals und Schläfen bis zum Zerspringen aufliefen und seine Brust unter dem mächtigen Athem sich hob, wie die großen Blasebälge in seiner eigenen Schmiede.

Dreimal hatte er gerastet und den Schweiß mit seinen breiten härenen Händen von der schwarzen Stirne gewischt. Beim vierten Versuch, als er seine ganze ungeheure Kraft aufbot, wurde die Thüre krachend eingedrückt und der Schmied stürzte kopfüber in das Gewölbe. Flüche und Verwünschungen und ein Ringen auf Tod und Leben tönte aus dem dunklen Gewölbe. Die Constabler drangen mit den zwei Beamten ein; bei dem Licht ihrer Laternen sah man den kühnen Schmied im wüthenden Kampfe mit zwei kräftigen und entschloßen darein schauenden Spitzbuben.

Des Schmiedes linke Hand hatte, wie ein Schraubstock, den Einen an der Gurgel gepackt, mit der rechten Hand schützte er sich mittelst seines Eisens gegen die wüthenden Schläge, die der andere Wicht mit einem mächtigen Knittel gegen seinen Kopf führte. Die Beiden wurden schnell entwaffnet, bevor der gute Schmid weiteren Schaden, als eine tüchtige Quetschung am Kopf nahm, einen Schlag, der hingereicht hätte, jedem gewöhnlichen Menschen die Hirnschale zu zerschmettern, den er aber gar nicht achtete.

Dann untersuchte man das Gewölbe. Eine vollständige Vorrichtung um Münzen zu schlagen, wurde entdeckt, Schmelzöfen und Tonnen, eine Menge nachgemachter Stempel, Schillinge und halbe Kronen in

großem Betrag, ganz nett in Säcke gepackt und ganz gut nachgeahmt, um bei zufälligem und schnellem Anschauen getäuscht zu werden.

So wurde die Quelle dieser nächtlichen Erscheinungen, dieser übernatürliche Schrecken entdeckt, die den benebelten Verstand der guten Leute von Stedley-cum-Lea noch mehr verwirrt hatten. Die beiden Angeklagten kamen in Untersuchung, wurden verurtheilt und auf Lebensdauer außer Land gebracht. Bevor sie England verließen, legten sie ein volles Geständniß ab und machten die verschiedenen Mittel namhaft, mit denen sie die thörichten und furchtsamen Landleute vom Grange abzuhalten wußten. Zu ihrer beliebten Erfindung gehörte das Brennen des blauen Feuers (mit Terpentingeist getränktes Werg) und das Ausstoßen von schrecklichem Geschrei, welches durch die Ruinen hallte und in Tönen des Schmerzes und der Angst zurückschlug. Ohne die so schnelle und energische Dazwischenkunft Dr. Howards wären sie sicherlich noch viele Jahre im ruhigen Besitz ihres angemaßten Territioriums geblieben.

III.

Die durch diesen nächtlichen Tumult und die Gefangennehmung der Falschmünzer in dem kleinen stillen Dörflein von Stedley-cum-Lea hervorgerufene Aufregung kam allmählig wieder zur Ruhe. Deßungeachtet schüttelten einige der Weisen — vom Schlage des Herrn Pfarrküsters Stubbs, des Wilddiebs Timm Wallace und seines fetten Patron, des Farmer Hodgkin

mit dem doppelten Kinn — bedächtig ihre dicken Köpfe und erklärten, es sei und bleibe ihre Meinung, von der sie keinen Finger breit abweichen wollten, daß der Geist des Junker Hilton im Grange gespuckt und daß es in dessen Nachbarschaft nach dem Einbruch der Nacht nicht sicher sei.

Der Schulmonarch, eine dürre ladstockartige Gestalt, von braunweißer Gesichtsfarbe, voll Sommersproßen und rothhaarig, qualmte seine Pfeife während dieser Discussion in feierlichem Stillschweigen. Als man ihn um seine Meinung fragte, — denn es gab verschiedene Ansichten im Dorfe und zu den Streitsüchtigsten gehörte ein kleiner radikaler Schuhflicker, welcher stark verdächtig war, ein Freigeist zu sein — blies er langsam seine Wolken und sagte, daß die Schrift und die Geschichte beide zu Gunsten der Geister sprächen, und wenn dem so wäre, warum sollte es nicht in Alt-Grange, wie an andern Orten spucken, zumal in Anbetracht des bösen Endes, das der letzte Junker genommen?

„Aber sehen — setzte er mit ruhigem heiterem Lächeln bei — sehen, meine Herren, ist glauben!“

Seit dieser denkwürdigen Begebenheit verblieb Alt-Grange in der herkömmlichen Ruhe und Verlassenheit. Unkraut und Mauerblumen brachen alljährlich aus seinen zerfallenen Hallen und Hofräumen — wuchsen und blühten die kurze Feierzeit ihres Lebens, verwelkten und starben. Ueppig wuchernd stieg der Epheu an den massiven Steinwänden empor, schwang sich heimlich ausbreitend weiter und zog sich seitwärts mit seinen festklammernden Ranken; im schönsten Ge-

gensatz glänzte das tiefe Grün zu dem grauverwitterten Steinwerk der Ruine. Ein altes Eulenpaar, welches einige Jahre lang immer ein klägliches Lament über den öfteren Verlust ihrer Jungen erhob, die von den plündernden Schulbuben des Dorfes aus ihrem warmen Neste im Thorbogen ausgenommen worden, zog nun ihre jährliche Brut groß, von keinem spähenden Auge oder kletternden Fuße verjagt; sie schrieen und schrieen ihren Abendgesang in vollem ungetrübten Behagen.

Die von dem neblichten Herbstmorgen gezeitigte große Menge von Brombeeren, die im ausgetrockneten Wassergraben auf vielen Sträuchern wucherten — wie einladend sie auch sein mochten für die Buben und Mädchen des Dorfes — blieben unberührt. Die beste Frucht blieb ungepflückt und ungekostet. Der alte Fischteich, der in früherer Zeit die zahlreiche Haushaltung mit Fastenspeise versah und wo späterhin Timm Wallace mit seiner Wilddiebgenossenschaft nächtlicher Weile manch schweren Hecht gefangen hatte, war nun sicher vor Einbruch, und das Geschlecht der Floßenträger wuchs und vermehrte sich in friedlicher Stille. Der frühere Obstgarten, der noch jetzt einige alte Sorten enthielt. Birnen- und blühende Zwetschgenbäume mit knorrigen zerspaltenen Stämmen, den mancher Wintersturm seiner ästereichen Kronen beraubt hatte, trieb fort und fort seine Blüthen und bot zeitige Früchte, die ruhig in den Schooß der Mutter Erde fielen und in ihren weiten Raum die eingesogene Nahrung zurückbrachten. Die stattliche Terrasse mit ihren einst zierlich beschnittenen

dunklen Eibenhecken, sah nun verlassen, vergessen aus und von Unkraut und Schilf erstickt. Das vom allgemeinen Verfall beleidigte Auge konnte rundum blicken und fragen: Kann dieses der einst lustige und schöne Sitz der stolzen Familie Hilton gewesen sein? kann es, kann es gewesen sein!

Wenn in einer Winternacht der alte Postillon, der den Briefranzen nach einem benachbarten Marktflecken brachte, die nahe am Grange vorbei führende Straße fuhr, so peitschte und hieb er sein krummes altes Ponny zu einem kurzen krampfhaften Galopp und ließ in seiner Eile nicht nach, bis er die mit dem Geisterspuck behaftete Ruine hinter sich hatte.

Groß war demnach das Erstaunen des ruhigen und einsamen Dorfes von Stedley-cum-Lea als beiläufig vierzehn Tage vor dem Beginne meiner Erzählung, gleichzeitig in der Gesindstube der Pfarrei wie im Herrenstübel des einzigen „Gasthauses zum Adler“ daselbst die Rede ging, daß Hilton's Grange seit Kurzem wieder bewohnt sei.

Eine heimathlos herumziehende, arme Familie hatte in dem Trümmerwerk Obdach gesucht. Sie waren zu elend und herabgekommen durch die Armuth und deren ganzes Gefolge, um die Erscheinung eines Geistes oder Gespenstes zu fürchten. Die harte Wirklichkeit des Lebens, der Mangel des täglichen Brodes, der Jammer der hungernden Kinder, die schneidende Kälte der Dezembernächte und der Krankheitszustand des Vaters, zwangen diese armen und arbeitslosen Landfahrer zu bleiben und etwas zu rasten, um ihre erschöpften

Kräfte durch die hilfreiche Liebe der Dorfbewohner etwas aufzurichten.

Und ihre Liebe wurde nicht vergebens angerufen. Der Pfarrer sendete Decken, die brave Köchin bemühte sich selbst nach der Bequemlichkeit der Nothleidenden zu sehen und Brühe und anderweitige Nahrungsmittel für den Vater — der, wie die Köchin sagte, zu einem Atom herabgeschwunden und sehr weit in der Abzehrung war — wurden in der Meinung des guten Samaritan beigetragen.

Ich, der auch sein bischen Almosen beigesteuert hatte, dachte schon längst hinauszugehen und zu schauen, wie ich ihnen nützen könnte. Aber eine Landreise in eine entfernte Gegend, um bei den letzten Augenblicken eines sterbenden Verwandten zu sein, hatte mich daran verhindert.

In derselben Nacht nach meiner Rückkehr von dem Besuch im Gefängnisse, wurde ich dann gerufen, um dem armen Vater dieser sehr bedrängten Familie geistliche Tröstung zu bringen; zuvor wußte ich noch gar nicht, daß sie katholisch waren. Sein ältestes Mädchen hatte mich geholt.

Nach drei Uhr kamen wir in Sicht der Ruine. Die Nacht, welche stürmisch gewesen, war nun in tiefer Stille eingeschlafen. Der Mond stand am Himmel und war nahezu voll. Sein klares herrliches Licht ließ ringsum jeden Gegenstand deutlich erkennen. In scharfen Conturen zeichnete sich die alte graue Ruine auf den hellen Wolken. Näher herangekommen, hätte man jeden Stein zeichnen können, jedes schöngebildete

Ornament an dem Vorbau aus Tudors Zeit, der außerordentlich wohl proportionirte Eingangsbogen mit den unfreundlich grinsenden Köpfen unter den Tragsteinen, den tief ausgearbeiteten glaslosen Fenstern, deren Steinkreuze der Epheu draperirte, das Alles war deutlich zu erkennen, als wenn es heller Tag wäre.

Eine alte, in ihrem Verfall zitternde Zugbrücke wurde glücklich passirt. Ich kam in das ehemalige Haus des Thorwarts, wo der kranke Mann seine letzte Zuflucht genommen hatte. Mühsam klomm ich eine Wendeltreppe hinauf, deren steile Stufen sich um eine schlanke Säule wandten. Die Stufen waren ausgetreten und geborsten. Als meine kleine Führerin und ich athemlos in die Höhe kamen, ging mir eine Frau, deren hagere Züge den Stempel des Hungers und langwierigen Ungemachs trugen, mit dem Licht entgegen; sie hatte etwas so Anständiges in ihrer Erscheinung, daß sie augenblicklich Theilnahme erregte. Sie mochte in ihrer Jugend wunderschön gewesen sein, aber jahrelange Leiden hatten verwelkende Züge auf ihr bleiches kummervolles Gesicht gezeichnet.

„Bist du da, Aleen!"

„Ja Mutter, und da ist auch der Priester für den Vater."

„Gott sei gebenedeit und Euer Hochwürden Dank gesagt, daß Sie so weit im Winter herausgekommen, meinen lieben, lieben Mann zu trösten. O, möchte der Himmel Ihr Bett und die Seligkeit Ihr Lohn sein nach diesem Leben!"

Ich unterbrach den warmen Strom ihrer Segnungen, die den reinsten irischen Accent trugen und von der unbegränzten Verehrung und Freundlichkeit der Irländer gegen jeden Geistlichen zeigten — mit der Frage, wo ihr Mann wäre und wie es ihm ginge.

„Hier ist er Herr — sprach sie auf eine offene Thüre weisend — Gott und seine heilige Mutter helfe ihm! Er hat nicht mehr lange in dieser sündigen armen Welt zu leben, und ein guter Mann und ein lieber Vater war er für mich und die meinen. O barmherzige Königin des Himmels, bitte doch Du für ihn; bitte, daß Gott ihn noch ein wenig länger seiner armen herztraurigen Katheleen lassen möge."

Thränen flossen von ihren Wangen und ein krampfhaftes Weinen arbeitete in den Muskeln ihrer mageren bleichen Lippen. Ich ging in das Zimmer — obwohl an die Scenen des Elendes gewöhnt, so übertraf diese doch Alles, was ich je gesehen hatte. Auf spärlichem Stroh, daß noch dazu durchnäßt war von dem eindringenden Regen und von den Nebeln, die durch die schutzlosen Fenster des großen traurigen Zimmers drangen, lag ein offenbar erst achtunddreißig oder vierzig Jahre alter Mann, von fremder Gesichtsbildung, die sehr schön gewesen sein mochte, die Umriße waren spanisch, die Züge aber ganz griechisch. Seine hohe, breite Stirne zeigte von einem kräftigen Geist, tiefe Falten lagen über den Braunen und an dem großen, beredtgebildeten Munde; sie bewiesen, daß seine Ruhe die eines erloschenen Vulkanes war, der aus Erschöpfung schlummerte. Er lag vor mir, als das Wrack eines sehr kräf-

tigen Mannes, in einem von Opium hervorgerufenen schweren und tiefen Schlafe. Seine breite magere Brust hob sich schnell und hastig athmend, seine Hände hielten die nur theilweise schützenden Decken fest. Der Todesschweiß stand auf seinen hohlen Schläfen, schwindsüchtige Röthe färbte seine Backenknochen mit der Blüthe der Auszehrung, seine Nase war eingekniffen, ein Zeichen der nahen Auflösung. Der Tod, der allgemeine Menschenmörder, lieferte wirklich schnelle Arbeit und ich konnte gewahren, wie er in wenigen Stunden hier Ansprüche machen werde.

Ich stand und beschaute mir das Zimmer: Sessel Tische oder Einrichtung irgend einer Art waren keine da. Ein Feuer von Reisholz und Ginster war auf dem großen Herde angezündet, aber es dämpfte nur und rauchte und gab weder Feuer noch Wärme. Zwei Kinderchen von jungen Jahren und ein beiläufig achtjähriger Bube, lagen auf einigen Lumpen in einem Winkel, — der Schlaf, welcher der Jugend, wie elend auch ihr Loos sein mag, nie fehlt, hatte sie in die Arme genommen.

Ich sah wieder auf das nahe Todbett und bat die Frau, ihren Mann zu wecken, da ich ihm, ehe es zu spät wäre, die letzten Tröstungen der Religion zu ertheilen wünschte. Ich ahnte, es wäre eine Seele vor mir, die gerettet werden könnte — daß, wenn auch sein Lebenslauf wie immer nur möglich mit Elend überhäuft, mit Schwächen gefärbt, wenn auch mit Verbrechen belastet sein sollte, doch Gott in unendlicher Erbarmung seine Verzeihung ergehen ließe, um die

Seufzer und Thränen eines zerknirschten Herzens. Sie beugte sich über ihn und mit einer Stimme voll Angst und Liebe, die von Leid zitterte, flüsterte sie: „Alick, wache auf, wach' auf Liebster; der Priester des Herrn ist gekommen, deine Seele für den Himmel vorzubereiten."

Eine Anrede — wie lieb und gut!

Der Kranke öffnete seine Augen, gläsern wie vom Schleier des Todes und blickte umher, wie aus einem unruhigen Traum erwachend.

„Bist du es, liebe Mary? ich dachte, ich sei weit weg — von dir und den Kindern."

Sie sahen sich lange mit der ganzen Tiefe wechselseitiger Liebe in die Augen. Dann wendete er sich mit einem fragenden Blick an mich, indeß seine Frau zärtlich flüsterte: „Alick, Lieber! das ist der Priester, nach welchem du begehrt. O! um Himmelswillen, versöhne dich mit Gott! wenn du auf deinen himmlischen Vater vertrauest, der wird dich nicht versinken noch fahren lassen. Wir müssen Alle sterben. Alick! Möchte die gütige Himmelskönigin mein Gebet für dich, mein lieber Mann, erhören und uns mit unseren armen hilflosen Kindern wieder im Himmel zusammenführen!"

Der arme Mann faltete demüthig seine Hände, wendete seine sterbenden Blicke aufwärts, wie mit der innigsten Bitte, daß das Gebet seines betrübten Weibes erfüllt werde, dann winkte er, ihn zu verlassen, während er seine Beichte ablegte. Sie zog sich mit den Kindern in das anstoßende Zimmer zurück; ich bereitete mich zu der feierlichen Pflicht: eine letzte Beicht

zu hören. Darüber hängt natürlich ein undurchdringlicher Schleier.

Die Zeit verging — ich achtete es nicht. Aber welche Veränderung war an dem sterbenden Christen zu bemerken, als ich ihm nach den schönen Worten des Rituals die feierliche Verzeihung seiner Sünden eröffnete! Aus seinem Gesichte war die verstörte Unruhe gewichen, Etwas stilles, ruhiges, friedliches und heiliges in seinen schwindenden Zügen gab mir die frohe Zuversicht, daß er wirklich den Gottesfrieden erlangt — daß ihm seine Sünden in der That verziehen, daß er daran war, die Welt — welche ihm übel mitgespielt hatte, zu verlassen, um in die ewigen Regionen der Seligkeit einzugehen, wo „der Gottlose absteht von seinen Plagen und die Müden zur Ruhe kommen."

Ich rief nun sein weinendes Weib mit den Kindern, hieß sie niederknien und für seine scheidende Seele beten, während ich die letzten Sakramente der Kirche spendete. Er empfing sie mit wahrer, ungeheuchelter Frömmigkeit, kein Murren, kein Klagen entging seinen Lippen über sein schweres Loos. Er sagte, es sei gut gewesen, daß Alles so über ihn gekommen. Dann ließ er sich auf seine zitternden Knie aufrichten, den Leib des gemarterten göttlichen Lammes zu empfangen; seine Gebete nach der heiligen Wegzehrung zeigten, daß sein Glaube von der innigsten Liebe zu Gott begleitet, daß er ganz in Seinen heiligen Willen ergeben war und daß die Tröstungen seiner heiligen Kirche von ihm alle Todesangst genommen hatten. Ich war an manchem

Sterbebette gestanden, ich hatte den Ungläubigen, elend und verlassen in seiner Freisinnigkeit sterben sehen, ich sah den grauen Sünder, der in tolle Raserei ausbrach über die verwünschte Vorladung, welche, wie ein unerwarteter Donnerschlag, ihm verkündete, daß er sterben müsse; ich sah den jungen Mann davon gerissen in der Blüthezeit des Lebens, der vergeblich viele Jahre Aufschub gehofft und die Reue verschoben hatte. Alle diese wurden noch am Tage ihrer Reue abgerufen und fanden wie trüglich es sei, alle Hoffnung auf die letzte Sterbstunde zu setzen. Stumpfsinn oder Verzweiflung sind gewöhnlich, ich möchte sagen meistentheils der Zustand von solchen, die ihre Vorbereitung für die Ewigkeit vernachlässigt und für die letzte Stunde aufgespart haben. Nur der arme Alick hatte lange schon Weisheit gelernt in der bitteren doch heilsamen Schule der Widerwärtigkeiten. Er hatte lange schon wie ein Christ gelebt, der den Tod des Gerechten sterben will. Kein irdisches Elend konnte sein Vertrauen auf die gütige und immer erbarmende Vorsehung Gottes erschüttern. In Krankheit, Kälte und Hunger lautete immer sein Gebet: „Dein Wille geschehe“ und derselbe allbarmherzige Gott, dem er redlich in aller Widerwärtigkeit gedient hatte, verließ ihn nicht in seiner letzten Noth. In dem feierlichen Augenblicke zwischen der Zeit und Ewigkeit vergalt Er ihm Alles, was sein armer Diener so geduldig und demüthig ertragen hatte. Er hatte die Religion geliebt und geübt im Leben, nun fand er ihren Trost auch im Tode.

Als Alles beendet war, die heilige Oelung, die

Sterbgebete, der letzte Segen und die Generalabsolution ertheilt waren, winkte er seinem Weibe, näher zu treten. Sie erhob sich von den Knien, setzte sich am Boden an seine Seite, schlang ihren Arm zärtlich um seinen Nacken und legte sein Haupt sanft an ihre Brust. Ihre rechte Hand lag in der seinen, ihre Augen nahmen das letzte lange — lange Lebewohl. Meine kleine Führerin brachte nun ihren jüngeren Bruder und die Schwester, um das letzte Vermächtniß, das ihnen ihr armer Vater geben konnte, zu empfangen. Sie leiteten seine schwache Hand und legten sie ehrfurchtsvoll auf ihre Häupter. Er sah mich dankbar an, wendete sich aufwärts mit einem sehnsüchtigen Blick — seine Lippen bewegten sich im stillen Gebet — stießen einen Seufzer aus — und seine Seele war in der Ewigkeit.

Möchte nicht Jeder von uns wünschen, daß unser Ende — war das so eben geschilderte auch noch so armselig — doch demselben gleich sein möchte?

V.

Krankenhaus.

Eine der größten, von der reinsten Menschlichkeit hervorgerufenen und von der christlichen Liebe belebten Anstalten sind unsere meist unter Obhut der barmherzigen Schwestern stehenden Krankenhäuser, wo sich mit der ärztlichen Geschicklichkeit bereitwilligst alles vereinigt, um die vielen Krankheiten, „die das Erbe des Fleisches sind," zu mildern oder zu heilen.

Ohne ihre Existenz wäre das Loos der leidenden Armen ganz erbärmlich. Die Sterbelisten hätten einen unabsehbaren, jammervollen Umfang. Schwer arbeitende Taglöhner, arme Näherinen, verkümmerte Wittwen, durch Unglücksfälle beschädigte Arbeiter, die vom Baugerüste stürzen oder in das zermalmende Rad einer Maschine gerathen und jede andere Klasse armer Leidenden würden ihre wenigen Sparpfenninge bald erschöpft haben, müßten sie selbst die ärztliche Hilfe und Mittel bezahlen, würden ihr jammervolles Krankenlager bald mit dem armseligsten Begräbniß vertauschen.

Alle Ehre ihren edelmüthigen Gründern und menschenfreundlichen Stiftern und denen, die durch milde

Schankungen zur Erweiterung beitragen. Ehre und Preis aber auch jenen edelherzigen Frauen, die nach dem Vorbilde des guten Samariters, die Wunden verbinden und in engelgleicher Weise die Patienten pflegen. In besserer Absicht wurde nie Geld verwendet und es ist erfreulich zu denken, wie sorgfältig die Fond's verwaltet werden und welch enorme Menge von wirklich unberechenbaren Wohlthaten in den Spitälern des Landes allenthalben geschehen. Sie gewähren die erste ärztliche und chirurgische Hilfe, jede Bequemlichkeit, um die Schmerzen der Leidenden möglichst zu lindern und zu heilen, und' eine freundliche und geduldige Pflege der Wärterinen, deren Eifer für ihre Kranken keinen Augenblick ermattet. Tag und Nacht wird der leiseste Wunsch eines schmerzgeplagten und vielleicht mürrischen und sogar unhöflichen Patienten besorgt und allen seinen launenhaften Einfällen Genüge gethan, wenn es nicht der Gesundheit nachtheilig ist. Hat sich sein Zustand gebessert, so erhält er mit edler Willigkeit alles Nöthige, wie er es in seinem Leben noch nie erfahren, und der arme Mann, wenn er genesen ist, verläßt das Spital, in welchem er mit Gottes Hilfe seine Gesundheit wieder erlangt hat, mit den wärmsten Gefühlen der Dankbarkeit, daß für die allerärmsten Leute noch so segensreiche Anstalten bestehen.

Und doch! gerade diese Anstalten, wer sollte es glauben, sind nicht selten ein Popanz, das Schreckhafteste für eine eigene Classe von Leuten, die gerade im dienenden Stande ihre meisten Anhänger zählt. Schon das bloße Wort „Krankenhaus" ist für manch

armen Dienstboten schrecklicher zu hören als der „Tod." Manche Mägde schleppen sich fieberkrank und phantasirend bereits noch bei der schweren Arbeit des Hauses herum, sie nehmen die letzten Kräfte zusammen, bloß um zu beweisen, daß es mit ihnen noch lange nicht so arg stehe, um in das gefürchtete Spital abgeliefert zu werden, und dann erst, wenn sie gänzlich zusammengebrochen und erlegt von den Sesselträgern hinaustransportirt werden, welch klägliches Geheul! welch namenlose Angst!

Welche Spiegelfechterei hat ihren Sinn verkehrt? woher schreibt sich dieses oft noch böswillig genährte Vorurtheil? und was ist vielleicht der wahre Grund von der Sache?

Fragt man so ein unglückliches Geschöpf, das eher „resolut" ist zu sterben, als bei guter Zeit noch in das Spital zu fahren, so ist gewöhnlich die erste Ausrede, sie wollten nicht die jungen Aerzte planlos an sich „herumdoktern" lassen; auch ein früher kaum mit solchem Bewußtsein vorhandenes Schamgefühl wird rege gemacht. Der Einwand zerfällt natürlich allemal in nichts, deßungeachtet beharrt die arme Seele auf ihrer eingewachsenen Meinung, bis die eigene Erfahrung sie vom Gegentheil überzeugt.

Das zweite ist die Furcht vor der — Anatomie: Jedes in das Spital gebrachte Geschöpf werde nach dem ohnehin unfehlbar bevorstehenden Tod jämmerlich zersägt, zergliedert und — warum nicht gar, möchte man beifügen, am Ende noch verspeist und gebraten! — Es ist für zarte jungfräuliche Gemüther nun freilich

ein beängstigendes Bewußtsein; allein, abgesehen davon, daß man die letzten Wünsche des sterbenden Armen in diesem Betreff wirklich berücksichtigt oder daß Vermöglichere mit einer kleinen Summe davon sich loszukaufen vermögen — ist nicht, frage ich, unser Aller Loos noch ein viel grauenvolleres, wenn der in die Erde bestattete Leib in gräßlicher Vermoderung ein willkommener langerwarteter Schmauß des gräulichsten Gewürmes und schleichenden Gezüchtes wird — ein freilich sehr unästhetischer Gedanke, dessen öfterer Gebrauch aber unter den mannigfachen Versuchungen des Lebens immer mit gutem Erfolg zu empfehlen wäre.

Aber das „Herumdoktern" und die „Anatomie" sind meist nur beliebige Nebencoulissen, indeß der im Hintergrunde befindliche Hauptpunkt des Anstoßes ein ganz anderer ist. Man weiß nämlich, daß bald nach der Ankunft daselbst der betreffende Priester erscheint mit der freundlichen oder bestimmteren Anmuthung, sein Inneres vorerst zu reinigen, das sündenbelastete Herz frei zu machen und durch wahre Reue und Beicht die verlorene Gemeinschaft mit Gott herzustellen, damit die zur Ruhe gekommene Seele dem Leibe beistehe und helfe im schweren Streite. Das ist gewiß eine der heilsamsten Einrichtungen, die durch unzählbare Erfahrungen zum wohlthätigen Gesetz des Hauses erhoben wurde. Ist der Kranke einmal mit seinem Inneren in Ordnung gekommen, hat er sich in demüthiger Ergebenheit dem göttlichen Willen in die Hände gelegt, so übrigt die in solchem Betracht meist nur untergeordnete Störung des körperlichen Lebens und

der Erfolg ist für alle Fälle immerdar ein guter gewesen.

Aber, lassen wir das! Mach' lieber mit mir einen Gang durch die Säle eines Spitals — es wäre gleichgiltig durch welches, sie sind alle gut — nehmen wir aber doch dasjenige, wohin mich meine Krankenbesuche am häufigsten führen. Wir machen einen traurigen, aber doch nützlichen Weg, wenn man die in ihrer Schwäche befangene menschliche Natur gewahrt. Es mag dich verstimmen oder betrüben, aber der weise Mann sagt treffend: „Es ist besser in das Haus der Trauer, als in das der Festlichkeit zu gehen;“ es wird dich lehren, dankbarer gegen die göttliche Vorsehung zu sein, welche sich gegen dich barmherziger erzeigt hat, als du es verdient hast. Du bist vielleicht in diesem Asyl der leidenden Menschheit ein Fremdling. Gut. Sie öffnen die Thore nicht für Neugierige um leichtfertig durchzulaufen und mit kühler Gleichgiltigkeit die armen Insassen der Krankenbetten anzugaffen. Außer du wärest ein guter, willkommener Freund, das heißt, der geistliche Rathgeber und Tröster der Patienten; hast du aber hier nichts zu thun, würdest du eifersüchtig ausgeschlossen. Sie wollen ihre armen Pfleglinge durch keine vergeblichen und unnützen Besuche beunruhigen lassen. Aber komm' auf diesen Blättern mit mir, sieh', was ein Spital ist und wie es den Kranken geht.

Du betrittst wirklich mit einem feierlichen Gefühl das Lazareth der Leiden. Seine ausgedehnten Räumlichkeiten überraschen dich; hohe, gut durchlüftete Gänge,

reinliche, wohlgeordnete Benützung des Raumes. Der Portier beschaut dich scharf. Doch kennt er deinen Führer gut von seinen häufigen Besuchen; er macht also einen kurzen höflichen Knicks und zieht sich mit brummiger Stattlichkeit in seine Höhle zurück.

Wir gehen vorläufig noch nicht in die Zimmer, wo die durch Zufall Verunglückten liegen, sie befinden sich zu ebener Erde, um den Unglücklichen die unnöthige Qual zu ersparren, die mit dem Hinauftragen in ein weiteres Stockwerk verbunden wäre. Wir wählen für unsere Besichtigung einen der ersten Säle. Du bewunderst den Bau des Stiegenhauses, bequeme Treppen, licht und luftig. Dann kommst du in ein Zimmer, an sechzig Fuß lang, gegen dreißig breit und verhältnißmäßig hoch. Zu beiden Seiten stehen die Betten, es mögen an zwanzig sein, und alle besetzt. In geräuschloser Thätigkeit gleiten die Wärterinnen hin und her.

Betrachte einmal diese guten, wahrhaft barmherzigen Schwestern. Schöne reine Phisiognomien, rosenroth, prangend in lieblichster Jugendblüthe; andere bereits eingekränkelt, schwach und selbst leidend, man sieht, wie sie den Tod bereits eingesogen und in der eigenen Brust tragen, dann wieder ältere, feste Gestalten, die — Matrosenvolk! — dem Tod in allen Arten wundervoll in's Angesicht geschaut und nie gezittert oder nur ein Haar breit von ihrer Pflicht zurückgeschreckt wären. Und sie Alle haben Vater und Mutter und oft auch das Liebste verlassen — oder verloren, haben die ganze Welt mit ihrer bunten Herrlichkeit vergessen, um im mühevollen, rastlosen, ärmsten

Leben Dem nachzufolgen, der da sagte: „Was ihr immer dem ärmsten euerer Mitmenschen thut, das habt ihr Mir gethan.“

Nun aber betrachte auch den verschiedenen Ausdruck der Gesichter der Patienten, wie auffallend die Kennzeichen ihrer Krankheit sich abprägen. Eine Schwester hat dir gesagt, daß du dich im Nervenfieberzimmer befindest; ein furchtsames Gefühl der Ansteckung überschauert dich zuerst, wenn du diese gefährliche Krankheit zu sehen nicht gewohnt bist. Doch die Neugierde, vielleicht auch ein besseres Gefühl, siegt. Ein schneller Blick fliegt über die Betten und ihre leidenden Insassen; in gerader Linie ziehst du dich durch das lange Revier und hältst dich so viel wie möglich gleichweit von den ansteckenden Betten entfernt. Die Atmosphäre ist schwer, von schwülem Krankengeruch; es herrscht eine dunstige Luft von den häufigen Wasser-Umschlägen, die Tag und Nacht über die glühenden Stirnen der Patienten gemacht werden. Es ist gerade das Zimmer der Frauen, durch das du gehst. In den unruhigen, verstörten Köpfen, die vielbeweglich in den Kissen liegen und sich vergeblich bemühen ein kühleres Plätzchen zu finden, ist jegliches Alter vertreten, von der grauhaarigen Gebrechlichkeit bis zum schlanken Mädchen von zwölf oder dreizehn Jahren. Dürre, magere Hände, in fortwährender Bangigkeit auf den weißen Decken hin- und hergeworfen — denn Alles in und an dem Spital ist sorgfältig rein gehalten — andere knochige Finger sind bisweilen wie im Gebet gefaltet, obwohl die Gedanken der Armen

weit davon entfernt sind. Die brennende Gluth des Fiebers ist fast allen ins Gesicht geprägt, die Stirnhaut gespannt und roth, wie glühendes Kupfer. Ihre Augen sind meist geschlossen, aber ihre Lippen bewegen sich schnell: die Phantasie der Mutter beschäftigt sich mit ihren weit entfernten Kindern. Frauen verbitten sich die unmenschliche Roheit eines brutalen und trunkergebenen Gemahles oder klagen in rührenden Tönen um langverschwundene Liebe und Neigung.

Ein armes, abgemagertes Geschöpf, deren kranke, aber immerhin noch schöne Züge beweisen, daß sie kaum zwanzig Sommer gesehen habe — ruft jämmerlich:

„Wilhelm! Lieber! schlage mich nicht! thu's nicht Lieber, o ich bitte dich. O Wilhelm, du warst so lieb, ehe wir uns heiratheten, du warst dann so gut und zärtlich. Die Mutter sagte, du würdest dich ändern, aber ich wollt' es nicht glauben. Und nun wir zwei Jahre verheirathet sind — o Gott, was habe ich nicht Alles durchgemacht! Wilhelm, du wirst mich tödten, wenn du mich so schlägst, — Wilhelm, du darfst dem Kind nicht wehe thun — O mein Gott, er hat das Kind erschlagen!"

Hier stieß die arme Dulderin einen langen, durchdringenden Schrei aus, streckte ihre geballten Hände in die Luft und es dauerte einige Minuten, bis das „Schwesterlein" sie wieder beruhigen kann.

Du fragst nach ihrer Geschichte. Die alte Wärterin ist gesprächig und sie erzählt kurz, aber in rührender Weise; das Elend, das sie täglich vor Augen hat, vermochte weder ihre Theilnahme zu tödten, noch ihr

Mitleiden abzustumpfen. Ich war häufig Zeuge, wie diese guten Pflegerinen die menschlichste Theilnahme und die rührendsten Gefühle für diese armen Spitalbewohner an den Tag legten, wie sie ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach Jahre lang nicht zu Theil geworden war. Was treibt sie zu diesem Liebeswerk? welchen Ruhm, welches Lob und welche Ehre erndten sie auf dieser Welt, die sie bereits gänzlich verlassen haben, der sie im Geiste und im Leibe schon abgestorben sind? Ihr ganzes Geheimniß ist Liebe, diese geht mit wohlthuender Wärme von ihnen aus, diese trägt sie, leitet sie, führt sie und begeistert sie zu Thaten, die heldenmüthiger sind, und größer als Alles, was vor Sebastopol geschehen!*)

Doch zu unserer Kranken zurück! „Diese junge Frau heirathete vor zwei Jahren einen Anstreicher. Ihre Mutter eine brave, ehrbare, alte Person, deren Herz nun fast gebrochen ist, war lange gegen die Heirath. Besser ist's Anna — sagte sie — lebenslang ledig zu bleiben, als einen Mann heirathen, der dem Trunk ergeben. Du wirst mit ihm sicherlich nicht glücklich. Aber Mutter, sagte sie, Wilhelm hat mir ja versprochen, das Trinken ganz aufzugeben und du weißt, daß er ein guter Arbeiter ist. Wir werden sicherlich glücklich sein.

„Nun — das Ende davon war, daß sie sich heiratheten. Die alte schwache Mutter konnte nicht länger

---

*) Wir verweisen unsere Leser z. B. nur auf die kurze Erzählung Vogl's: „Wer waren die größten Helden bei der Belagerung von Sebastopol" in den Jugendblättern von Isabella Braun. 1858. S. 49. ff.

zusehen, sie gab ihre Zustimmung, aber wie sie mir seitdem sagte, sehr ungern, den niemals könne von einem Mann, der ein Trunkenbold ist, etwas Gutes kommen; er könne eine Zeit lang gut thun, aber früher oder später werde der Lump wieder zum Vorschein kommen und dann wäre es ärger als je."

„Im ersten Jahre war er standhaft, erübrigte ein Stück Geld und blieb Abends immer zu Hause. Nachdem ein Kindlein zur Welt gekommen war, änderte er sich leider. Es war kränklich; er gab vor, des Balges Geschrei nicht ertragen zu können; so ging er dann allabends ins Wirthshaus und kam selten vor Mitternacht heim. Das arme Aennchen hatte schwere Zeiten: Die Krankheit ihres Kindes, die Roheit ihres Mannes, der immer mürrisch war, (denn jetzt zeigte er sich in seiner wahren Farbe) seine fortwährende Betrunkenheit, dazu häufig noch der Mangel der nöthigen Lebensmittel — da fing die Reue an, daß sie ihrer Mutter nicht gefolgt und lieber ledig geblieben. Ohne ihre alte Mutter wäre sie verhungert, denn Hardnett, der gefühllose Mensch, würde sie Wochen lang vergessen haben; der trug jeden Heller, denn er verdiente ins Wirthshaus und gar noch anderswohin."

„Bald mußte sie durch Kümmerniß und Noth gezwungen, ihr Kind entwöhnen. Das arme Kind schrie immer und Anna ging die ganze Nacht im Dachkämmerchen hin und her und bemühte sich, sein Verlangen zu stillen. Befand sich Hardnett zu Hause, was selten der Fall war, so schalt und fluchte er immer ganz entsetzlich. Ungefähr vor einem Monat kam

er wieder nach Hause, spät in der Nacht, übel zugerichtet vom Trinken und sehr wild. Er hatte all sein Geld mit Dominospiel in einem gemeinen Hause verloren, hatte die Gewinnenden des Betruges beschuldigt, wurde tüchtig geprügelt und mit Fußtritten aus dem Hause gejagt. Er muthete der armen Anna zu, noch um Branntwein auszugehen, und als sie sagte, sie habe kein Geld, sie habe Tags vorher ihren Shawl versetzt, um Nahrung für sich und ihr Kind zu haben, nannte er das eine infame Lüge; sie habe Geld, er wolle Geld haben, oder es würde ihr übel ergehen."

„Die Arme sah überall im Zimmer umher, aber es war nichts übrig zu verpfänden: Kleider, Meubel, allerlei Hausrath und selbst die Stücke vom kleinsten Werth, waren schon lange verschwunden, verkauft, versetzt um Lebensmittel zu gewinnen, den Zins zu zahlen oder dem Wicht zum Trinken zu verhelfen. Ein einziges Stück aus besseren Tagen war übrig geblieben: ihr Trauring! Das trunkene Auge ihres Mannes haftete einen Augenblick auf der heiligen Erinnerung ihrer ehelichen Liebe — mit einer Ladung von Flüchen befahl er ihr zu gehen und den Ring zu verkaufen, bevor die Läden in dieser Nacht geschlossen würden."

„Sie brach in Thränen aus. O Wilhelm! um Gottes Willen, nöthige mich nicht, den Ring zu verkaufen! es ist mein Trauring, er und mein Kind sind das Einzige, was mich an glücklichere Tage erinnert. Warte bis morgen und ich will meine Finger bis auf die Knochen abarbeiten; ich will lieber betteln oder borgen, als mich davon trennen!"

„Den Augenblick her, oder beim —, ich schlage dir das Hirn ein! Sie erschrack, erbleichte und war nahe daran umzusinken. Es schwindelte ihr vor den Augen; ein lautes Singen in den Ohren ließ sie das Folgende nicht hören; einen Augenblick wartete er, dann forderte er wieder den Ring und weil sie ohne Antwort blieb, versetzte er ihr einen heftigen Schlag auf den Kopf. Er war so heftig, daß sie rückwärts wankte und nur vom Bettpfosten gehalten wurde, sonst wäre sie gestürzt; ihr Kind hielt sie in den Armen. Wieder erhob sich der Arm des Rasenden — entsetzt rief sie: Wilhelm, Wilhelm, tödte mich, nur verschone das Kind!

In rasender Wuth, blind und verrückt, achtete er nimmer, wo die Schläge hinfielen — —"

* * *

„Eine Wittwe, welche nebenan wohnte, war über den Lärm aufgewacht. Nach einer Weile war Alles still. Dann hörte sie wie Hardnett mit schnellen Schritten die Treppen hinabeilte. Darnach, als sie merkte, daß er nicht zurückkehre, faßte sie Muth an Anna's Thüre zu pochen und zu fragen, was es gebe. Keine Antwort! Sie stieß die Thüre auf und hatte — bei dem Nachtlicht, das trübe auf dem Tische brannte — einen gräßlichen Anblick. Hardnett's Weib lag ohnmächtig am Boden ausgestreckt, ihr Gesicht war fahl und verschwollen von Schlägen. Neben an, das eine Aermchen schützend übergebeugt, lag ihr unschuldiges Kind, sein Gesichtchen war mit Blut bespritzt und seine zarten Züge durch die Gewalt beinahe un-

kenntlich. Es war von seinem unnatürlichen Vater erschlagen; besser wäre es der Mutter gewesen im Grabe zu liegen, als beim Erwachen aus ihrer Ohnmacht diesen schrecklichen Anblick zu haben. Durch die freundliche Hilfe der weinenden Wittwe kam sie wieder zu sich. Entsetzt beugte sie sich darüber, als ihre Augen auf den verstümmelten Körper ihres Kindes fielen. Sie konnte nicht glauben, daß es todt sei, schloß es an ihre gequetschte Brust, küßte seine bleichen Lippen, liebkoste seine kalten Fingerchen in den ihren und brach, als sie fand, daß seine kleinen Glieder immer kälter wurden, in ein schallendes, krampfhaftes Gelächter aus. Die alte Wittwe erzählte mir, Herr, daß sie dieses schreckliche Lachen nie vergessen könne. Hätte sie weinen können, es wäre ihr gut gewesen, aber sie konnte keine einzige Thräne vergießen und hat seit dem Tage noch nicht geweint. Ihr Verstand wurde getrübt, ein hitziges Fieber kam dazu — eine Woche darauf brachte man sie hieher. Aber sie wird sich nicht mehr von dem Lager erholen, die Arme; und es wird für sie gut sein, wenn Gott es gefällt, sie zu sich zu nehmen."

Und was wurde aus ihrem Mann?

Der ist jetzt im Gefängnisse und ich hoffe, der Mensch wird dafür gehängt werden, das abscheuliche Thier!

Schau noch einmal auf die arme Dulderin, deren Tage sichtbar gezählt sind. Ein klarer, heiterer Ausdruck leuchtet über ihre mädchenhaften und unschuldigen Züge! ein schwaches Lächeln spielt um ihren unglücklichen Mund. Gehen wir. Sie summt ein Schlummerlied für ihr Kind! —

VI.

Die Macht der Kunst.

Eines Nachmittages, als bereits der Spätherbst vorgeschritten war und es bei naßkaltem, trübem Wetter früher dämmerte, erhielt ich folgende Zuschrift:

Euer Hochwürden, sehr verehrter Herr!

Ich hoffe, Sie werden mir die Freiheit verzeihen, daß ich mich an Sie auf diesem Wege wende, aber mein armer Herr ist sehr krank und hat voraussichtlich nicht mehr lange zu leben; jeder kommende Tag kann auch sein letzter seyn. Ich wäre Ihnen nun sehr dankbar, wollten Sie die Güte haben, ihn noch vor seinem Tode zu besuchen. Ich habe dieses geschrieben, ohne daß er davon weiß und ich befürchte sehr, er werde Sie nicht freundlich empfangen. Deßungeachtet aber bitte ich, haben Sie doch die Liebe zu kommen.

Ihre ganz ergebene Dienerin
Martha Wilson *).

Die Adresse lautete auf eine der Vorstädte Londons, in eine von jenen vornehmthuenden Gegenden, wo die

*) Die Geschichte ist durch und durch wahr, nur die Namen sind geändert.

Häuser gleich den Schwämmen um die Wette aufschießen und bald darauf wieder verschwinden, da sie an der englischen Krankheit leiden. Hier, wo die Spekulationswuth aufs Höchste getrieben ist, manifestirt sie sich auch im Gebiet der Architektur auf ganz unvergleichliche Weise. An der Stelle einiger alter Baraken, die ein industriöser Baukünstler um billigen Spott erworben, erhebt sich binnen wenigen Wochen ein prächtiger Palast mit florentinischer Façade und pompösem Quaderwerk — hinter denen aber nichts als die nöthigsten Riegelwände und alles mögliche, selbst den Ziegelstein entbehrlich machende Surrogat steckt. Die ganze Armseligkeit wird dann im Innern auf das Glanzvollste mit Sammttapeten und eingelegten Böden verkleidet und nun so rasch als möglich verkauft, wobei der Baumeister sogar noch auf fünf, acht oder zehn Jahre die Solidität verbürgt; aber auf weiter hinaus ja nicht, denn nach der abgelaufenen Frist beginnt gewiß schon der Spuck, es knistert und knarrt unheimlich in allen Fugen, unheilbare Schäden brechen auf und nicht selten stürzt die Herrlichkeit mit dem verflossenen Termin zusammen. In solch abenteuerlicher Weise sind Häuser und ganze Strassen an einander gebaut, ein willkommener Zufluchtsort von Schwindlern, Abenteurern und Glücksrittern oder jener ehrenwerthen Gesellschaft, die der Pariser mit der Demi-monde bezeichnet.

In eine solche Region, wo bereits einzelne dieser frühgealterten Kunstprodukte sich träumerisch auf den Nachbar legten oder mit unanständiger Dickleibigkeit

sich auf die Straße hinausbauchten, indeß andere bereits in kümmerlichster Lage und nur durch benachbarte Freundeshilfe gehalten, zwischen Himmel und Erde schwebten, in eine solche Gegend lautete meine Adresse. Nach verschiedenen, fruchtlosen Kreuz- und Querfragen fand ich mich endlich zurecht. Ich pochte und wurde von Madame Wilson empfangen, welche die Stelle als Haushälterin bei dem alten kranken Gentleman bekleidete. Ich erkannte in ihr eines meiner ältesten und fleißigsten Beichtkinder. Sie war, wie auch ihr Billet zeigte, eine Frau von höherer Bildung. Lange Jahre lebte sie schon im Dienste dieses Herrn. Jetzt mochte sie an den sechzigen sein, eine lange magere Figur mit einem mildverständigen Ausdruck in den Zügen; ihr abgetragenes, schwarzes Gewand zeigte, daß sie schon bessere Tage gesehen haben mußte.

„O Hochwürdiger Herr“ — sagte sie — Gott sei gelobt, daß Sie doch gekommen! Aber ich muß Sie bitten, vorläufig in das Sprechzimmer zu treten, denn ich wünsche, vor Sie meinen Herrn sehen, mit Ihnen darüber zu sprechen.“ So wies sie mich in ein kleines, dunkles Zimmer, es war einfach, aber außerordentlich reinlich und fast mit ängstlicher Sorgfalt eingerichtet und gehalten. Auf der einen Seite, dem Fenster gegenüber, stand, vom Boden bis zur Decke reichend, eine ganze Bibliothek von japanesischen Büchsen, die mit großen Buchstaben ihre Aufschriften trugen. Ein alter wurmstichiger Schreibtisch stand bescheiden im Winkel, seitwärts ein selbstbewußter eichener Schrank, ein verdrießlicher Arbeitstisch mit zahllosen müssigen

Schubladen nahm die Mitte des Gemaches ein; er war mit vergilbten Papieren belastet, die mit ehemals rothen Bändchen unterschiedlich gebunden lagen. Das einzig Erquickliche in diesem Zimmer waren zwei ausgezeichnete Oelgemälde, eine heilige Familie von Murillo, voll der zartesten innigsten Frömmigkeit und das Portrait eines spanischen Edelmanns von Velasquez, mit außerordentlicher Kraft und Breite gemalt. Ich hätte diese bewunderungswürdigen Bilder lange anstaunen können, sie gaben dem unheimlichen Zimmer eine eigene gemüthliche Stimmung, aber meine Führerin nahm mich in Anspruch. Ihre Mittheilungen waren die Ergießungen eines bedrängten Herzens, also etwas weitläufig und von vielen Thränen begleitet. Was ich mich davon noch erinnere, war Folgendes:

Der Name ihres Herrn war Hamilton. Er war der jüngste Sohn einer alten aber herabgekommenen katholischen Familie. Sein geringes Vermögen zwang ihn, sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen; bei einem angesehenen Anwalt von ausgebreiteter Praxis in einer reichen Stadt von Yorkshire trat er ein. Später bestand er eine Prüfung und erhielt von London die Bewilligung mit seinem frühern Prinzipal das Geschäft zu theilen. Sie lebten in scheinbarer Eintracht zusammen bis zum Tode des Alten. Da er seine Mittel mit der ganzen Schärfe eines unternehmenden Geistes verwendete, kam er schnell zu Wohlstand, hauptsächlich dadurch, daß er Geld verlieh an Landjunker, die einen über den Ertrag ihrer Güter gehenden Aufwand machten und so bis-

weilen einer momentanen Hilfe benöthigt waren, um ihre Verbindlichkeiten zu lösen.

Obschon sein ansehnlicher Wohlstand ihm aus den Familien der Nachbarschaft, die unverheirathete Töchter hatten, manche Braut hätte gewinnen können, so blieb er doch fünfundvierzig Jahre lang unverheirathet.

Damals sah er, wie die Haushälterin sagte, ganz anders aus als jetzt; schön gebaut und von würdevollem Benehmen, erregte er Verehrung, wenn auch nicht Liebe; doch blieb immer eine gewisse Furcht bei seinem Erscheinen. Sein Gesicht war bleich und sehr geistreich. Vergnügen pflegte er keines, nur bisweilen einzig eine Parthie Whist, das er ausgezeichnet spielte.

Um diese Zeit hatte er die Angelegenheiten eines alten Obrist aus Westindien, mit Namen Graham übernommen. Dieser hatte sich mit großen Reichthümern und einer einzigen Tochter vom Militär zurückgezogen. Seine Gesundheit war in dreißig Jahren während der Feldzüge in Indien leidend geworden; so lebte er abwechselnd zu Bath und Cheltenham, die Bäder zu gebrauchen, während der Saison ging er dann alljährlich nach London. Aber sein lebendiges Temperament konnte sich an ein unthätiges ruhiges Leben nicht gewöhnen. Er fing an stark zu spielen, anfänglich mehr um die Zeit zu tödten, dann als Hauptbeschäftigung seines Lebens. Tag und Nacht war er über diesem verhängnißvollen verzehrenden Treiben. Seine Tochter Emilie, ein wunderschönes gebildetes Mädchen von achtzehn Jahren, auf die er alle seine Sorgen und Hoffnungen

setzte, war vergessen; nur dunkel erinnerte er sich derselben in den Pausen der ermüdenden Hetze des Hazard und der Rouge et noir.

Anfänglich gewann er viel; Gruppen von unglücklichen und ruinirten Spielern standen hinter seinem Stuhle und neideten sein Glück, das er allabends von der Tafel strich. Man nannte ihn nur den glücklichen Obrist und die Croupiers und Eigenthümer der Spielhölle, obwohl sie ehrerbietig und verschwenderisch in ihrer tückischen Gastfreundschaft schienen, zitterten schon bei seinem Erscheinen. Es war ein Haus, wo sehr hoch und ohne Beschränkung gespielt wurde. Da sprang das in die Länge wandelbare Glück plötzlich gegen den Obrist um. Er verlor in jeder Nacht, bis nicht nur sein ungeheurer Gewinn verschwunden, sondern sogar sein früheres Vermögen angegriffen war. Vom Mißlingen gestachelt, verdoppelte er seine Versuche, sich wieder zu erholen, er spielte höher — aber umsonst. Der Erfolg blieb immer derselbe und er begann den gewöhnlichen Lauf der Spieler: vom Wirbel des Unterganges aufgezehrt und überwältigt zu werden.

Mit Kummer hatte lange schon sein trostloses Kind die unglückliche verzehrende Leidenschaft ihres Vaters bemerkt. Umsonst drang sie mit Thränen und ernstlichen Bitten in ihren Vater, vom weitern Spiel abzulassen und diese Scene des Schreckens, wo nächtlich sein Ruin drohe, mit dem reinen und ruhigen Vergnügen des Landlebens zu vertauschen. „Nein Emilie" — pflegte er mit einem ernsten und trüben Lächeln,

in welchem Furcht und Kummer lagen, zu sagen — „nein, mein liebes Kind, erst muß ich wieder von diesen Wilden das mir Abgenommene haben. Nein, nein, mein Kind! Deine Zukunft soll nicht durch eine frühere Thorheit verkümmert werden. Ich will das von den Spitzbuben mit Zinsen zurückgewinnen, und mehr als ich verloren habe."

Und wirklich lächelte ihm das Glück wieder. Noch vor Mitternacht hatte er fünfzehnhundert Pfund gewonnen. Fröhlich über den Erfolg setzte er sich zum Nachtessen, wo Luxus jeder Art und köstliche Weine den schwachen Appetit reizten und eine kurze Zeit die Spielsüchtigen in Anspruch nahmen. Er konnte nur wenig essen. Sein Appetit hatte ihn lange schon verlassen, aber er trank manch volles Glas Champagner als glückwünschende Libation seines Erfolgs. Erhitzten und erregten Geistes kehrte er wieder an den Spieltisch zurück und griff, glühend vom Weine, zu den unseligen Würfeln. Und das Unglück war mit ihm. Er verlor wieder und wieder, bis er sogar über jeden Schilling seines Vermögens, Verschreibungen gab. Nur sein Patent und eine kleine Besitzung in Yorkshire blieben übrig. Seine ernsten Züge waren verzerrt; mit einer Verwünschung, die selbst die kalten Höllenspieler aufschreckte und in Entsetzen brachte, nahm der Obrist noch einmal den Würfelbecher, den er fast in den Händen zerdrückte, schüttelte die Knöchel mit wüthender Hast einige Augenblicke und warf sie mit rasender Kraft auf die Tafel: „Da sind sieben. Ich setze mein Patent darauf." Seine Wette wurde angenommen. Er verlor. Aufstehend von

seinem Sitz schleppte er sich bis in die Mitte des Salon — hielt, richtete seine Augen nach der Decke bis das blutunterlaufene Weiß allein sichtbar war — seine zusammengepreßten Hände hingen steif hinab — seine Lippen zuckten krampfhaft ohne einen Ton von sich zu geben — seine Brust hob sich schütternd — und dann brach er ohnmächtig zu Boden. „Holt einen Wagen für den Obrist" — rief mit kaltblütiger Theilnahmlosigkeit der an solche Fälle schon gewöhnte Croupier — „meine Herren! machen Sie ihr Spiel." Und das Spiel ging weiter als wäre kein Menschenleben ruinirt, als sässe der Dämon der Verzweiflung nicht in jenem Herzen, und als wäre sein Leben nicht in Todesgefahr.

Ein Bekannter des Obrist, der mehr Menschlichkeit hatte als die Uebrigen, begleitete ihn, hielt unter Wegs mit dem Wagen bei einem Chirurgen an, der dem Unglücklichen eine Ader öffnete und so zu einem traumhaften Bewußtsein verhalf und verließ ihn nicht, bis er ihn zu Bette gebracht sah.

Er genaß bald, war aber gänzlich verändert; die *eine* Nacht hatte ihn um viele Jahre älter gemacht; sein Haar wurde dünn und silberweiß, sein Gang unsicher und der kräftige Degen, der mancher Schlacht im Morgenlande unerschrocken in's Auge geschaut hatte, war nun ein furchtsamer, empfindlicher und reizbarer alter Mann. Nach der Meinung seiner Tochter — denn seine geistige Energie schien gelähmt und unfähig eines Gedankens — wurde ein Brief an meinen Herrn abgesendet, zu kommen und mit seinem Rathe Beistand

zu leisten. Er war viele Jahre der Anwalt des Obrist gewesen und hatte immer eine hohe Verehrung gegen den alten unglücklichen Mann bewiesen.

Er kam und die Angelegenheiten des Obrist wurden in seine Hand gelegt. Sein Patent und die kleine Besitzung in Yorkshire wurden verkauft; nachdem alle Verbindkeiten gelöst waren, blieben für den Lebensunterhalt des Obrist und seiner Tochter kaum mehr einige Hunderte übrig.

Mein Herr speiste täglich mit ihm und sparte sicherlich weder Zeit noch Aufwand, ihre unglückliche Lage so erträglich als möglich zu machen. Ich weiß nicht wie es war und wie es zuging, aber das ist gewiß, wenige Wochen darauf hatte er Fräulein Emilie geheirathet und ihrem Vater, ihrem schwachen und zerrütteten Vater einen schönen Jahrgehalt bestimmt. Ich denke, das arme Kind that es, seine wenigen Jahre noch vor Mangel zu schützen und ihm jene langgewöhnte Bequemlichkeit wieder zu verschaffen, die für seine eigentliche Existenz nöthig schien.

Dann brachte mein Herr seine junge Braut nach Hause. Sie sah aus wie eine verwelkende Blume, so bleich, so schön; ihre milde gütige Stimme, schon in ihrem Klange voll Mitleiden für die Sorgen Anderer, drückte auf's innigste ihren eigenen Kummer aus. Ich glaube, mein Herr war so gut mit ihr, als seine ernste, stolze und kalte Natur es erlaubte. Aber ach! bald schien er ihrer Gegenwart müde zu sein. Den Reichthum in die Höhe zu bringen, dieser Gedanke nahm alle seine Sinne gefangen. Sie empfingen keine Besuche,

als dann und wann den eines Clienten, den er für seine eigennützige Gastfreundschaft schwer zahlen ließ. Meine arme junge Gebieterin kam selten aus, sie klagte nie, barg ihre Sorgen in ihrem edlen Herzen und schien allein zu leben, um sich für eine andere und bessere Welt vorzubereiten.

Nach zwei Jahren kam sie mit dem ersten Kindlein nieder. O Herr! niemals werde ich diese Nacht vergessen. Es sind jetzt sechsundzwanzig Jahre, aber es bricht mir noch das Herz, wenn ich daran gedenke. Sie starb eine Stunde, nachdem sie ein Töchterlein geboren, den ersten Schrei des unschuldigen Kindes gehört und es zum ersten nnd letzten Male umarmt hatte. Das war ein schwerer Jammer in unserm Hause diese Nacht! Wir weinten Alle um die liebe, brave, gute Frau. Aber nein — Einer vergoß keine Thräne; Einer gab keine Zeichen von Trauer. Mein Herr stand vor dem Todbett und sah mit einer ernsten und scheinbar unveränderten Fassung auf die kalte Leiche, deren reine Seele, wie ich denke, wohl bei Gott war. Ich brachte ihm das arme, mutterlose Kindlein und dachte ihn zu rühren. Aber er sah es eben so kalt und herzlos an.

„Weiter damit“ — sagte er hastig — „es hat seine Mutter getödtet.“ Er warf noch einen langen ernsten Blick auf den Leichnam und ging langsam aus dem Sterbezimmer.

Nun mochte er wohl ihren Verlust bitter empfinden. In jeder Nacht ging er heftig mit großen Schritten in seinem Schlafzimmer auf und ab; aber

einen Monat darauf war es wieder so still und ruhig wie gewöhnlich. — — —

Hier verließ mich die alte Frau auf einige Augenblicke, um nachzusehen, wie es ihrem Herrn gehe.

Er schläft noch — sagte sie zurückkehrend — aber es ist kein natürlicher Schlaf, er stöhnt und klagt schrecklich; sein ganzer Schlaf ist durch Opium gemacht.

Nun, sein Kind wurde nach der Mutter benannt, ich suchte, so gut ich konnte, Mutterstelle daran zu vertreten. Sie wuchs auf, ganz das Abbild ihrer verewigten, engelhaften Mutter. Als sie dreizehn Jahre alt war, überließ mein Herr plötzlich sein Geschäft um bedeutende Entschädigung seinem ersten Schreiber und ging nach London. Er bezog ein Haus in einer anständigen Straße von Westend und richtete sich schön ein, daß ich dachte, er wolle seine Tochter, wie es ihre Geburt und ihr Vermögen verlange, in die Gesellschaft einführen. Aber ich irrte mich. Er hatte eine neue Glücksquelle entdeckt und verfolgte diesen Fund mit so berechnendem Geiste, daß keiner seiner Plane fehlschlug. Er wurde ein Geldwechsler, doch obwohl täglich ganze Reihen von Equipagen mit Wappen und Kronen an den Kissen und Kutschenschlägen bei uns vorfuhren, so war unser Leben ganz bescheiden. Das ist wahr: die Erziehung seines Kindes vernachläßigte er nicht, er hielt die besten Lehrer zu ihrem Unterricht im Hause, obwohl er viel mit ihnen mäckelte.

So gings einige Jahre; mein Herr fügte zu seinem enormen Reichthum täglich einen neuen, er brach sich täglich von seiner Bequemlichkeit ab, so daß

ich mich nur wunderte, wie er mit so wenig Nahrung leben könne. Seine Kleidung wurde täglich dürftiger er trug sie, bis sie fadenscheinig war. Fast in jeder Nacht ging er heftig in seinem Schlafzimmer auf und ab — ich konnte ihn hören, da ich über seinem Gemache schlief. Mit Schauder vernahm ich dann häufig die Worte: „Ich bin bestohlen, ich bin bestohlen!" Und dann hörte ich seinen eisernen Schrank aufschließen, viele Geldsäcke hastig auf den Tisch werfen, die er nach dem klingenden Ton des Goldes, langsam Stück für Stück zählte, bis er endlich aufathmend ausrief: „Gott sei Dank! Alles ist richtig! Ich bin nicht bestohlen, ich bin kein zu Grunde gerichteter Mann!"

Es wurde mir in der That klar, daß die außerordentliche, Alles vergessende Liebe zum Reichthum meinem armen Herrn den Verstand verrückt hatte. Plötzlich unterbrach er die Erziehung seiner Tochter und verkündete ihr: Sie müssen nun selbst um den Unterhalt arbeiten; er könne sie nicht länger müssig gehen lassen, er arbeite schwer, sehr schwer um das Geringste — warum sollte sie nicht auch etwas thun um das Brod, das sie esse.

Sie erzählte mir dieses am Abend seufzend mit vielen Thränen und fragte mich, was sie thun solle. Ich rieth, ihrem Vater nicht zu widersprechen, sondern zu sagen, sie wolle seine Wünsche erfüllen; vielleicht würde er in wenigen Tagen seine gegenwärtige strenge Meinung vergessen haben.

Aber es war nicht so. Tagtäglich wiederholte er

seinen strengen Befehl. Er trieb es sogar weiter; plötzlich kam er daher und schrie unter vielen Verwünschungen: wenn sie nicht arbeiten wolle, so solle sie auch nicht leben auf seine Kosten. Das arme Ding! sie brauchte ohnedieß so wenig; die Farbe wich aus ihren blassen Wangen und ich fürchtete, ich würde mein mutterloses und nun auch fast vaterloses Kind verlieren.

Eines Tages kam ein junger Mann in Geschäften. Es war ein junger Offizier in der Armee; ich hatte ihn schon öfter in Yorkshire gesehen, als sein Regiment dort lag. Mein Herr war ausgegangen und Capitain Etherington wartete auf ihn im Empfangzimmer. Mein Fräulein kam dahin eine Strickerei zu suchen, so erneute sich eine in glücklicheren Zeiten begonnene Bekanntschaft.

In weniger als einem Monate hatte er um ihre Hand angehalten. Sie war ihm zu herzlich geneigt, um ihn auszuschlagen, aber sie konnte ihn nicht ohne die Einwilligung ihres Vaters heirathen. Der Kapitain bat um meines Herrn Erlaubniß — da gab's einen tüchtigen Sturm.

„Meine Tochter heirathen? Sie wandelndes Stück lebendigen Pfeifenthones! Bitte! welches Vermögen wollen Sie ihr denn anheirathen? Ihr ganzer Reichthum ist Ihr Bettelpatent und etliche neunzig Pfund im Jahr, das werden Sie mit Ihrer jetzigen Unbesonnenheit in wenigen Wochen oder Monaten verpufft haben.“

„Herr Hamilton, — sagte der Andere, — ich will Ihre Tochter nicht des Geldes wegen heirathen —“

„Da würden sie sich auch sehr täuschen, wenn Sie das thun wollten“ — erwiderte der alte Mann erhitzt. — „Ich erkläre Ihnen, daß wenn Sie meine Tochter heirathen, Sie nicht länger mein Kind sein soll. Ich will sie nie wieder sehen, ihr nie einen Groschen geben, sie hat auch nach meinem Tode nichts zu erwarten. Ich wollte, was ich besitze lieber zu einem Asyl für herumstreifende Hunde verwenden. Da haben Sie, Herr! meine Antwort. Guten Morgen!“

Die arme Emilie wurde fast vernichtet durch den innern Streit und dieses Elend, das sie im väterlichen Hause zu ertragen hatte. Zu den harten, unbarmherzigen Vorwürfen, mit denen er das Herz seines armen Opfers folterte, fügte er eines Tages noch Schläge. Er schlug das bleiche vertheidigungslose Mädchen zu Boden. Ein schwacher unterdrückter Schrei — und alles war ruhig. Meine Angst ließ mich nicht länger harren. Ich stürzte in das Zimmer und fand das arme Mädchen am Teppich ausgestreckt, wie todt, indeß mein alter Herr ruhig beschäftigt war, den Zinsengewinn des Tages in sein Buch einzutragen.

Ich machte ihm Vorwürfe über seine Barbarei aber er erwiderte nur: „Schaff' das Mädel weg, sie mag heirathen, wen sie will; sie geht mich nichts an; sie ist nicht länger mein Kind.“

„Sie sind gar nicht werth ein Kind zu haben, da Sie es so grausam behandeln.“ —

„Mach' daß Du hinauskommst“, schrie er, mich wüthend anschauend. Ich trug das bleiche, leblose,

liebe Kind hinaus und brachte sie mit einigen einfachen Stärkungsmitteln wieder zu sich. Ihr Jammer war bemitleidungswürdig. Das letzte Band, das sie an ihren Vater fesselte, war nun zerrissen. In dieser Nacht kam dann der Teufel wieder in das Herz des unglücklichen alten Mannes. Er jagte sie aus dem Hause. Aber sie ging nicht allein; ich ging mit ihr. Ich verschaffte ihr für den Augenblick Aufnahme bei einer braven Wittwe, die ich kannte, und welche ihren Jammer so mitfühlte, als wenn sie ihre eigene Tochter gewesen wäre.

In kurzer Zeit heirathete sie den Kapitain Etherington. Ich besuchte sie gelegentlich oder heimlich; es freute mich, sie immer sehr glücklich zu finden. Aber das Unglück kam bald nach. Von fünf Kindern verloren sie zwei derselben und im vorigen Jahre starb dazu noch der Capitain. Nun ist das arme Fräulein Emilie, oder vielmehr Madame Etherington eine Wittwe, die eine nur kleine Pension für ihren Unterhalt hat und dazu noch ihre drei Kinder.

Vor acht Jahren, kurz nach der Heirath seiner Tochter, gab mein Herr sein Haus weg, das ihm, wie er behauptete, zu kostspielig war, und nahm diese armselige kleine Wohnung. Die ganze Einrichtung wurde verkauft, als ob er sein Haus in der Noth verlassen habe, mit Ausnahme der Bilder und einigem Geräth seines Schlafzimmers, denn mein Herr hatte immer eine leidenschaftliche Vorliebe für Gemälde, sie waren der einzige Luxus, den er erkaufte. Einige von diesen — wie immer und zwar die besten — be-

kam er wohlfeil von seinen Schuldnern, wenn ihre Verschwendung sie hinderte, ihre Verschreibungen rechtzeitig einzulösen. Hier lebten wir im Schein der größten Dürftigkeit. Fast an jedem Tage streifte er eine kleine nothwendige Bequemlichkeit als einen unnützen Luxus ab. Mein Herr war wirklich im strengsten Sinne des Wortes ein Geizhals geworden. Sein einziges Vergnügen scheint, eine große Summe Goldes, die er immer in einer Eisenkiste seines Zimmers hat, zu zählen und immer wieder zu zählen. Das ist mir oft sehr unlieb, da ich jede Nacht für das Leben des alten Mannes fürchte, wenn ein böser Mensch von dem Reichthum, der in dem Hause ist, erfahren würde.

Sie können wohl die Frage stellen, wie ich so lange in dem Dienst geblieben? Das will ich Ihnen erklären. Als seine arme Frau im Sterben lag, nahm sie mir ein feierliches Versprechen ab, ihn nie zu verlassen und über das Leben ihres mutterlosen Kindes zu wachen; und dieses heilige Versprechen strebte ich auf's Beste mit meinen geringen Kräften zu erfüllen. Das ist auch der Grund, weßhalb ich diesen Abend nach Ihnen, hochwürdiger Herr! geschickt habe. Es geschah in der Hoffnung, daß Sie sein kaltes, unversöhnliches Herz bewegen, sich vor seinem Tode mit seiner Tochter noch zu versöhnen, und daß Sie ihn so auf seinen Tod vorbereiten, wie ein Christenmensch sterben soll.

In früher Jugend war er sehr aufmerksam auf seine religiösen Verpflichtungen. Er war seiner Mutter Liebling und ihre letzten Stunden erheiterte noch die

Hoffnung auf den künftigen tugendlichen Lebenslauf ihres Sohnes. Aber ich fürchte, die Liebe zum Gold — eine unbezwingliche Neigung zum Geiz — hat ihn seit vielen Jahren seine Pflichten gegen Gott vergessen lassen, und die heiligen köstlichen Eindrücke der Religion ertödtet.

Es kann nicht lange mehr dauern, aber er will es nicht glauben, daß es mit ihm zu Ende geht. Sie werden viele Mühe, aber ich hoffe, auch guten Erfolg haben.

Und nun verzeihen Sie mir, lieber Herr! meine lange Erzählung. Ich hielt es für gut, Sie mit allen Umständen bekannt zu machen, Sie können dann thun, was sie für das Beste halten. Ich will jetzt sehen, ob er aufgewacht ist."

Sie blieb über zehn Minuten aus. Als sie zurückkam, machte sie mir den Vorschlag hinaufzugehen. Sie gab mir einen Wink, daß sie es nicht gewagt habe, ihm zu sagen, ich sei ein Priester. Es blieb also meiner eigenen Klugheit überlassen, meine Gnadenbotschaft anzumelden.

Ich trat in das Schlafzimmer, es war ein kleines elend eingerichtetes Gemach. Ein armseliges Rollbett, auf dem der hilflos Leidende lag, doch mit gewissenhaft blühweißer Bettwäsche, zwei gebrechliche Rohrstühle, ein unangestrichenes Waschtischchen, ein schmaler Streifen eines verblichenen Bettteppichs und eine massive Eisenkiste bildeten die ganze Habe. Doch von den getünchten Wänden strahlten viele Lichter geistiger Schönheit. Es waren Edelsteine von unschätzbarem Werthe aus

der Florentiner und Venetianerschule, dazwischen ein oder die andere, wirklich göttliche Erscheinung von Francesca Francia und Perugino. Da hing eine ausgezeichnete „Madonna mit dem kleinen Heiland" über dem Kamin, das augenblicklich meine ganze Empfindung von der mütterlich sorgenden Liebe der jungfräulichen Mutter verwirklichte, wie sie mit schweren, thränenvollen Augen auf das menschgewordene Wort blickt, das seine kleinen Augen und Hände in Anbetung zu seinem ewigen Vater erhebt.

Das gewahrte ich im Augenblicke des Hereintretens; ich betrachtete nun mitleidig den kranken und hilflosen Dulder, indem ich mich seinem Bett näherte und beschaute die fast unirdische Gestalt, die vor mir lag. Er war außerordentlich abgemagert, sein langes weißes Haar bedeckte theilweise ein altes schwarzes Sammtkäppchen, sein Bart schien seit einigen Tagen nicht abgenommen. Die tiefliegenden, aschgrauen Wangen ließen seine Stirne außerordentlich breit erscheinen, während seine stechenden Augen in ihrer dunklen Höhle zu glühen schienen, als wollten sie mich festhalten, indem ich mich seinem Bette näherte.

„Sie Frl. Wilson und die Wärterin" — sagte er — verlassen das Zimmer. Ihr Wunsch, Herr!" fragte der alte Mann, als die Thüre hinter den Frauen geschlossen war.

„Ich bin hergekommen, mein Herr! — erwiederte ich — mich nach Ihrer Gesundheit zu erkundigen, da ich höre, daß Sie krank sind."

„Pah! das kann jeder Narr sagen. Ich glaubte

Sie kämen in Geschäften; aber nun sehe ich, daß Sie ein Abgesandter jenes Weibes sind, die meine Tochter war; aber Fluch ihr, sie ist nicht länger mein Kind!"

Entschuldigen Sie, Herr Hamilton! – erwiderte ich mit der möglichsten Geduld — ich kenne ihre Tochter nicht, ich habe sie niemals gesehen und mein Besuch hier Abends galt allein Ihnen und Ihrem eigenen Interesse."

„Meinem eigenen Interesse" — versetzte der Kranke — haben Sie mir Geld gebracht! Geld ist das einzige Ding, das mir noch gut thut."

„Das ist erst noch die Frage, Herr Hamilton. Wenn es recht verwendet wird, mag es nicht nur hier, sondern auch jenseits Früchte tragen. Sie sind reich; aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie sehr krank sind, — vielleicht bald sterben werden — und als Katholik sollten Sie ernstlich daran denken, mit Gott Frieden zu schließen, bevor Er Sie aus dieser Welt fordert."

„Sie halten es für ihre Schuldigkeit?" – versetzte der Wucherer mit höhnischer Miene. „Sie denken ich sei am Sterben? Sterben! Pah! Die Leute sterben nicht jedesmal, wenn sie krank sind. Ich bin oft krank gewesen und niemals gestorben, warum jetzt sterben? Ich will nicht sterben." Und indem er sich mühselig im Bette aufrichtete — „Wer sind Sie, mir zu sagen, ich sei am Sterben. Es ist eine Lüge, ich bin noch nicht so weit!"

Ich gab ihm meine Adresse und nannte ihm die Kirche, zu der ich gehörte. Seine dünnen Lippen waren fest zusammengepreßt, seine dunkelgrauen Augen

schossen einige Secunden lang einen schneidenden Blick auf mich, dann sagte er langsam und deutlich: „Wenn ich Ihrer Dienste bedarf, werde ich nach Ihnen senden. Stören Sie mich nicht länger; hier ist die Thüre,“ — indem er mit seiner abgemagerten Hand darauf wies — „hier ist die Thüre. Ich wünsche Ihnen, Herr! gute Nacht.“

Meine gegenwärtige Lage war gewiß nicht absonderlich einladend, aber ich war zu sehr gewöhnt an Schwierigkeiten, um ob eines solchen Begegnisses zu verzagen, sandte also ein kurzes und glühendes Gebet zum Himmel, daß er mir gnädiglich beistehe, eine verhärtete und unbußfertige Seele zu gewinnen. Mein Auge haftete einen Augenblick an dem milden englischen Angesicht der Madonna und ich bat, daß diese heilige Leidenskönigin Fürsprache einlege für diesen mißleiteten, sterbenden alten Mann. Und mein Gebet wurde, wie ich denke, erhört. Der Blick des alten Mannes folgte dem meinigen, der an dem Bilde hing; er schien mit dem Eindruck zufrieden, den es in mir erregte.

„Ein feines Bild das! Herr! Würde es nicht ablassen, wenn auch jedes Fleckchen der Leinwand mit alten Dukaten überdeckt würde.“

„Es ist in der That ein ausgezeichnetes Bild, Herr Hamilton! und ich beneide Sie wirklich um diesen Besitz,“ sagte ich, froh einen Anknüpfungspunkt zu haben, um mit dem alten Mann länger zu reden.

Wir sprachen eine Zeit lang über die verschiedenen Schulen und er zeigte eine gediegene und ausgezeichnete

Kennerschaft. Dazu war er erfreut, in mir einen Enthusiasten, wie er selbst war, gefunden zu haben. Ich fühlte, daß er gegen mich etwas weicher geworden und ich sein Zutrauen ein wenig gewonnen hätte, hielt es aber für besser, in diesem Augenblick meinen Vortheil nicht weiter zu benützen.

Als ich mich erhob um fortzugehen und ihm versicherte, wie es mich freue, seine Bekanntschaft gemacht zu haben und daß ich kein größeres Vergnügen wüßte, als diese kostbare Sammlung bei Tageslicht zu sehen, sagte er: „Gut Herr! kommen Sie morgen früh, sie werden Ihnen beim vollen Licht des Tages noch besser gefallen.“

Am nächsten Morgen besuchte ich ihn wieder, er war schwächer, aber besser gestimmt. Er schüttelte mir kräftig die Hand, als ich ganz allgemein nach seinem Befinden fragte. Wir sprachen ein wenig über Kunst und jedes seiner Bilder gewann durch den feinen klaren Sinn, mit dem es der Alte erörterte, neuen Werth. Da fiel mir plötzlich bei, wie ich seine Kunstliebe zum Besten seiner eigenen Seele gebrauchen könne.

„Sehen Sie einmal, Herr Hamilton — sagte ich — auf diese schöne Madonna mit dem kleinen Heiland. Ich spreche hier nicht von den artistischen Vorzügen der Bilder, sondern von der göttlichen Conception, die so herrlich dargestellt ist. Welchen Eindruck wollte Raibolini damit bezwecken? Den des ewigen Gottes-Sohnes, der von der sündenlosen Jungfrau geboren, in seiner kindlichen Gestalt unsere innerste Liebe erregt. Wenden Sie Ihre Augen zur linken: da ist es derselbe

ewige Gottessohn, der seine Hände ausstreckt über alle Kinder Israels und Sie können beinahe die Gnadenworte von seinen Lippen hören: „Kommt Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken." Besehen Sie sich die Scene in der Abendmahlzeit bei den hochmüthigen Pharisäern. Ein junges bildschönes Mädchen knieet mit ihren goldenen aufgelösten Locken zu den Füßen des Heilands. Viele Thränen der Reue strömen über ihr bleiches und trauriges Gesicht. Sie sehen, wie sie ihre einst sündigen nun wieder rein gewordenen Lippen auf die Füße des Erlösers heftet, sehen Sie den Blick tiefen und herzinnigsten Schmerzes, jeder Zug ist von Trauer erfüllt und doch zieht sich ein ermuthigender Hoffnungshauch leise darüber. Und das erbarmungsvolle Antlitz des Erlösers; seine schönen sanften Augen sind auf sie gerichtet, das verzeihende Wort schwebt schon auf seinem himmlischen Munde, der sich nur öffnet, um sie zu beschützen, ihr Vergebung zu künden. Und hier das wundervolle Bild vom letzten Abendmahl — die göttliche Kraft und Liebe im Antlitz unseres Heilandes in der Erfüllung seines höchsten Wunsches, uns seinen eigenen Leib und sein Blut im Sakrament der Eucharistie zu geben. Schauen Sie auf das Bild zur rechten Hand: da ist derselbe Heiland gebunden, gegeißelt und blutend, die Dornenkrone auf seinen bleichen Schläfen, das zerrissene Purpurgewand, welches seinen zerfleischten Körper kaum verbirgt, das höhnische Schilfscepter — und doch derselbe milde, himmlische, klagelose Blick, der wieder sagt: „Kommet Alle zu mir, die ihr beladen;"

und der unruhige, schuldige Blick des Pontius Pilatus, wie er die traurigen, abwendenden Worte spricht: „Ecce homo! seht welch ein Mann!“ — Und diese Kreuzigung! in dem edelsten, reinsten und strengsten Styl der christlichen Kunst. Die Behandlungsweise ist nicht so bewunderungswürdig, wie an der jüngeren Schule, aber welch inniger, wahrer, ergreifender Ausdruck! Die sterbenden Augen des gemarterten Gottes-Lammes sind zum Himmel erhoben; er scheint seine eigenen Qualen zu vergessen; die geöffneten Lippen vom herannahenden Tod schon entfärbt, sprechen eben sein letztes Gebet: Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Und wenn er diesen gottesmörderischen Juden, die nach seinem Blute dürsteten, die ihm bitteren Hohn und Verwünschungen vor seine sterbenden Ohren schleuderten, wenn Er diesen vergeben konnte, um wie viel mehr wird er dem reuigen und zerknirschten Sünder verzeihen, der in seiner letzten Stunde ihn um Barmherzigkeit anfleht. Und dann betrachten Sie das „jüngste Gericht“ in seinen wundervollen und erschrecklichen Einzelheiten. Er, der auferstanden und in den Himmel gefahren, ist nach der Auflösung und den letzten Qualen dieser Welt wiedergekommen, um Jedem nach seinen Werken zu vergelten. Sehen Sie auf die unaussprechliche Verzweiflung, den unvergänglichen Kampf der Gottlosen, wie sie dem Pfuhl der ewigen Qual verfallen, und hingegen den entzückten himmelwärts gewendeten Blick der ewigen Freude, welche die unsterblichen Gesichter der Seligen belebt. Sie, mein lieber Herr! werden bald vor

dem Richterstuhle Gottes erscheinen, vielleicht liegen nur wenige Tage zwischen diesem gegenwärtigen Augenblick und der Ewigkeit. Und nun frage ich Sie: denken Sie ernstlich an diese höchstwichtige Veränderung? Sind Sie vorbereitet vor Gott zu treten? —

Der alte Mann hatte mir viel geduldiger, als ich erwartete, zugehört. Während ich sprach, bekam er immer mehr Interesse, setzte sich allmählig auf und seine Augen hefteten sich abwechselnd bald auf die meinen, bald auf die Bilder. Als ich geendet hatte, seufzte er tief und rief in einem weichen zitternden Tone: „Warum habe ich dieses nicht früher gedacht? Seit Jahren hatte ich täglich diese Bilder vor Augen und beschaute sie täglich; sie waren meine einzige Freude und Erquickung nach den schweren Lasten der Arbeit, aber solche Gedanken kamen mir niemals — ich betrachtete sie nur als bewunderungswürdige Kunstwerke. Nun höre ich zum ersten Male ihre heilige lehrreiche Sprache. Sechsundsiebenzig Jahre habe ich gelebt, ich bin nun — ich kann mich darüber nicht täuschen, am Rande des Grabes; o mein Gott! wie oft habe ich dich beleidigt! ich bin ein sündhafter und verlorener alter Mann!“

Er ließ das Haupt sinken, preßte seine Hände an seine geschlossenen Augen, die Thränen flossen ihm über seine eingefallenen blassen Wangen wie Regentropfen — er stöhnte laut.

Ich sandte ein heißes Deo gratias zum Himmel für diesen ersten Ausdruck der Reue, für diesen köstlichen Triumph der göttlichen Gnade.

„Sprechen Sie nicht so, mein theurer Freund! —

erwiderte ich — halten Sie sich nicht für verloren, da Ihnen noch eine Zeit gegeben ist zur Reue und Versöhnung mit Gott."

„Das ist ja der Kummer, der mich überwältigt, das ist die größte Furcht, die mich quält. Ich mag wohl noch bereuen, ich fühle, daß ich es thue und hoffentlich ganz aufrichtig, oh! wenn ich meine Jahre wieder durchleben könnte, wie ganz anders würde ich's machen. — O! dieses fatale Geld wird, wie ich fürchte, zu meiner ewigen Verdammung gereichen. Welch Thor, welch elender Thor bin ich gewesen! Aber, Herr! zu der Reue, die ich empfinde, — ich bin nicht so unwissend, es vergessen zu haben — muß ich auch eine Beichte meines langen, langen, sündhaften Lebens ablegen, muß das viele Unrecht, das ich gethan habe, wieder gut machen; und das muß Alles geschehen sein, bevor ich die kleinste Aussicht auf Gnade und Verzeihung habe. Für dieses Alles aber ist keine Zeit mehr, ich bin am Sterben — Sterben und ich bin — ich bin ein verlorener, elender und sündenvoller alter Mann."

Er schluchzte wieder und schrecklicher als zuvor.

Allgemach gewann er mehr Ruhe und Selbstvertrauen, als ich ihm freundlich und schonend die vielen Trostgründe auseinandersetzte, die hohe heilige Hoffnung auf himmlische Gnade, unterstützt von der einen, größten, unbegrenzten Genugthuung, mit welcher unser heiliger Glaube uns so reichlich versieht. Und die Gnade des Himmels unterstützte meine Bemühungen. Es war der wilde Kampf eines durch lange Selbstbe-

friedigung ungebändigten Herzens, das jeder künftigen Wiedervergeltung, blind für jedes Gefühl der kommenden Gefahren, getrotzt hatte. Es war ein wilder Streit, der bisher getobt hatte, und doch dieses Herz voller Apathie ließ. Nun war der Widerstand gegen die Gnade des Allmächtigen glücklicherweise zu Ende, das rebellische Geschöpf beugte sich in der demüthigsten Zerknirschung, — ein grauhaariger sterbender Büßer vor dem Marterholz seines gekreuzigten Erlösers und dieser Ruf war hoffentlich nicht vergebens.

Er legte seine Beichte ab. — — — — — —

Darauf sagte er: „Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre große Geduld und Freundschaft gegen einen bösen alten Mann. Beten Sie für mich, daß meine späte Bekehrung von Gott angenommen werde; Sie haben über meinen langgehegten Groll die Oberhand errungen. Ich will in der That meine Tochter wieder sehen, sie hat mir viel zu verzeihen. Ich verlange, sie bald zu umarmen, und ihr meinen schwachen Segen zu geben, bevor ich sterbe. Jetzt nicht, Herr! ich bin zu schwach und erschöpft, aber am Abend, heute noch. Wollen Sie gegenwärtig sein?"

Ich sagte bestimmt zu; mit einem warmen Händedruck und heißem Herzenswunsch überließ ich ihn der Ruhe.

Inzwischen hatte ich einige weitere Krankenbesuche zu machen und zwar von sehr verschiedener Art: Einige bei reichen Leuten, wo Schmerz und Krankheit durch alle nur möglichen Mittel, die Wohlhäbigkeit und behagliche Verhältnisse gewähren können, gemildert werden; andere in solch armen Behausungen, wo sich die arm-

seligste Hefe der Menschheit in äußerster Noth zusammengepreßt findet. Und doch that es wohl bei den Aermsten und Schmutzigsten dieser Art eine mitleidsvolle Theilnahme zu einander zu finden, und die geduldige, klaglose Ergebung in den Willen Gottes zu sehen, mit der sie ihr hartes Loos ertrugen. Was wäre der Arme ohne Religion? Die Religion allein breitet ihren leuchtenden trostreichen Glanz darüber und erhellt das trostlose Dunkel ihrer mühvollen Pilgerschaft. Die Religion trägt sie im Leben, gibt den Armen ihren Gottesfrieden auf dem Sterbelager und weist ihn mit dem Lächeln und der Stimme eines Seraphs in eine hellere glücklichere Welt über dem Grabe. Glücklich, dreimal glücklich ist der Arme, der ihren tröstlichen Vorschriften nachkommt: „Glücklich die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.“

Abends kam ich dann wieder zu Herrn Hamilton. Der alte Herr saß aufgestützt in seinen Kissen; er hatte sich herausgeputzt; ein Feuerchen brannte hinter dem kleinen Kamingitter, das Zimmer hatte ein mehr gemüthliches Aussehen als vorher. Er empfing mich mit friedlichem ruhigem Lächeln, seine Augen hatten den unruhigen stechenden Blick verloren.

„Ich habe unterdeß viele Arbeit gehabt, Herr! und das große Werk, Alles wieder gut zu machen, begonnen. Meinen Freund, Herrn J. . . aus dem innern Gerichtshof, ließ ich rufen und habe ihm meine Angelegenheiten übertragen; er ist ein ehrlicher redlicher Mann, und wird sich gewissenhaft mit denjenigen benehmen, die ich hart behandelt habe. Ich habe auch

— sagte er ein wenig lächelnd — nach einem Arzte gesendet, aber er kann, ich weiß es gewiß, mein werthloses Leben nur um wenige Stunden verlängern. Darum habe ich meine Tochter rufen lassen, aber ich fürchte, sie wird nie, niemals meine Härte, Grausamkeit und Vernachlässigung vergeben. Aber ich will mich demüthigen vor ihr und die Thränen ihres sterbenden alten Vaters werden sie vielleicht erweichen. Und nun Herr, wenn es für einen Sünder, wie ich bin, nicht zu viel verlangt ist, würde ich Sie um die Gnade bitten, vor ich sterbe, noch das heilige Sakrament zu empfangen. Ich kann nun endlich zu Dem, der für meine Fehler starb, mit zitternder Hoffnung, mit demüthiger Erwartung der Gnade aufblicken und dann, wenn es Ihnen gut scheint, wünsche ich, auch das Sakrament der letzten Oelung zu erhalten."

Ich kniete an seinem Bette nieder und las ruhig und deutlich die herrlichen Krankengebete. Er betete brünstig mit, faltete seine magern bleichen Hände zusammen und heftete die Augen auf das milde zarte Antlitz der Madonna, die ihm gegenüberhing. Das Bild gewährte ihm nun, wie es mir schien, großen Trost, er betete innig vor ihren heiligen Zügen, und es war mein hoffnungsvolles Gefühl, daß Sie für ihn Fürsprache that.

Dann rief ich seine Haushälterin, mir hilfreiche Hand zu leisten, während ich ihm die heilige Wegzehrung und letzte Oelung spendete.

Sie kam; die Thränen strömten ihr über die alten Wangen, aber es waren Thränen des freudigen Dankes.

Sie zündete eine Wachskerze an und kniete nieder, während ich die Vorbereitungsgebete nach dem Ritual verrichtete.

Seinen Herrn und Gott zu empfangen, wollte er sich in knieende Stellung aufrichten lassen; er sprach mit mir in zitternder Stimme und zerknirschtem Ernste die offene Beichte und das Bußgebet: Confiteor Deo omnipotenti und neigte sein Haupt, in demüthigster Ehrerbietung die Absolution zu empfangen.

Ich stand am Bette mit dem ewig anbetungswürdigen heiligen Sakrament: Ecce Agnus Dei, ecce, qui tollit peccata mundi! Sieh' an das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt!

Dreimal mit der tiefsten Ehrfurcht schlug er an die Brust bei diesen demüthigen Worten, die einst der fromme Hauptmann zum Heiland selbst geredet: Domine, non sum dignus, ut intres sub tectum meum, sed tantum dic verbo, et sanabitur anima mea! Herr! ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort und meine Seele wird gesund.

Dann ertheilte ich ihm nach den hochwürdigen Worten des Ritual die heilige Communion:

Accipe, frater, viaticum Corporis Domini nostri Jesu Christi, qui te custodiat ab hoste maligno, et perducat in vitam aeternam. Amen. Empfange, Bruder, die Wegzehrung des Leibes unsers Herrn Jesus Christus, welcher dich behüte vor dem bösen Feinde und dich führe zum ewigen Leben. Amen.

In der feierlichen Pause nach der Communion

blieb er einige Minuten in stillem Gebet. Dann bereitete er sich für die letzte Oelung vor. Ich ließ ihn über jede Sünde, über jede Gebrechlichkeit seines vergangenen Lebens neue Reue erwecken und wiederholte die schöne tröstliche Ermahnung des hl. Jakobus (V, 14):

„Ist Jemand krank unter Euch, der rufe zu sich den Priester und lasse ihn über sich beten und sich salben mit Oel in dem Namen des Herrn; und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten und ist er in Sünden, so werden sie ihm vergeben."

Nach den feierlichen Worten des Rituals salbte ich mit dem Oele seine Augen, Ohren, Nase, Lippen, Hände und Füße nach dem üblichen apostolischen Gebet:

Durch diese heilige Oelung und unendliche Gnade möge dir Gott verzeihen, was du für Sünden begangen durch das Gesicht ꝛc. Amen.

Ich sprach dann die üblichen Kirchengebete über den kranken Mann, empfahl ihn brünstig der Gnade Gottes, daß diese von ihm eingesetzte heilige Oelung die Leiden der Seele und des Leibes mildern möge. Darauf ertheilte ich den letzten Segen.

Er nahm eine Anfeuchtung, sich auf das bevorstehende Wiedersehen mit seiner Tochter zu stärken; es traten nun sichtliche Zeichen seiner nahen Auflösung ein. In einer Viertelstunde kam seine Tochter. Ich ging die Stiege hinab, sie zu empfangen und auf den Besuch bei ihrem sterbenden Vater vorzubereiten. Sie war in tiefe Trauer gekleidet und natürlich sehr angegriffen. Ihr Gesicht war bleich und unaussprechlich schön; die Thränen

flossen ihr über die Wangen, als sie mir wiederholt dankte für das, was ich für ihren Vater gethan.

„O Herr — sagte sie — ich fürchte, daß er am Sterben ist; aber es ist ein großer Trost für mich zu wissen, daß er sich vorbereitet, vor Gott zu erscheinen. Ich habe so lange, so viel für ihn gebetet, daß der Allmächtige gnädiglich sein Herz zum Glauben wende, daß ich noch einmal vor seinem Tode meinen Vater sehen möge und seinen letzten Segen erhielte. Es hätte mir das Herz gebrochen, Herr! wäre er gestorben, ohne mich zu segnen — ohne mir die Unruhe zu verzeihen, die ich ihm machte. Ich habe viel gelitten, die größten Sorgen, aber dieses wäre das Schlimmste gewesen.“

Das edle Herz des Weibes vergißt immer sich selbst und verzeiht.

„Kann ich ihn nun noch sehen? halten Sie mich nicht davon ab.“

Wir gingen hinauf. Sie trat in das Zimmer und kniete still an seinem Bette nieder.

Er streckte seine von Fieberhitze glühenden Hände aus, legte sie auf das Haupt seiner Tochter und segnete sie ernst und feierlich. Dann nach wenigen Minuten sagte er schnell: „das Licht — bringt das Licht näher, laßt mich sie ansehen. Nicht dahin — daher,“ rief er, legte die Hände auf die Schultern seiner Tochter, sah fest in ihr Antlitz, während sein eigenes von tiefer Bewegung arbeitete.

Dann zog er sie näher zu sich und rief: „Emilie, mein Kind — mein Kind!“

Durch den gütigen und sanften Ton ihres Vaters

wurde ihr junges und geduldiges Herz ganz gewonnen. Zärtlich schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, küßte seine hohlen Wangen und rief, während ihre Thränen auf ihn rollten mit innigem Schluchzen: „Ja, Vater! Dein Kind! Deine eigene Emilie! Vater, vergib mir, wenn ich Dich beleidigt habe: Ich fürchte, Dir vielen Verdruß gemacht zu haben."

„Dir verzeihen, mein liebes theures Kind! ich muß Dich um Verzeihung bitten. Wie viele Jahre voll Sorgen habe ich Dir nicht verursacht! Und dazu hast Du noch — fügte er hinzu, ihr Trauergewand bemerkend — dazu hast Du, armes unschuldiges Lamm, noch so viel Schmerzliches erduldet; aber Gottes heiliger Wille geschehe. Möge der allmächtige Gott Dich, theuerstes Kind! ewiglich segnen, möge seine unbegrenzte Güte Dich entschädigen für Alles, was Du durch Deines Vaters Nachlässigkeit und unverdiente Grausamkeit erduldet hast."

„Sprich nicht so, theuerster Vater! es schmerzt mich, Dich so reden zu hören. Ich habe nichts zu verzeihen, sondern mich über viel zu erfreuen; diese einzige glückliche Stunde ist mehr als ich ertragen kann. Und doch, lieber Vater! — und sie seufzte wieder — Du bist krank, sehr krank, sage mir, was ich für Dich thun kann?"

„Bete für mich, meine Tochter. Mein Leben ist fast schon vorüber, ich komme nun, mein Kind, vor den allwissenden, aber, wie ich hoffe, auch allbarmherzigen Gott. Wenn ich von diesem theuern Kinde genommen bin, wache Du, o Herr! über ihr und beschütze sie. Möchten wir uns beide im Himmel wieder finden!"

Sie knieten Alle, während ich die Sterbegebete sprach. Bei den hoffnungsvollen Worten: „Scheide, christliche Seele, aus dieser Welt im Namen des allmächtigen Vaters, der dich erschaffen hat, im Namen Jesu Christi, des eingeborenen Sohnes Gottes, der für dich gelitten hat, im Namen des heiligen Geistes, der dich geheiligt hat. Möge dein Platz heute noch im Frieden sein und deine Wohnung im heiligen Sion!" — hob er das kleine Crucifix, das ich ihm an die Lippen gegeben hatte und küßte es ehrfürchtig.

„Emilie! mein Kind, ich muß nun fort, ich kann Dich nicht mehr sehen, aber ich segne Dich noch mit meinem letzten Athem."

Sie erhob sich von den Knieen, nahm den Sterbenden in ihre Arme und legte seine Wangen an die ihren.

Leise lispelte er: „Jesus, süßer Jesus! nimm meine Seele auf" — und im nächsten Augenblick war seine Seele bei Gott.

Es dauerte lange, bis ich das Kind von dem Verblichenen trennen konnte. Man führte sie ohnmächtig über die Treppe aus dem Sterbezimmer. Lange konnte ich sie nicht beruhigen. Ihr Jammer wollte seine Zeit haben in einem langen krampfhaften Anfall von Weinen. Aber sie trauerte nicht trostlos: sie hatte ihn sterben sehen, glücklich und ergeben und reuig, sie hoffte, daß Gott ihm vergeben habe — und das thränenvolle Gebet ihres unschuldigen Herzens für die ewige Ruhe ihres Vaters wurde, wie ich denke, erhört und angenommen im Himmel.

VII.

Die Weißzeugnäherin.

An einem frühen Samstagmorgen — es ist schon ein Jahr — da ich gerade mit der Vorbereitung zu meiner sonntäglichen Predigt beschäftigt war, wurde ich durch ein Klopfen an der Thür aus meiner Meditation geweckt.

„Herein!"

Die Thüre meiner Studirstube öffnete sich und ein junges Mädchen trat ein. Sie stand einige Minuten verlegen da, ihre Lippen suchten nach den rechten Worten und nur mit Mühe konnte sie ihre Botschaft ausrichten. Sie war arm, sehr armselig gekleidet, aber der abgetragene Anzug zeigte von Ordnung und Reinlichkeit, welche auf eine achtbare Armuth schließen ließen. Es lag auch in dem Benehmen dieses Mädchens ein Anstand und eine Ruhe, welche zeigten, daß sie bessere Zeiten gekannt hatte. Sie mochte etwa drei oder vierundzwanzig Jahre alt sein; ihr Gesicht war blaß und mager, aber ihre milden freundlichen Züge trugen jenen geistigen Ausdruck, welcher im Voraus einnimmt und Wohlwollen erweckt, ehe noch

ein Wort gesprochen wird. Sie stand vor mir mit niedergeschlagenen Augen und schluchzte.

„Was wünschen Sie mein Kind?“

„„O mein Herr — sagte sie — plötzlich ruhiger werdend, während die schweren Thränentropfen noch über die Wangen floßen — verzeihen Sie, daß ich Sie störe, aber meine Mutter ist sehr krank und muß das Bett hüten: — Wollten Sie die Güte haben, sie zu besuchen?““

„Gewiß — versetzte ich — sagen Sie mir nur wo sie wohnt.“

Sie gab mir die Adresse, welche in das Labyrinth von Höfen lautete, die den Strand umgeben.

„Ist Ihre Mutter vielleicht eines meiner Beichtkinder?“ fragte ich.

„„O ja, Euer Hochwürden – wir sind es Beide.““

Ich sah das arme Mädchen genauer an und erkannte sie. Sie pflegte schon seit langer Zeit wöchentlich zur Kommunion zu kommen, ich habe mich immer an ihrer innigen Frömmigkeit und Ergebenheit erbaut. Während unseres kurzen Gespräches nahm ich mit Bedauern wahr, daß sie an einem bedenklichen Husten litt. Sie sah aus, als gehörte sie nicht mehr lange dieser Welt an; die Abzehrung hatte ihren grausen Stempel auf jeden Zug gedrückt. Doch dachte sie nicht an ihr eigenes Leiden, ihre ganze Besorgniß galt ihrer Mutter.

In kurzer Zeit war ich im T . . . Hofe, einem jener unglücklichen Orte, an welchem sich ein Schwarm schmutziger und zerlumpter Jungen lärmend herum-

treibt, deren einziger Genuß darin zu bestehen scheint, die armen Nachbarn durch ihr Geschrei und Getöse den ganzen Tag über zu betäuben. Nur mit einiger Mühe konnte ich das Haus finden, welches ich suchte. Auf einige Thüren waren die Nummern mit halbverlöschter Kreide gekritzelt, doch eine freundliche Irländerin, welche an der Ecke Süßigkeiten verkaufte, brachte mich bald auf die rechte Spur. Ich mußte eine steile Wendeltreppe hinaufsteigen, bis ich in das dritte Stockwerk zum Zimmer meines kranken Beichtkindes kam. Es war ein rückwärts gelegenes Dachstübchen. Ich trat ein und hatte den traurigen Anblick jener tugendhaften, klaglosen Armuth, den man leider nur zu oft in dieser Hauptstadt findet, wo äußerste Noth und größter Reichthum durch einen unübersteiglichen Abgrund getrennt sind. Das Zimmer war groß, und obwohl beinahe ohne alle Einrichtung, so herrschte darin doch die schönste Reinlichkeit. Ein Bett ohne Vorhänge, zwei Stühle, ein kleiner Tisch von Eichenholz und eine Kiste schienen alles Geräthe zu sein, dazu einige fromme Bilder, die sorgfältig über dem Kamin aufgehängt waren. Hinter dem Gitter, obwohl es bitterlich kalt war, brannte ein kleines Steinkohlenfeuerchen, welches das große unfreundliche Zimmer wenig erwärmte. Die Tochter, welche bei meinem Eintritt fleißig im Arbeiten war, stand auf, näherte sich dem Bette ihrer Mutter und sagte ihr leise, daß ich gekommen. Ich schaute auf ihre Arbeit — daß Gott erbarm'! sie war eine Weißzeug-Näherin!

Als sie sich zurückgezogen hatte, trat ich an das Bett der alten Kranken. Ich sah ein blaßes abgemagertes Gesicht, halb in Kissen versteckt, als wollte sie sich von dem Lärm im Hofe schützen. Ihre Augen waren geschloßen und ihre abgemagerten Hände lagen schwer und matt auf der Decke.

„Meine Liebe — sagte ich — Sie scheinen sehr krank; Sie schickten nach mir.“

Sie öffnete ihre tiefliegenden Augen und blickte mich an mit dem ernsten Ausdruck, der Jedem unvergeßlich bleibt, hat man ihn einmal im Antlitz eines Sterbenden gesehen. Sie versuchte zu sprechen, aber ein heftiger anhaltender Husten ließ sie einige Zeit lang nicht zu Wort kommen. Die Angst röthete ihr Gesicht und der Schweiß stand ihr auf der Stirne, als sie mit schwerer Stimme mir zu danken versuchte, daß ich gekommen war.

„„Dank', danke Euer Hochwürden!““ war Alles was sie vorbringen konnte.

Eine halbe Citrone lag auf dem Tischchen neben ihrem Bette; ich drückte einige Tropfen der angenehmen Säure in ein Glas Wasser und hielt es an ihre Lippen, denn ihre Hände waren zu schwach und zitterten zu sehr um das Glas zu halten. Dieser Trunk erfrischte sie, und mit leiser zitternder Stimme sagte sie mir, wie sehr sie den lieben Gott danke, daß er ihr die Tröstungen der Religion in ihren letzten Augenblicken gewähre.

„„Ich bin dem Tode nahe, sehr nahe — habe kaum mehr einige Tage zu leben. Gerne, recht gerne

würde ich diese armselige Welt verlassen, aber, o Vater! was soll aus meinem armen Kinde werden, wenn ich fort bin? Sie hat sich halb zu Tode gearbeitet, seit ich krank bin, und obwohl ich sie gebeten, nicht so angestrengt zu arbeiten, ließ sie sich doch nicht davon abhalten. Mutter, ich kann dich nicht hungern sehen, sagte sie immer. Sie ist oft, wie ich fürchte, hungrig zu Bett gegangen, damit mir nichts mangle und ich aus dieser armen Stube nicht vertrieben werde, um im Arbeitshause zu sterben.""

Ein Strom unaufhaltsamer Thränen erstickte ihre Stimme.

„Aber warum meine Liebe — sagte ich so schonend wie möglich — warum haben Sie nicht früher nach mir geschickt? Warum haben Sie ihre traurige Lage mir nicht anvertraut?"

„Vielleicht war es Stolz, Vater; ich und mein Kind hätten lieber Hunger gelitten, als gebettelt. Meine liebe Marie dachte nie daran, so lange sie arbeiten konnte und eine wenn auch noch so armselige Beschäftigung zu finden war. Aber ich habe Euer Hochwürden nicht um zeitliche Hilfe bitten lassen, ich sehne mich nach den Tröstungen der Religion, ehe ich sterbe, damit ich bereit sei, vor meinem Gott zu erscheinen.""

Ihre Beicht war bald abgelegt. O wie verschieden war diese Beicht von jener so vieler unglücklicher Wesen, zu welchen meine Pflicht mich in ihren letzten Augenblicken führt! Ein Sündenleben mit einer schnellen Reue, die wie zum Spott aussieht, eine Beicht auf

dem Todbette, ohne Vorbereitung, während Verzweiflung, gräßliche Furcht, ungeheuere Angst auf dem Herzen lasten und es mit trostloser Qual erfüllen! — Meine gegenwärtige Funktion war höchst tröstlich: Eine gute Seele, die eines christlichen Todes stirbt. Die durch jahrelange Mühen, Arbeit und Geduld gereiften Früchte kamen jetzt zum Vorschein, da nun die guten Werke der sterbenden Christin zu dem himmlischen Schatze der Heiligen gelegt werden sollten. Ihre Beicht war die eines jeden guten Christen; wie auch die Thränen inniger Reue über die Sünden der Vergangenheit reichlich fließen, so ist doch der Schmerz kein neuer — er ist nicht von heute, noch von gestern, er geht weit zurück und ist der Todesstunde lang vorausgegangen; er hat durch die Rückkehr zu Gott eine wahre dauernde Besserung des Lebens bewirkt, die nie mehr durch schwere Sünde unterbrochen wurde. Das große Werk des Bekenntnisses, der Versöhnung, der Genugthuung war schon vor langer Zeit begonnen, da noch keine Furcht vor dem Tode an der Aufrichtigkeit der Absicht zweifeln ließ, die Reue ward vollkommen angenommen und die Wirkungen waren dauerhaft. Es war nicht die vermeintliche Reue jener fleischlich Gesinnten, die nur bereuen oder vielmehr eine Reue affectiren, wenn eine Krankheit ihnen Furcht einflößt vor Gottes Gericht über die Sünder; die aber, wenn die Krankheit sie verläßt, zu ihrem früheren, sinnlichen, sündhaften Leben zurückkehren. Friede, himmlischer Friede lag auf den sterbenden Zügen dieser musterhaften Frau, als sich meine Hand

zur Verzeihung und Lossprechung ihrer Sünden erhob. Ihr andächtiges „Amen“ zeigte wie zuversichtlich sie hoffte, daß ihre Reue Gnade gefunden und ihre Sünden wirklich vergeben wären.

Nun folgte jener trostreiche Ritus unserer heiligen Kirche, die letzte Kommunion der Sterbenden. O wie schön und innig begrüßte und empfing die Kranke unsern lieben Heiland! Sie blieb einige Augenblicke lang ruhig, dann flüsterte sie in kaum hörbaren Lauten die wärmsten innigsten Danksagungen, die je einem vollen Herzen entströmten. Jene bangen Zweifel über Glaubenssachen und Aeußerlichkeiten, welche den Geist so vieler sterbenden Anglicaner befangen halten, quälten sie nicht; sie genoß in ganzer Fülle jene süße Ruhe, jenen himmlischen Frieden, jenes Freisein von aller Bangigkeit, welche nur denjenigen zu Theil werden, welche die Sterbsakramente der einen heiligen katholischen Kirche würdig empfangen. Keine bange Sorge bemächtigte sich ihrer, sie unterstützte ein unerschütterlicher Glaube, der, ruhend in der Hoffnung, durch die Liebe vollendet wurde.

Mit gleich inniger Andacht empfing sie das ehrwürdige apostolische Sacrament der letzten Oelung. Als das heilige Oel ihren verschiedenen Sinnen nahegebracht wurde, als jene liebevollen, erbarmenden Worte der Kirche um Vergebung der Sünden, Schwächen und Uebertretungen, die mit diesen Sinnen begangen, vorgesprochen wurden, bewegten sich ihre Lippen beständig im Gebet; ihre magern abgezehrten Hände waren ehr-

erbietig zur Anrufung des Allerhöchsten gefaltet und ein Lichtglanz, wie vom Himmel herab, übergoß ihre bleichen Züge.

Nachdem ich sie zur Geduld und völligen Ergebung in Gottes Willen ermahnt hatte, fiel mir glücklicher Weise vor dem Weggehen noch bei, daß eine wohlthätige Dame mich desselben Morgens besucht und mir zwei Goldstücke für die Armen gegeben hatte. Ich drückte sie ihr beim Abschied in die zitternde Hand. Eine tiefe Röthe überzog ihr ganzes Gesicht, als sie ihre Blicke auf mich richtete; ihre Dankbarkeit hatte sie sprachlos gemacht.

Am folgenden Montag kam Morgens ihre Tochter, um mir zu sagen, wie sich ihre Mutter befinde. Alle schmerzlichen beängstigenden Symptome ihrer Krankheit hatten sie verlassen — eine nach dem Empfang der letzten Oelung nicht ungewöhnliche Erscheinung. Ich war oft, recht oft Zeuge der wunderbarsten Erleichterung, der gänzlichen Befreiung von allen Schmerzen, wie sogar Todtkranke unmittelbar genasen, wenn die letzte Oelung mit vollem Glauben an ihre rettende heilende Kraft gespendet und empfangen wurde. Protestantische Aerzte schreiben diesen auffallenden Wechsel bei dem Kranken den Wirkungen einer lebhaft erregten Einbildung zu; Katholiken jedoch gedenken der deutlichen Worte des heiligen Apostel Jacobus: „Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken Hilfe bringen und der Herr wird ihn erleichtern.“ Es sei dem, wie es wolle, meine arme Kranke, wenn gleich noch sehr schwach, war sichtlich besser. Gott

ließ sie noch ein wenig länger leben, damit sie sich inniger für den Himmel vorbereiten und sich eine herrlichere, strahlende Krone verdienen könnte.

Die Dankbarkeit ihrer Tochter war unvergleichlich. Die Wohlthat meiner braven Freundin war zur rechten Zeit und an würdige Arme verwendet worden. Es ergab sich, daß sie mit dem Miethzinse rückständig waren und der harte Hausherr hatte schon gedacht, die kranke Frau mit ihrer Tochter auf die Straße zu setzen. Ein Theil von meiner Gabe wurde verwendet, um dieser rohen schimpflichen Drohung Einhalt zu thun; das Uebrige diente dazu für die Kranke eine warme Decke zu kaufen und andere kleine Bedürfnisse zu bestreiten.

Ich wünschte etwas von ihrer früheren Geschichte zu erfahren; ihrer einfachen Erzählung, die oft durch viele Thränen unterbrochen wurde, entnehme ich Folgendes:

Sie waren nicht immer in einer so traurigen Lage gewesen, wie die gegenwärtige. Ihre Mutter, Frau Faulkner, hatte noch sehr jung einen angesehenen Kaufmann geheirathet, der nicht zufrieden mit dem gewöhnlichen Handelsgewinn, sich unüberlegt in die verschiedenartigen Speculationen der Jahre 1824 und 1825 stürzte. Endlich kam der Schlag: Er war ein zu Grunde gerichteter Mann, der sich durch den Bankerott entehrt fühlte und sich nimmer wieder erholen konnte. Von großem Wohlstand sah er sich plötzlich in die äußerste Armuth versetzt. Nichts konnte aus dem Schiffbruch gerettet werden, und ohne das

Mitleiden Eines der Hauptgläubiger, hätten sie verhungern müssen. Dieser gutherzige Mann, obwohl er durch Faulkners Thorheit empfindlich gelitten hatte, nahm sich ihrer an und verschaffte ihm eine Stelle als Schreiber in einer Versicherungs-Anstalt; so waren sie, wenn auch gerade nicht glücklich, doch zufrieden mit ihrem Loose.

Aber nach einem Jahre schwand Faulkners Muth täglich mehr. Er konnte es nicht ertragen mit seinen früheren Genossen des Reichthums und der Geschäftsunternehmungen zusammen zu kommen; sie hatten glücklicher als er den Sturm ausgehalten, und blickten mit kalter Verachtung auf den ruinirten Kaufmann. Jede Geringschätzung, die er erlitt, drang tief und nagend in sein Innerstes; wenn er dann Abends im Kreise seiner Familie die Beleidigungen erzählte, die ihm täglich zugefügt wurden, so zeigten sich beängstigende Anfälle von Reizbarkeit. Vergeblich müheten sich seine Frau und sein unschuldiges Töchterlein Maria, ihn in seinem Kummer zu trösten: Die Schmach der Armuth, das schneidende Gefühl der Schande brannte wie verzehrendes Feuer in seinem Geiste und machte ihn bisweilen verrückt. Er wurde blödsinnig, verlor seine Stelle und so waren sie denn wieder der schauerlichsten Noth preisgegeben.

Frau Faulkner's Gesundheit war immer schwächlich gewesen, doch machte sie jetzt die äußersten Anstrengungen, um ihren hilflosen Mann und ihr Kind zu ernähren. Sie war eine gute Stickerin und so gelang es ihr durch unausgesetzte Arbeiten früh und spät,

ihren Unterhalt zu erwerben. Aber bald hatte sie ihre Augen durch vieles Weinen so sehr geschwächt, daß sie zu gewöhnlicher und gröberer Arbeit ihre Zuflucht nehmen mußte um ihr Leben zu fristen. Fünf lange Jahre mühte sich das arme geduldige Wesen und fügte sich mit unverwüstlicher Sanftmuth den sonderbaren Launen ihres zum Kinde gewordenen, blödsinnigen Mannes. Endlich nahm ihn der liebe Gott zu sich und ihre ganze Energie galt nun der Erziehung der kleinen Marie, die ihr einziger Trost und ihre Stütze war in einer Welt voll Sünde und Schmerz.

Als Marie zwölf Jahre zählte, fing sie an fleißig zu nähen, machte sich im Hause nützlich und half in jeder Weise ihrer kränklichen Mutter, denn Schmerz, Sorge, Mühe und Entbehrung hatten deren Kräfte bedeutend geschwächt, die Gebrechen des Alters machten sich bald fühlbar und benahmen ihr die Möglichkeit für den beiderseitigen Unterhalt zu sorgen.

Einige Jahre vor ich zu ihnen kam, hatte sie ein eigener Unfall getroffen. Ein Kleid von reichem kostbarem Stoff, das sie zum Machen erhalten hatten, wurde, während sie in der Kirche waren, aus ihrem Zimmer gestohlen Die Eigenthümerin glaubte ihrer kläglichen Erzählung nicht und drohte Madame Faulkner bei Gericht zu verklagen, wenn sie den Werth nicht ersetze. Um der Schande einer solchen Anklage und vielleicht sogar dem Gefängnisse zu entgehen, war Madame Faulkner gezwungen, das Geld herzunehmen, welches sie für den Miethzins zurückgelegt hatte und Alles zu verkaufen, was sie anbringen konnte.

Das Ziel kam — nun war der Zins nicht bereit. Ein Monat verfloß, ein zweiter — es kam zur Pfändung — ihr armseliges Geräthe wurde verkauft und Madame Faulkner krank und arm mit ihrem Kinde in einer kalten November Nacht aus dem Hause gejagt. Stundenlang, bis zur Morgendämmerung wanderte sie umher, ganz durchnäßt vom feinen, kalten Regen, und ruhte nur hie und da auf einem kalten Steine vor einem Hausthore, bis sie durch die mürrischen Worte eines Polizeidieners wieder vertrieben wurde. Ungefähr um 7 Uhr am nächsten Morgen, als Beide durch Ermattung einer Ohnmacht nahe waren, wurde eine irische Wäscherin ihr Samaritan, und gab ihnen Obdach in ihrer ärmlichen Stube und Nahrung, bis sie sich weiter helfen könnten. Das ging jedoch nicht so schnell nach Wunsch. Ein hartnäckiger Rheumatism fesselte die Mutter monatelang an's Bett, sie war einzig auf die Barmherzigkeit der gutwilligen Wäscherin und die unzureichenden Bemühungen ihres Kindes angewiesen.

„Madame Faulkner, sagen Sie mir doch kein Wort von Verbindlichkeit. Ich bin ja stolz und glücklich, daß ich etwas für Sie thun kann. Und sehen Sie die liebe Marie, das herzige Mädel, wie flink sie mit der Nadel ist und wie gewandt, Alles für uns Beide zu ordnen. Ich bin der Meinung, daß ich sogar, seit Sie beide zu mir gekommen, mehr Glück habe; sagen Sie also ja kein Wort des Dankes mehr, sonst beleidigen Sie mich." So sprach die gute Frau und rauchte eine Pfeife Tabak; dies war des Abends der einzige Luxus, den sie sich nach ihrem harten Tagwerk

erlaubte, streichelte das schwarze Kätzchen, das ihr spinnend im Schooße lag und mit den grünen, halbgeschlossenen Augen blinzelte, trank ihre drei Tassen wohlgebrauten Thee, der ihr sehr gut mundete und schaute dabei mit mütterlicher Zärtlichkeit auf die kleine Näherin Marie.

Ja, die kleine Marie war nun eine Weißnäherin. Das Schreckliche dieses weißen Sclavenlebens wurde in neuerer Zeit freimüthig geschildert. Marie fühlte diese ganze Schwere nicht, so lange sie und ihre Mutter bei der guten Wäscherin lebten. Als aber Madame Faulkner nur einigermassen wieder den Gebrauch ihrer Glieder hatte, ließ es ihr angebornes rechtliches Gefühl nicht länger zu, einer so aufopfernden Gastfreundschaft zur Last zu sein. Sie nahm das ärmliche Zimmer, in welchem ich sie fand, und Mutter und Tochter plagten sich, so gut sie konnten mit der elend bezahlten Beschäftigung des Hemden-Nähens.

Wenn sie recht streng arbeiteten — wie es die willigen Finger nur aushalten konnten — zwölf oder vierzehn Stunden des Tages, so nahmen sie wochentlich zehn Shillinge ein. Davon mußten sie noch Näh- und Stecknadeln, Faden u. s. w. bestreiten; im Winter wurde die geringe Einnahme noch geschmälert durch Ausgaben für Feuer und Licht — Feuerungsmaterial brauchten sie wohl wenig, denn sie heizten nur zwei Mal ein Bischen, um das Wasser zu ihrem dünnen Thee zu kochen; denn Thee und trockenes Brod waren ihr einziger Unterhalt. Ferner betrug der Zins für ihr Zimmer wochentlich drei Shillinge; Kleider mußten auch nachgeschafft werden;

natürlich unter der Hand; die geschickten Finger Mariens machten sie trefflich zurecht. Auch des Doktors Rechnung mußte durch kleine wöchentliche Fristen bezahlt werden, denn Krankheiten konnten nicht ausbleiben, wo die menschliche Natur so über Gebühr belastet wurde, es war auch kein Wunder, wenn Hunger und Kälte und Entbehrungen jeder Art in Madame Faulkners Wohnung sich als häufige Gäste einfanden.

Doch sie waren zufrieden und ergeben. Sie kämpften sich durch, beugten sich vor dem unerforschlichen Rathschlusse der göttlichen Vorsehung in dem Bewußtsein, daß wenn sie ihr Kreuz in diesem Leben geduldig ertrugen, ihr künftiges Glück desto sicherer wäre. Ihre innige und starke Anhänglichkeit an ihren Glauben gab ihnen diese Kraft und zwang sie inmitten der schwersten Prüfungen und Entbehrungen mit tiefgefühlter Aufrichtigkeit zu sagen: „Herr! Dein Wille geschehe!“ Wie schon erwähnt, empfingen beide wöchentlich das allerheiligste Sakrament des Altares und ich bin überzeugt, daß dieses die Hauptursache ihrer heroischen Geduld und der fleckenlosen Reinheit ihres Lebens war. Wie erbaulich ist es doch an den diesem Zwecke gewidmeten Abenden die armen Büßer um unsere Beichtstühle geschaart zu sehen! Die Zeit ist für die Armen im buchstäblichen Sinne ihr Geld, ihr Alles; und doch opfern sie dieselbe freiwillig, warten geduldig oft stundenlang, bis die Reihe zu beichten an sie kommt, gehen nüchtern am nächsten Morgen zur Communion, obwohl ganz erschöpft von der schweren Arbeit der verflossenen Woche, und ver-

weigern sich die einzige Freude des Armen — eine lange Ruhe am Sonntagsmorgen. Ich wiederhole, es ist das sehr erbaulich und Gott wird sie gewiß segnen für ihre Frömmigkeit und für die Opfer, die sie bringen, um ihm ihre Liebe, ihren Wunsch nach göttlicher Versöhnung und ihr ernstliches Verlangen mit ihrem Heiland im Sacramente vereinigt zu werden, zu beweisen. Gott segne die tugendhaften kämpfenden Armen, denn ihrer ist gewiß das Himmelreich!

Die Arbeiten dieser unglücklichen Näherinnen kamen leider nicht in gute Hände. Speculirende Israeliten gewannen bald das Monopol dieses unentbehrlichen Kleidungsstückes, indem sie zu äußerst niedrigen Preisen bei jenen erzwungenen oder betrügerischen Versteigerungen der Kaufleute, die ängstlich für einen temporären Fortschritt ihrer Geschäfte sorgen, den Ausschuß der Vorräthe kauften. Sie trieben die Preise auf's äußerste herab und brachten die armen Opfer, welche für sie nähten, durch Hunger zu einer Arbeit, die gar nicht mehr bezahlt war.

Fünf Kupfermünzen für das Hemd war die volle Bezahlung, welche Madame Faulkner und ihre Tochter erhielten, als der neue israelitische Tarif eingeführt war! Fünf Farthings guter, gesetzlicher, königlicher Münze für viele Tausende von Stichen, für Nähen und Säumen und Ausbessern, für Nadel, Faden und Licht, die man zu besorgen hat, und dafür erwartete man noch die größte Eile, Unterwürfigkeit und Dankbarkeit! wirklich es war ein großer und nobler Lohn und die Urheber dieses geistreichen Planes zur Aus-

rottung der Menschheit verdienten in der That öffentlich für ihre Menschenliebe gekrönt zu werden! — —

Und doch verlangen Tausende von armen Frauen nach dieser gemeinen Beschäftigung, den gemein ist sie in Bezug auf die blutsaugerischen Kaufleute, welche die armen hungernden hülflosen Frauen so sehr bedrücken.

Wenn die gehetzte Näherin sechzehn bis achtzehn Stunden des Tages gearbeitet und das jeden Tag der Woche, so bleiben ihr mit Abzug der Ausgaben für Faden, Nadel, Zugehör und Licht, drei bis vier oder höchstens fünf Shillinge für ihre strenge Arbeit während einer ganzen Woche. Von dieser unbedeutenden Summe muß noch der Zins bestritten, Brennmaterial und ein wenig Nahrung herbeigeschafft werden, um das glimmende Leben nothdürftig zu fristen, bis das willkommene Grab den müden Bewohner aufnimmt. Kein Wunder, daß so viele dieser armen Geschöpfe, wenn sie jung und hübsch, oder doch wenigstens ziemlich nett sind, und keine streng religiösen Grundsätze haben, sich verirren und die Verworfensten ihres Geschlechtes werden.

Aber was bekümmert es den Juden oder auch den christlichen Verkäufer, welcher mit der billigen Arbeit guten Profit findet, ob jede Naht mit dem Herzblute einer armen Arbeiterin getränkt ist? Welches Mitleid hat er für die dabei vergoßenen Thränen, für die Seufzer und den ansgepreßten Angstschweiß? Was kümmert er sich um den Hunger, um zu früh einbrechendes Alter, um die Verdorbenheit von Leib und Seele, wohin das Elend so viele aus dem un-

glücklichen Geschlechte der Näherinnen stürzt. Ich glaube, daß die Gier nach Gewinn nicht nur jedes christliche, sondern jedes menschliche Gefühl in diesen grausamen Schlächtern erstickt hat. Sie wissen, daß der Vorrath von Menschen unerschöpflich ist, daß täglich neue Opfer sich um die Schlachtbank schaaren und um Beschäftigung bitten, und daß sie vom Hunger getrieben, glücklich sind, wenn sie eine Arbeit erhalten, gleichviel, wie man ihnen selbe bezahlt. Gott tröste die bedauernswerthen Opfer.

Aber die Schurkerei findet nicht nur beim Nähen der Hemden ihre Anwendung. Jede Art von Kleidungsstück, das Mann oder Frau tragen — vom Tressenrock und Lord Raglan bis zu den Gamaschen und der Matrosenjacke — alle tragen den abscheulichen Stempel kaltblütiger, quälender Erpressung und mitleidloser Grausamkeit gegen den Arbeiter. Man verlangt einen Artikel nur billig zu kaufen. Darüber wird alle Menschlichkeit vergessen und mit Füßen getreten. Aber wer verdient den Tadel dafür? Ich glaube, wie der Verkäufer gerade so gut auch der gierige Käufer, welcher den Preis niederdrückt und so billig kaufen will, daß kein Kaufmann sich ohne Schaden oder Gewissenlosigkeit dazu verstehen kann. Der selbstsüchtige Käufer ist es, auf den das Elend, der Hunger und die Laster, von denen London überschwemmt ist, zur Verantwortung fallen und weniger auf die ihrer Zeit dienenden Kaufleute, welche die wohlfeile und doch theuere Waare liefern, die obendrein aus den schlechtesten Stoffen verfertigt ist.

Leser, was du kaufst, kaufe es nicht um so wohlfeilen und sündhaften Handel; das Geld, das du hinlegst ist Blutpreis. Geh lieber zu einem ehrlichen Kaufmann, der für seinen Artikel einen anständigen Preis verlangt, der seinen Arbeiterinnen, die alles schön und aus gutem Stoff fertigen, auch den gebührenden Lohn gibt.

Wie oft stieß ich bei meinen täglichen Berufsgängen, wenn ich ohne Furcht mit der Klugheit langer Erfahrung durch das Netzwerk der Gäßchen, Alleen und Höfe ging, welche Drury Lane, den Strand, Fleet Street und Holborn einschließen, wie oft stieß ich auf Gruppen, von abgezehrten übel aussehenden Frauen, deren Alter Niemand bestimmen konnte; obwohl sie in der That noch jung waren, so hatte doch der Hunger ihren Zügen ein Aussehen aufgedrückt, wie es sonst nur das Alter zu thun pflegt. Nagender Kummer hatte lange schon jede Spur von Jugendblüthe aus ihrem Antlitz verbannt. Wahrscheinlich sahen sie nie jung aus, wuchsen unter immerwährender Noth auf, die eine so strenge Herrschaft auf sie übte, daß nie ein schwacher Strahl jugendlichen Glückes ihren düsteren Pfad erhellen konnte. Traurig ist es, daß Bettel und Hunger das Kindesalter der Londoner Armen schon dem frühen Dahinwelken weihen. Gott helfe ihnen! Aber wie leben diese verblühten, ärmlich gekleideten Frauen? Wovon leben sie? Welche Beschäftigung verfolgen sie? Sie müssen täglich einige Unzen einer, wenn auch sehr groben Nahrung verzehren, wenigstens kann ihr unfreiwilliges Fasten nie

länger als einen Tag dauern. Aber wie verschaffen sie sich diese Nahrung? auf welche Weise gewinnen sie das Geld dazu? Und dann, wo wohnen sie? Wie bezahlen sie ihr Obdach für die Nachtruhe? Es ist ein Geheimniß. Die Mehrzahl scheint so hülflos, so elend und kraftlos, daß man sie in keiner Zündhölzchen-Manufaktur brauchen könnte, in keiner Katzenfleisch-Speise-Anstalt würde man sie dulden, wenn sie die saftigen Bissen den begierigen Gästen vorlegen sollten. Woher kommen sie? Wie leben sie? Wie sterben sie? Vielleicht sind sie Weiß-Näherinnen, das würde das Räthsel lösen. Aber — zu unserer Erzählung zurück!

Einige Monate, vor ich die leidende Mutter und ihr Kind besuchte, begegnete Mad. Faulkner ein Unglück. Sie holte sich Arbeit aus dem Lager, wo sie bereits zugeschnitten den Näherinnen ausgetheilt wird, und fiel daselbst eine steile Treppe hinab, wobei sie sich innerlich so beschädigte, daß sie nie mehr ganz davon geheilt werden konnte; überdieß brach sie den Arm und mehrere Rippen. Sie wurde in das St. Bartholomäusspital gebracht.

Das war eine schwere Prüfung für die arme Marie, welche ihre Mutter zärtlich liebte und nie von ihr getrennt gewesen war. In Glück und Noth waren sie nie geschieden. Nun ging sie täglich in das Spital, ihre Mutter zu besuchen, um am Lager der leidenden Frau zu stehen und Worte der Liebe und Zärtlichkeit an sie zu richten. Wie kostbar sind den im Spital liegenden Kranken solche Beweise kindlicher Liebe!

Wie sehnsüchtig wird gewartet! Wie wird jeder Augenblick gezählt, bis das liebe Kind erscheint und die müden Augen der Mutter erfreut. Die Welt mag sie vergessen, doch nicht vergißt sie ihr Kind.

Marie mußte jetzt strenger arbeiten, denn je. Während der sechs Wochen, die ihre Mutter im Spital war, hatte sie kaum zwei Stunden der Nacht, um von ihrer Arbeit auszuruhen. Sie erzählte mir unter vielen Thränen, daß, wenn sie ins Spital ging oder davon herkam, ihr ein alter Bösewicht den Weg abzupaßen pflegte und ihr Reichthum und anständiges Leben anbot, wenn sie in seine bösen Wünsche einwilligen wolle; mit Thränen versicherte sie mir, welch' schwere Prüfung, welch peinliche Versuchung das für sie gewesen.

„Was mich betrifft — sagte sie — so wollte ich lieber verhungern oder von Thür zu Thür mein Brod betteln, aber wenn ich an meine arme Mutter dachte, wenn ich bedachte, was es werden solle, wenn sie schwach und unfähig zu arbeiten aus dem Spital kommen würde, da zitterte ich sehr und fühlte mich durch die Worte des Bösewichts mehr versucht, als ich je für möglich gehalten hätte. Gott verzeihe mir, wenn ich der Versuchung einen Augenblick Raum gegeben; o Herr, es ist eine schwere Prüfung für arme Mädchen in einer ähnlichen Lage, meine eigene Erfahrung hat mich gelehrt mitleidsvoll auf jene zu blicken, die gefallen. Niemand, der es nicht selbst gefühlt, weiß was es heißt, Tag für Tag zu hungern, nie hinreichend zu essen zu haben, seine Jugend mit

undankbarer, schlechtbezahlter Arbeit hinzubringen — und welche Aussicht für das Alter? Nur das Arbeitshaus und das von der Gemeinde gegebene Grab. Ich wundere mich nicht, daß so Viele sich verirren, ich wundere mich nur darüber, daß die Zahl dieser Unglücklichen nicht unendlich größer ist."

Nach sechs Wochen wurde Mad. Faulkner als unheilbar aus dem Spital entlassen. Ihre gute Tochter brachte sie in einem Wagen nach Hause, sie verdoppelte ihre Sorgfalt und goß den reichen Schatz ihres warmen liebenden Herzens aus, um die arme Kranke zu trösten. Diese war von nun an an's Bett gefesselt und Marie mußte noch strenger arbeiten.

Nach einem Monate verschlechterte sich ihr Zustand schnell und ich wurde gerufen. Meinen ersten Besuch habe ich erzählt.

Als ich wieder hinkam, fand ich Mad. Faulkner ohne Schmerz, ihr Husten hatte nachgelassen, sie klagte nur über große Schwäche. Sie war heiter, voll Ergebung und himmlischer Hoffnung.

Jedoch die schwächliche Constitution ihrer Tochter hatte unter der harten Arbeit, der Entbehrung und dem Mangel an Ruhe schrecklich gelitten. Oft hob sich ihre Brust und ein starker, schmerzlicher Husten erschütterte häufig ihre schwache Gestalt, das Blut stieg ihr ins Antlitz und Thränen standen ihr im Auge; ihr zarter Körper zitterte vor Anstrengung und einige Minuten beugte sie sich ganz erschöpft über ihre Arbeit. Deßungeachtet gestattete sie sich nur kurze Ruhe. Es galt ja für die arme bettlägerige Mutter Brod zu

schaffen. Bald waren die Thränen des Schmerzes und der Erschöpfung von ihren rothen Augen getrocknet, der hysterische Seufzer unterdrückt, die schwachen Hände bewegten sich wieder und die Arbeit an dem unvollendeten Hemde wurde wieder begonnen.

„Armes Kind — sagte ich — Sie arbeiten zu strenge."

Sie warf mir einen traurig bittenden Blick aus ihren verweinten Augen zu; ein flehendes Kopfschütteln sagte mir, wie unwillkommen ihr diese meine Worte waren.

Ihre Mutter klagte über Durst. Sie beugte sich über deren hilflose Gestalt nahm die Theetasse, die immer bereit stand und hielt sie an ihre Lippen. Die Leidende trank begierig und segnete ihr Kind. Marie nahm die Tasse von ihren Lippen und sah mit einem Blicke tiefgefühlten, liebenden Mitleides auf ihre Mutter. Sie vergaß ihre eigenen Leiden, die einen nahen Tod verkündeten, wenn sie ihre gute Mutter anblickte. Wieder traten ihr die Thränen ins Auge, als sie sich sanft niederbeugte und sie küßte. Die Muskeln der Leidenden zitterten leise, als sie mit unglaublicher Anstrengung ihre abgemagerten Arme um ihrer Tochter Hals schlang und sie an das Herz drückte.

Heilige Umarmung von Mutter und Tochter; aber für die eine war es die Umarmung der Todesangst. So schwach sie war, verursachte sie der Tochter einen Schmerz, gleich dem eines Pfeiles, der in ihre Seite dränge. Sie wandte ihr Haupt ab und stöhnte laut.

„Mein Kind — sagte die Mutter — was schmerzt Dich?"

„„Nichts, Mutter"" — antwortete sie mit schwacher Stimme; aber ihr schnelles schweres Athmen und das krampfhafte Zittern ihrer Gestalt widersprachen deutlich dieser verzeihlichen Unwahrheit.

„Marie — sagte die Mutter — ich weiß, Du bist sehr krank, Du sperrst Dich zu viel ein, Du bringst Dich um's Leben, mein liebes Kind. Geh' meine Liebe, schöpfe ein wenig frische Luft, das wird Dich erfrischen.

Ihr Kind antwortete nicht. Die auffallende hektische Röthe, die ihre Wangen überdeckte, der unwillkürliche leichte Schauer, der aber doch nicht verborgen werden konnte, und durch ihre Glieder lief, das geschlossene Auge, die zitternde Bewegung ihrer Lippen, die Schweißtropfen, die sich auf ihrer Stirn lagerten, die aschfarbige Bläße ihres Gesichtes und der gebeugte Nacken, der sich unter der Last des schweren Hauptes senkte, vernichteten selbst einer Mutter kühne Hoffnungen. In einigen Augenblicken sank das arme Mädchen bewußtlos an ihrer Mutter Brust.

* * *

Die Mutter starb und entschlief sanft.

Bald kam die Reihe zu sterben auch an Marie. Glücklicher Weise war ich durch die Hilfe eines gütigen Freundes in den Stand gesetzt, für ihre täglichen Bedürfnisse zu sorgen. Ein geschickter Arzt, dessen Namen die Armen segnen, besuchte sie auf mein Ver-

langen täglich und that sein Möglichstes, um ihre zunehmenden Leiden zu erleichtern. Bald konnte sie nicht mehr arbeiten, nicht die geringste Anstrengung ertragen, und nie mehr kam so ein Blutgeldhemd in ihre Hand.

Sie schlief wenig, denn ihr freundlicher Doctor konnte die Heftigkeit des Hustens, der sie schnell dem Grabe nahe brachte, nicht mildern, aber sie murrte nie, klagte nie, betete viel und betrachtete oft das Leiden ihres Erlösers, das, wie sie sagte, ihr den größten Trost gewährte.

Ich brauche nicht zu erzählen, mit welch rührender Andacht dieses gute Kind die heiligen Sacramente empfing. Mit englischer Frömmigkeit freute sie sich zu Gott zu kommen.

* * *

Eines Abends kam die arme irische Wäscherin und sagte, daß ihr Liebling, Marie, am Sterben sei.

Als ich in's Zimmer trat, sah sie mich mit ihren großen blauen Augen ernst an und bot mir ihre magere weiße Hand dar; das Kissen, auf dem ihr Haupt ruhte, war mit Blut bedeckt. In einem heftigen Hustenanfall war ihr ein Blutgefäß zersprungen.

„Ich werde sterben — sagte das arme Mädchen mit gebrochener Stimme — doch ich kann jetzt froh sterben, Vater!"

Sie sah so sündenlos aus, wie ein wahres Kind Gottes, das im Begriffe ist, sich nach der himmlischen Heimath emporzuschwingen, daß ich mit außergewöhn-

licher Zuversicht die tröstenden Gebete der Sterbenden und den letzten Segen über sie betete.

Sie sprach viel Rührendes von ihrer vorangegangenen Mutter und hoffte bald mit ihr des Himmels Seligkeit zu genießen. Sie schien durch das Reden erschöpft. Ihre Augen schloßen sich und sie lag da, als wäre sie schon verschieden, hätte nicht die Decke sich noch bewegt.

Draußen heulte der Sturm einer December-Nacht, schwer schlug der Regen an die Fenster, nichts hörte man sonst in jenem Zimmer, außer den dumpfen Lärm von der Straße herauf, als ich an dem Sterbebette der Näherin wachte und betete. Gegen Mitternacht öffnete sie nochmals die Augen, sah mich lang und liebevoll an mit einem Blick voll unendlicher Dankbarkeit, ein seliges Lächeln umspielte ihre Lippen, ihr Mund öffnete sich, ein leiser Schauer, ein schwacher Seufzer — die feierliche Stille, die darauf folgte, sagte mir, daß Alles vorüber sei, ihr sanfter Geist war zu ihrem Herrn und Gott geflohen.

VIII.

Magdalena.

I.

„Wachet und betet, daß ihr nicht in der Versuchung fallet."

„Wer steht, sehe vor, daß er nicht falle!" —

An einem kalten Winternachmittag — es ist schon lange her — wurde ich nach einer der verrufensten Gegenden Londons geholt. Das Haus lag in einem der vielen Lastergassen, die unsere großen Theater umgeben und diese Gasse oder eigentlich Gäßchen, war das schlechteste darunter. Jedes Haus war dem Dämon der Sünde geweiht und selbst die Luft schien voll des höllischen Unrathes. Gerade in diesen Lasterpfuhl wurde ich gerufen und mein Beruf gebot mir zu gehen.

Ein unordentlich gekleidetes Mädel hatte die Botschaft gebracht. Ich rief sie vor und fragte, ob der Fall dringend, wer die Kranke sei und wie es mit ihr stünde. Das Mädchen wich meinen Fragen mit großer Schlauheit eine Zeit lang aus, sie wähnte, ich hätte von dieser erbärmlichen Gegend und ihrem schlechten Rufe keine Kenntniß. Aber ich gab ihr unumwunden zu verstehen, daß ich davon unterrichtet und daß ich darauf bestünde, mehr über die Kranke zu erfahren, bevor ich ginge.

„Sie ist eine junge Lady, welche bei meiner Madame wohnt," lautete die naseweise Antwort.

„Wer hat dich abgeschickt?" Fragte ich.

Das Mädel verfärbte sich, ihr Mund zitterte und eine Thräne — vielleicht eine ungewöhnliche Erscheinung in diesem gemeinen Gesicht — kam über ihre Wange.

„O mein Herr — stotterte sie verlegen heraus — man hat mich nicht geschickt, aber sie ist so krank, Herr!"

„Bist du katholisch?"

„Gott verzeihe mir — ja," war die traurige Antwort.

„Wie kannst du denn, armes Mädel, in solch' einem gottlosen Hause leben?"

„Das Elend, Herr, trieb mich dazu. Ich war drei Monate ohne Platz, hatte alle meine Kleider, bis auf die Lumpen am Leibe, verpfändet, hatte zwei Tage nichts über die Lippen gebracht und wollte mich ertränken oder auf die Straße gehen, als mir eine alte Magd von diesem Platz sagte — lieber das Bessere als das Schlechtere — und ich ging."

Ich hatte nicht den Muth, dieses arme Mädchen darüber weiter zu schelten, aber ich rieth ihr, den Platz so bald wie möglich zu verlassen, dann forschte ich wieder nach der Kranken:

„Ist sie ein unglückliches Mädchen?" fragte ich.

„Ja — aber eine der besten ihrer Art. Ich würde für sie durch Feuer und Wasser gehen; sie wurde sicher nur von der größten Noth getrieben. Sie thut nichts als weinen, wenn sie allein ist."

„Wie lange ist sie schon krank?"

„Seit einem Monat. Sie verkältete sich, weil sie die ganze Nacht im ärgsten Regen ging und die Madam ihr die Kleider nicht wechseln lassen wollte, als sie nach Hause zurückkehrten; dazu wurde sie, weil sie ohne Geld kam, noch geschmäht und geschlagen, und bis zum Morgen in eine leere Dachkammer gesperrt. Darauf kannte man sie gar nicht mehr und in der letzten Woche wurde sie in der That sehr krank."

„Hatte sie einen Arzt?"

„Warum nicht gar, mein Herr! Die Madam hat nie einen Arzt für ihre Mädchen. Wenn sie sehr krank werden, müssen sie in's Spital, denn sie sagt, sie sei nicht im Stande für ärztliche Mixturen Geld zu verschwenden. Aber Frl. Margareth versuchte heut Nachmittag zu beten; ich fragte, ob ich ihr nicht einen Geistlichen holen solle? Sie sagte, daß sie glaube, kein Geistlicher werde zu solch einem verworfenen Geschöpf, wie sie wäre, kommen oder den Platz der Sünde betreten. Aber ich versicherte ihr, ich sei überzeugt, Sie würden kommen, o Herr — fügte sie ungestüm hinzu und fiel auf die Knie — um Gottes Willen! gehen Sie Herr, ich bitte!"

Ich verscheuchte ihre Angst, indem ich gleich zu kommen versprach. — An diesem Morgen war ich am Bette eines frommen Kindes gestanden, das rein und unschuldig starb, wie ein Engel. Was für einen Contrast bot das Krankenbett, zu dem ich jetzt eilte. Wenige Minuten nach dem Mädchen kam ich dort an. Ich fand sie im heftigen Disput mit einer dicken, triefäugigen, krummnasigen, alten Jüdin, der nieder-

trächtigen Besitzerin dieses Etablissement. Sie gab der armen Sclavin einen Verweis, weil sie ohne Erlaubniß ausgewesen.

„Nichts da, du Weibsbild, das du für gar nichts nutz bist, kein Wort davon — ich will's nicht haben, daß ein papistischer Geistlicher in mein Haus komme. Ich hasse sie. Sie haben mir mit ihrer Beicht schon drei meiner besten Mädchen entführt und in eine Besserungsanstalt gebracht. Er soll nicht kommen, sag' ich dir!"

Während sie stritten, trat ich ein. Es ist unnöthig zu erzählen, wie ich diese Wölfin bezwang, oder wie ich zu dem kranken Mädchen, die meinen Beistand erwartete, Zutritt erhielt. Es genügt zu sagen, daß ich nach einer langen und mir sehr peinlichen Unterredung, endlich von der Hausmagd, die mich geholt hatte, über die Treppe hinaufgeführt wurde.

Es war ein großes altes Haus, das früher die Wohnung vornehmer Leute gewesen war; jetzt aber war davon fast keine Spur mehr vorhanden. In einer elenden Dachstube, ohne Ofen, fast entblößt von aller Einrichtung, und mit jedem Zugehör der ärmsten und schmutzigsten Art, fand ich den Gegenstand meines Besuches. Sie lag auf einem elenden Ruhbett in einer kleinen Vertiefung der vergitterten Fenstermauer. Ich hieß die Magd vor der Thüre warten, bis ich sie nöthig hätte und näherte mich dann dem Lager.

Das Gesicht des armen Mädchens wendete sich schnell gegen mich, ihre Blicke waren niedergeschlagen,

weil sie sich im tiefen Gefühl ihrer Entwürdigung schämte; sie zitterte heftig, bedeckte ihre Augen mit den Händen und seufzte tief und jämmerlich.

Ich nahm einen Sessel, setzte mich und sagte wer ich wäre und warum ich gekommen. Ich sprach so freundlich und schonend, als ich konnte, stellte ihr vor, sie solle nicht verzweifeln, sondern auf die Barmherzigkeit unseres Erlösers hoffen, welcher die Thränen und Reue der Maria Magdalena nicht zurückgestoßen, die auch eine Sünderin gewesen wäre. Ich wies ihr kurz aber ernstlich, die kläglichen Folgen ihres gegenwärtigen unseligen Lebens, ihre sträfliche Schuld und die unausbleibliche Gerechtigkeit Gottes über diejenigen, so in der schmutzigen Umarmung der Sünde leben und sterben. Was würden die Seelen ihrer verlorenen Mitschwestern der Sünde, die nun ihren dunklen Lebenslauf auf dieser Welt in ewigen Qualen abbüßen — o! was würden sie jetzt dafür geben, hätten sie, wie sie Gelegenheit, sich zu versöhnen mit dem Gott der unendlichen Barmherzigkeit, der seine Arme zur Verzeihung öffnet, der nicht gekommen ist, die Gerechten zu suchen, sondern die Sünder zur Reue zu bringen. Ich sagte ihr, daß ich Viele in gleich unglücklicher Lage besucht, daß ihre Sünden mir, als einem katholischen Priester, nicht unbekannt seien, daß Viele ihrer Art bereut, gebeichtet und die unaussprechliche Gnade genossen, sich mit Gott wieder versöhnt und in fester, andauernder Weise ihr Leben gebessert zu haben.

Keine Antwort — nur erneutes, heftiges Schluchzen.

Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, die kleinen zierlichen Hände bedeckten den größten Theil desselben und durch ihre feinen Finger drängten sich die Thränen in perlendem Glanz über ihren Hals und die Bettdecke hob sich unter ihrem heftigen und krampfhaften Athmen.

„Theueres Kind — sagte ich — leg' deinen bleischweren Jammer in demüthiger Hoffnung an den Fuß des Kreuzes mit aufrichtiger Reue und Beicht deiner Sünden. Komm, beginne; ich will dir helfen, die Rückkehr zu Gott ist nie zu spät; so lang noch das Leben dauert, ist auch Hoffnung für einen bußfertigen Sünder!"

Eine plötzliche unerwartete Bewegung kam über das arme unglückliche Mädchen. Sie fuhr auf, sah mich lang und angstvoll an, stieß wieder einen kläglichen Jammerschrei aus und sank ohnmächtig auf das Kissen. Sie erkannte mich und ach! auch ich hatte sie wieder erkannt.

Bei diesem schrecklichen Wiederfinden sah ich die Tochter einer alten, werthen Freundin vor mir, einst das geliebte, fast vergötterte Glied einer christlichen, glücklichen Familie; einst schön, unschuldig und gut, in deren sündlosem Herzen einst alle Keime christlicher Mildthätigkeit lagen, und nun — die kranke, entblätterte und verworfene Bewohnerin eines solchen Hauses.

Es war zu viel für mich. Ich sank auf dem Sessel zusammen; fast überwältigt von Ueberraschung und Leid. Das Kind, das ich so zärtlich geliebt hatte, das seine Kindergebetchen auf meinen Knien gelallt,

dessen Herz unter meinen Lehren sich ganz geöffnet hatte in Unschuld und Reinheit, welches die erste heilige Communion aus meinen Händen empfangen und deren ewiges Heil ich so lange mit väterlicher Sorgfalt überwacht hatte, die ich einst, ihrer ausgezeichneten Reinigkeit und Frömmigkeit wegen mit Gottes Hilfe in ein Kloster zu bringen dachte: Diese krümmte sich nun vor mir in diesem höllischen Aufenthalt, verloren, befleckt und verlassen! Der Gedanke allein erschütterte mein Gehirn und es dauerte lange, bis ich meiner selbst mächtig wurde, um die außen wartende Magd ihr zu Hilfe zu rufen.

Ach! wie gänzlich verändert sah ich sie, da sie vor mir lag, bleich wie ein entseelter Körper! Fünf Jahre waren vergangen, seit ich sie zuletzt gesehen. Sie war damals sechszehn Jahre alt, leuchtend und schön — fröhlich wie eine kleine Lerche, die sich singend und tirilirend aufschwingt in die zarte Bläue. Damals umgaben sie glückliche Herzen und sie war der Mittelpunkt und die Quelle aller Liebe des innigsten Familienlebens. Ihre Tage vergingen in der gewissenhaften Erfüllung von Pflichten, die keine Bürde waren. Das herzinnige zustimmende Lächeln der Mutter und ihre Liebkosungen belohnten jede Handlung; zu Nacht ruhte sie im süßen Schlaf der Unschuld und des Friedens. Aber nun, welch' anderes, elendes Loos! Was hatte sie gethan? was hatte sie ertragen? wie war sie in die Sünde gerathen? Das konnte ich jetzt noch nicht erfahren, da ich nur darauf dachte, sie wieder aus ihrer Bewußtlosigkeit zu bringen. — Ihre Ohnmacht dauerte lange.

Mit meiner Hilfe und dem Beistand der Magd kam sie endlich wieder zum Bewußtsein und hob einmal die schweren geschlossenen Augenlieder von ihren tiefblauen Augen, die sehr viel von ihrem früheren schönen Ausdruck behalten hatten. Ich hielt ihr ein Glas Wasser an die bebenden Lippen, sie trank es schnell, das belebte sie und gab ihr Kraft zu sprechen. Wir waren wieder allein.

„Vater, Vater — jammerte sie leise — fluche mir nicht. Ich habe gesündigt, gesündigt mehr als verziehen werden kann; ich wäre lieber gestorben, als daß Sie mich so gefunden hätten. Ich dachte früher daran, meine Schande und mein Leben im kalten Wasser der Themse zu begraben. Gott Lob! ich kam nicht zum Selbstmord. Ich wäre immerdar verloren — verloren gewesen. Aber ich bin doch verloren! Nicht wahr, Herr? Welche Hoffnung kann eine Elende, wie ich, noch haben? Ich habe versucht um Gnade zu beten, um die Huld und Gelegenheit mein Leben zu ändern; aber die Worte blieben mir in der Kehle stecken, sie würgten mich; glühende Kohlen schienen mein Herz zu verzehren, es auszubrennen, so oft ich zu beten versuchte, es schien als ob die Teufel aus diesem erbärmlichen Abgrund, in dem ich, wie ich fürchte, in kurzer Zeit vergehen werde, an mein verwundetes Herz noch vor der Zeit das ewige Feuer legten, zu dem ich verdammt bin. O Herr! wäre ich doch gestorben, bevor Sie gekommen!“ Sie weinte jammervoll und rang die Hände im Uebermaß ihrer Verzweiflung.

Ich war es gewöhnt, Jammer zu sehen und konnte ihn der Hauptsache nach auch besänftigen und mildern durch die tröstende Stimme der Religion; auch die falsche Scham war zu überwinden, aber die Verzweiflung war in der That schwer zu bekämpfen. Der Grundstein der Hoffnung unter den Füßen der Unglücklichen schien erschüttert.

„Meine theuere Miß Challoner — sagte ich — denken Sie daran, daß ich einst ihr Freund — ein theuerer Freund war. Ich bin dieser Freund noch, sogar mehr als je. Wie unglücklich Ihre gegenwärtige Lage auch sein mag, denken Sie, daß Sie einen Mann vor sich haben, der Ihr Unglück bedauert und Sie davon befreien wird, wenn es möglich ist."

„O Herr, sprechen Sie nicht so gütig zu mir — ich kann es nicht aushalten — ich bin es nicht gewöhnt — hab' es nicht verdient. Ach! wo ist nun die Frucht Ihrer geduldigen Güte, Ihrer guten Lehren! Ich bin verloren, Herr! für mich gibt es keine Erlösung."

„Ihre Mutter — mein theueres Kind — liebt Sie immer noch — betet immer für Sie; Ihre Schwester Anastasia trauert immer um ihre arme Magareth. Glauben Sie ja nicht, Sie wären ganz verlassen"...

Zweimal fuhr sie zusammen als ich diese Worte, die mehr Kraft als ein Talisman hatten, aussprach. Die Stimme der Religion war vergebens und unbeachtet an ihr Ohr gedrungen; ihr Gemüth war fast versteinert von Jammer und Gewissensbissen; aber es gab noch eine Faser in ihrem zerrissenen Herzen, die

jetzt bei dem geliebten Namen der Mutter und Schwester erzitterte.

„O Herr — sprach sie — sagen Sie mir um Gottes Willen, leben sie noch? hat meine Verworfenheit ihr Herz nicht gebrochen? mein schändlicher Fall und mein schimpfliches Leben?"

„Sie sind am Leben und es geht ihnen gut — versetzte ich. Ich kann nicht sagen, daß sie glücklich sind, aber Sie, mein theueres Kind, würden ihr Glück wieder herstellen, wenn Sie den Pfad der Tugend wieder betreten."

„Zu spät, Herr! zu spät! Wie ich gelebt habe, so muß ich auch sterben. Es nützt mir nichts zu beichten, meine Reue wäre nur falscher Schein. Ich fühle, daß ich nicht lange zu leben habe, wie können die wenigen kurzen Augenblicke meines noch übrigen Lebens für die schweren Sünden und Aergernisse genügen, die ich verursacht? O Herr! lassen Sie mich sterben! Sagen Sie meiner armen Mutter oder meiner Schwester nichts von meinem traurigen Loos. Gott gebe, daß sie nichts davon erfahren — ich habe es vor ihnen sorgfältig verheimlicht: Tag und Nacht habe ich mich gefürchtet, mit ihnen zusammen zu kommen. Gott sei's gedankt, es geschah nicht, ich wäre augenblicklich gestorben oder wahnsinnig geworden. Ich bin wie verrückt; verzeihen Sie mir, wenn ich sage, daß Ihre Anwesenheit mich kränker gemacht hat. Ich hätte den Besuch eines Fremden leichter ertragen."

Ich will nicht weiter erzählen, wie ich dieses Gefühl der tiefsten Scham und der schrecklichsten Ver-

zweiflung milderte. Es genügt, daß nach vielem Reden und vielen besänftigenden und tröstenden Worten, ich ihren aufgeregten Geisteszustand allgemach zur Ruhe brachte. Ich ermunterte sie mit der Hoffnung, sie sehr bald von ihrem unwürdigen Leben zu befreien und sie versprach mir feierlich, wenn sie aus dem verwünschten Hause wäre, sich Mühe geben zu wollen, durch eine gute Beicht sich mit Gott zu versöhnen. Sie war zu schwach, zu erschöpft und angegriffen dazu und ich fürchtete, obwohl sie sehr krank schien, keine augenblickliche Gefahr, so schob ich diese traurige Pflicht auf. Ich bereute es bitterlich für einige Wochen.

Nie werde ich den Blick der Dankbarkeit vergessen, als ich von ihr ging. Ihr altes kindliches Vertrauen und ihre Liebe zu mir, schienen wieder zu erwachen. Obwohl nur ein Rest von dem, was sie einst war, so besaß sie doch noch die Schönheit und Gracie eines gefallenen Engels: — die himmlischen Züge waren verwischt und verdorben, aber der äußere Umriß war noch da, hinreichend und mehr als genug, um mein Herz zu kränken, daß mein einst so theurer, kleiner Liebling, Margareth Challoner, sich so schnell zum Bösen verändert.

Unverzüglich eilte ich zu meinem guten Freunde, dem Arzt, dessen gütige Dienste ich für die Armen so oft in Anspruch genommen hatte. Ich eröffnete ihm im Vertrauen kurz die Sachlage und bat ihn, das unglückliche Mädchen sogleich zu besuchen. Augenblicklich hatte der edle Doctor den Hut auf dem Kopf und machte sich auf den Weg. Ich ersuchte ihn noch, mir

diese Nacht zu wissen zu thun, wie sein Patient sich befände und ob er unmittelbare Gefahr befürchte.

Zwei Stunden darauf kam er, das Schlimmste befürchtend. Sie war bewußtlos und im hitzigen Fieber; bei ihrem entkräfteten Zustand, und der elenden Pflege zu Hause waren die unglücklichsten Folgen fast mit Gewißheit zu erwarten.

Ich fragte ihn, ob man sie weiter bringen könne.

„Sicherlich! — sagte er — diese Nacht hat es noch keine Gefahr, aber morgen möchte es zu spät sein.“

Ich dankte ihm herzlich für seine freundliche Aufmerksamkeit, warf mich in einen Wagen und eilte mit möglichster Schnelligkeit nach der Wohnung der Frau von Challoner.

II.

Bevor ich meine Erzählung fortsetze, will ich dem Leser einige Einsicht gestatten in die erste Geschichte des unglücklichen Gegenstandes meines Krankenbesuches. Sie war die Tochter eines wackeren und verdienten Offiziers in der Armee, welcher starb, als sie neun Jahre alt war; seine hinterlassene Wittwe und zwei Töchter hatten seinen Verlust bitter zu beklagen. Margaretha war die jüngere und ihres Vaters Liebling. Glücklicher Weise starb er noch in der Zeit ihrer Unschuld. Madame Challoner zog mit ihrer Familie auf ein ruhiges einsames Dorf in - shire, wo sie von ihrem kleinen Vermögen zurückgezogen und glücklich mit den Kindern lebte. Sie hatte keine Erzieherin für dieselben, denn sie selbst war sehr gebildet und verwendete viele Sorg=

falt auf die Ausbildung der ausgezeichneten Altstimme Margarethens. In ihrem schönen Hause machte ich ihre erste Bekanntschaft. Wenige Tage nach ihrer Ankunft sagte man mir, sie wären Katholiken; ich ging also, um sie in meiner Pfarrei zu begrüßen und meine geringen Dienste anzubieten, wenn sie derselben benöthigt wären. Sie wurden mit Freuden angenommen und wir schlossen in Bälde Freundschaft.

Anastasia, die andere Tochter war ein sanftäugiges, artiges Mädchen, anfänglich scheu, aber sehr lieb und zutraulich, wenn man ihre Zuneigung gewonnen. Ich hatte es bald heraus, daß sie musikalisch waren und meine Violine und ihre Harfe und Piano führten manch prächtiges Trio aus. Selten verbrachte ich nach der Mühe des Tages vergnügtere Abende als bei Madame Challoner und ihren lieben Kindern. Sie waren im edelsten Sinne des Wortes sehr verständig, und als die Zeit unsere Bekanntschaft oder besser gesagt, Freundschaft reifte, betrachtete ich das Haus als meine zweite Heimath.

Jahre vergingen; meine zwei kleinen Lieblinge hatten sich gebildet und waren schöne junge Mädchen geworden, gesegnet mit jeder Tugend, welche ihnen die göttliche Vorsehung schenken konnte. Ihr Glück schien vollständig. Ihre Mutter lebte mit ihnen, als wäre sie ihre ältere Schwester; sie hatten vollkommene Eintracht unter sich und nicht das kleinste Wort von Zwistigkeit kam bei ihnen auf. Die Religion in ihrer reinsten Art, heiligte ihren unschuldigen Lebenslauf; der regelmäßig fromme Besuch der ent-

fernten Kirche, häufige Kommunion, vereintes Gebet und Morgenbetrachtungen mangelten nie, sie zeigten, wie ernstlich sie es mit ihren Pflichten gegen Gott hielten; nichts konnte mich mehr erbauen, als ihre guten und rechtzeitig angewendeten Liebesgaben gegen ihre armen Dorfnachbarn. Die kleine Margareth war oft die Spenderin der Wohlthaten. Sie war ein beherztes Kind; mit einem Körbchen am Arme, das sorgfältig ein Tuch bedeckte, ging sie oft eine halbe Stunde weit, unbekümmert um Frost und Schnee, eine Flasche Wein und einige gute Sachen ihres Tisches oder ein wenig Thee und Zucker zu einer kranken Wittwe oder einem hungernden Patienten des Doctor zu bringen. Und das Herz des guten Mädchens erglühte, wenn sie schnellen Schrittes nach Hause kam, von Carlo, einem ächten Neufundländer begleitet, der allemal den leeren Korb in seinen blanken Zähnen zurücktrug und zu stolz auf seine Bürde war, um sich nach seiner Gewohnheit im Schnee zu wälzen oder bei milder Witterung mit ungestümen Sätzen in den Teich zu springen; ruhig wedelte er mit seiner langen Ruthe und schaute mit einem Blick würdevollen Schutzes auf seine kleine Herrin, als wäre er ein passender Schutzgeist für das unschuldige und glückliche Kind. Wenn sie so von ihren Besuchen bei der Wittwe Brown zurückkehrte, glühend von der Bewegung und im Bewußtsein an der Armen Christenpflicht geübt zu haben, warf sie sich in die lieben Arme der Mutter, schlang ihre Händchen um ihren Nacken — und dann ging am Abend das Familienconcert mit mehr als ge=

wöhnlichem Geist und Präcision vor sich; die Trios wurden gespielt und gesungen mit außerordentlichem Wohlklang und Ausdruck. Und warum? Weil ihr Herz voll Frieden und Glück war und kein verzehrender Vorwurf des Gewissens den stillen Fluß ihrer unschuldigen Freuden trübte. Das waren wirklich glückliche Tage, bald vorüber und unwiederbringlich.

Als Margareth an sechzehn Jahre zählte, verließ ich die Mission, in welcher ich so viele friedliche Jahre verlebt hatte. Ich correspondirte mit meinen alten Freundinen gelegentlich und insbesondere mit Margareth. Ihre Briefe zeigten anfänglich noch dieselbe unverstellte Treuherzigkeit, dann wurden sie rückhaltender und hörten endlich ganz auf. Ich vermuthete etwas Unrechtes, hielt es aber für zu zart, darüber Nachfrage zu thun.

Vielleicht ein Jahr vor dem Beginn meiner Erzählung nahm Madame Challoner ihre Wohnung in der Stadt. Sie hatte ihren Landsitz verlassen und ein kleines Haus in der Nachbarschaft von Russelsquare bezogen. An einem Sonntag nach der Vesper wurde ich angenehm überrascht, von meiner alten werthen Freundin einen Besuch zu erhalten. Wir schüttelten uns herzlich die Hände. Aber ich bemerkte Etwas Zurückhaltendes in ihrer Art, einen sorgengetrübten Ausdruck in ihrem Blick, welcher zeigte, daß ihr etwas fehle. Ich frug nach ihren Töchtern. Die Muskeln ihres Mundes fingen leicht zu zucken an.

„Anastasia ist wohl,“ sagte sie endlich nach einer unschlüßigen Pause.

„Und wie geht es meinem alten Liebling, der Margareth?“ fragte ich, entschlossen das Schlimmste zu hören.

Sie brach in Thränen aus. Dann ergoß sich der langverhaltene mütterliche Kummer in einem langen und herzergreifenden Detail.

Ungefähr vor drei Jahren kam ein Herr aus einer benachbarten ansehnlichen Familie auf Besuch. Margareth verweilte eine Woche in dem Schloß, denn sie stand in vertrauten Beziehungen mit der Familie. Ihre Gegenwart wurde wegen ihrer liebenswürdigen Anlagen und ihrem musikalischen Talent sehr geschätzt. Dieser Herr — oder modischer Taugenichts, denn er war nichts anderes — erwies Margarethen viele Aufmerksamkeit und erging sich in begeistertem Lobe ihres Singens. Das erregte ihre Eitelkeit; sie fing an den feinen gebildeten Gast zu bewundern, ihre Augen fielen häufig auf die seinen — insbesondere wenn sie vom Piano sich erhob; er hatte bald das Geheimniß ihrer Anhänglichkeit heraus. Dann folgten Spaziergänge beim Mondlicht in den schönen Pflanzungen und Irrgarten-Anlagen; er machte ihr gläubiges Gemüth mit seiner Leidenschaft bekannt, und sie, ohne den geringsten Theil seines Herzens, seines Geistes oder seiner Moralität zu kennen, übergab ihre Neigung seiner unheiligen Verwahrung. Das sollte ein tiefes Geheimniß bleiben, denn der schlimme Geselle wußte wohl, daß man seine erfolgreichen Intriguen kannte, daß man wußte, wie viele Herzen er schon verrathen, zu Grunde gerichtet und vor Schmerz gebrochen hatte; man duldete ihn eben

in der Gesellschaft seiner angenehmen Manieren wegen und der Menge seiner Anekdoten und Witze halber. Margareth kam ganz verändert nach Hause; ihre Heiterkeit war dahin, ihre Farbe erbleichte, ihr Auge schmachtete und ihre Haltung war nachlässig. Wenn sie auf Verlangen der Mutter spielte oder sang, so geschah es mechanisch. Der Kuß Morgens und Abends geschah kalt und wider Willen. Ihre Mutter drang vergeblich mit Fragen in sie, Margaretha beharrte still und verschlossen im Schweigen oder gab nur ausweichende Antworten. Dann vernachläßigte sie ihre religiösen Pflichten, ging selten zur Beicht und Communion und stand allgemach ganz davon ab. Dafür erhielt sie in dieser ganzen Zeit Briefe von dem Manne, der ihre Neigung gewonnen hatte, durch die Vermittlung einer verdächtigen Person im Dorfe, an die sie unter Umschlag gesendet wurden.

So gingen die Dinge bis zum nächsten Sommer, als eines Abends (der von Seiten Margarethens in gleicher Verlorenheit vorüber gegangen war), da sie das Licht nahm in ihre Kammer zu gehen, sie einige Augenblicke stehen blieb, wie in Gedanken verloren; dann setzte sie das Licht auf den Nebentisch kniete vor ihrer Mutter nieder und bat um ihren Segen. Die Mutter hob sie auf, schloß sie heiß ans Herz und stammelte unter Thränen und Küssen die zärtlichsten Segnungen über ihr vielgeliebtes Kind. Sie dachte, daß die Trauerwolke von Geist und Herz ihrer Tochter sich verzogen, und daß sie bald wieder wie früher sein werde. Niemals wurde sie kläglicher enttäuscht.

Am folgenden Morgen, als Madame Challoner und Anastasia beim Frühstück erschienen und mit dem Hausgesinde die Morgenandacht hielten, fehlte Margareth. Auch ihr Mädchen war abwesend. Anastasia ging in das Zimmer ihrer Schwester; aber sie war entflohen. Ein Brief lag auf dem Arbeitstisch, sie öffnete hastig, ein Schrei — und die unglückliche Leserin sank ohnmächtig zu Boden.

Madame Challoner eilte die Treppe hinauf. Sie ahnte Unglück — aber nicht den zehnten Theil von dem, was sich ereignet hatte. Der Brief enthielt, daß Margareth ihr elterliches Haus für immer verlassen, daß sie fort sey, um sich zu verheirathen, aber es hieß nicht mit wem; sie bat die Mutter um Verzeihung für den eiligen Schritt, denn sie gethan, behauptete aber, daß Verhältniße sie dazu trieben, ihn so heimlich zu thun.

Da gab es Weinen, Klagen, Jammern und Angst in der bisher so glücklich vereinten Familie. Umsonst setzte ihre Mutter jedes Mittel ins Werk, den Zufluchtsort ihrer mißleiteten Tochter zu entdecken oder zu erfahren, was aus ihr geworden. Von jenem Augenblick bis jetzt hatte sie alle Spur von Margareth verloren, sie wußte nur, daß sie und ihr Mädchen nach London gefahren und dann verschwunden waren.

Tag für Tag, Nacht für Nacht jammerte und schrie die beraubte Mutter zu Gott, ihr Kind wieder zu erhalten — schuldig oder unschuldig; sie wollte das verlorne Kind an ihr bejahrtes Herz schließen und über ihr die heißen Thränen des Wiederfindens

und der Vergebung weinen. Ihr Gebet wurde endlich erhört und sollte nun erfüllt werden.

Mir stand eine schwere Aufgabe bevor, der ich nachzukommen zitterte. Wie konnte ich dem bebenden Ohr der Mutter die verzweifelte Lage, ihren gegenwärtigen Zustand und den schmählichen Aufenthaltsort sagen! Ach! ich wußte es nicht, und ehe ich mir die entfernteste Idee von dem, was ich mittheilen wollte, gebildet hatte, war ich vor der Wohnung der Madame Challoner.

Wie ich ihr die traurige Kunde beibrachte, kann ich mich nicht erinnern. Sie ertrug selbe mit wunderbarer Festigkeit. Obwohl sie in wenigen Minuten todtenblaß wurde und in krampfhafter Aufwallung mühsam nach Athem rang, so weinte sie doch nicht, und wurde nicht ohnmächtig. Kummer und Ueberraschung schienen die Quelle ihrer Thränen vertrocknet zu haben; sie handelte schnell und heroisch.

Als ich ihr von Margarethens Zustand und Aufenthalt sagte, war sie allein. Sie klingelte und die Haushälterin erschien auf dies Zeichen. Dieses gute, alte Geschöpf war viele Jahre in der Familie gewesen und liebte sie alle mit leidenschaftlicher Ergebenheit.

„Frau Williams — sagte ihre Gebieterin — ich verlange einen außerordentlichen Dienst von Ihnen.“

Die Haushälterin gab durch einen mit vieler Neugierde vermischten Blick ihre Bereitwilligkeit zu erkennen.

„Ich habe erfahren, wo mein so lang vermißtes Kind ist“ —

„O Gott sei's gedankt, theuere Frau! Wie bin ich froh! Wo ist sie? Wann wird sie kommen?"

„Diese Nacht noch, liebe Williams, und Sie müssen sie holen!"

Die arme Frau sank auf einen Sessel, bedeckte ihr Gesicht mit einem Schnupftuch; die Natur half sich mit einem reichen Thränenguß.

Ich ersparte ihr, die schreckliche Sachlage aus=einander zu setzen, indem ich die Haushälterin kurz von jedem nothwendigen Umstand unterrichtete. Diese, nachdem ihr erstes Erstaunen und ihre Besorgniß sich legte, zeigte außerordentliche Fassung. Man schickte nach einem Miethwagen, eine Decke und ein weiter Mantel für die Kranke wurden besorgt und die gute Madam Williams fuhr mit einer gefüllten Börse, et=waige Forderungen der ruchlosen Jüdin zu befriedigen, mit ihrer Gnadenbotschaft ab.

Dann bereitete ich Anastasia auf die Ankunft ihrer Schwester vor. O! welch Glück leuchtete aus ihren Augen, als ich ihr mittheilte, Margaretha wäre gefunden. Bei jedem Wort, das ich sagte, kam sie näher, ihre Lippen öffneten sich, aber ohne ein Wort, ihre Augen hefteten sich auf mich mit der äußersten Neugierde — und als sie das Ganze wußte (denn ich verhehlte ihr nichts) sah sie darein wie die hl. Martha, die auf die Rückkehr der reuigen Magdalena von der Abendmahlzeit bei den Pharisäern wartete.

Es war Mitternacht, als ich nach Hause kam; ehe ich mein Haupt auf die Kissen legte, opferte ich Gott ein Gebet der Danksagung für die Gnaden dieses Tages.

III.

Erst am dritten Tage erwachte Margareth von einer tiefen Betäubung; die ängstliche, unablässige Sorgfalt ihrer Schwester wurde durch die Versicherung der Aerzte belohnt, welche sagten, daß, wenn nicht ein plötzlicher Stoß sie rückfällig machte, ihr Bewußtsein zurückkehren werde, ob aber ihr Leben gerettet werden könne, dies war sehr zweifelhaft. Man hielt es bei ihrer Schwäche für besser, daß sie nicht gleich ihre Mutter sehen sollte, denn der Anblick dieser bekümmerten Frau drohte einen Rückfall zu verursachen.

Ihre Schwester war allein bei ihr, als sie von einer todtähnlichen Betäubung erwachte. Verwirrt sah Margareth um sich, streckte ihre mageren Arme bittend aus, ihre Augen waren zitternd, niedergeschlagen und wie von Scham niedergehalten, die Thränen des erwachenden Bewußtseins und Kummers floßen reichlich über ihre Wangen. Anastasia zog sie weinend an ihr Herz, die schwesterliche Umarmung war still und lang. Ihre ersten Worte zeigten, daß der naturkräftige Instinkt in ihrem zerrütteten Geiste doch die Oberhand gewann.

„Meine Mutter! wo ist sie? wo ist meine Mutter?" sagte sie mit schwacher, gebrochener Stimme.

„Deine Mutter ist wohl und gesund, theuerste Margareth, ängstige dich nicht um sie; aber versuch's wieder und schlafe."

Das arme Mädchen sank auf die Kissen zurück — ein Lächeln voll unaussprechlichen Glückes lag auf ihren Zügen:

„Gott sei Dank, Gott sei Dank!“ lispelte sie schwach und verfiel dann plötzlich in einen tiefen, todtähnlichen Schlaf.

Gegen Abend erwachte Margareth wieder. Das Bewußtsein war ganz zurückgekehrt. Sie erhob sich selbst im Bett, sah mit einem Ausdruck voll verwirrten Erstaunens umher, hielt die Hand an ihr Haupt, wie um ihre verworrenen Wahrnehmungen zu erklären — und erschrack, denn alle ihre schönen Locken waren abgeschnitten. „Es war nöthig, Theuerste, — sagte die Schwester — daß du dein Haar verlieren mußtest; du warst sehr krank, aber nun bist du um so viel besser und wirst bald gesund werden.“

„Wo bin ich, Anastasia! und wo war ich? Ich hatte so schreckliche Träume.“ Dann ließ sie sich nieder und sann eine Weile nach; plötzlich vereinten sich wieder die gebrochenen Glieder ihrer Gedankenkette und schlossen sich zusammen, indem der dunkle Vorgang der letzten Tage ihr klar wurde — eine Röthe flog über ihr bleiches und mageres Gesicht, sie zitterte heftig, wendete ihr Gesicht gegen die Mauer und weinte lang und bitterlich.

„Anastasia! — rief sie heftig, fuhr auf und ergriff den Arm ihrer Schwester — wird mir meine Mutter verzeihen? Weiß sie, daß ich hier bin?“

„Ja, Margaretha, sie verzeiht dir wirklich und sie wird dich besuchen, wenn du kräftig genug bist, ihre Gegenwart zu ertragen.“

„O nein! ich kann sie nie mehr sehen! — rief sie schaudernd aus — ihr Anblick würde mich nach Allem, was ich gethan habe, ihren Frieden zu versengen, tödten.

O meine Mutter! wäre ich doch als unschuldiges Kind in deinen Armen gestorben! der Jammer wäre nicht so groß gewesen, wie der gegenwärtige. Verdorben an Seel' und Leib! verloren — verflucht zum Verderben!"

Die Schwester mühte sich vergebens, ihre verzweifelte Angst mit Worten der Hoffnung und Zärtlichkeit zu mildern; sie wollte keinen Trost. Sie fühlte, vielleicht zum erstenmal, in aller Schwere und in schrecklicher Klarheit, daß sie durch ihr verzweifeltes Thun und Handeln der schrecklichsten Strafe eines Weibes: der Schande und Unehre verfallen, daß sie ein verstoßenes Geschöpf sei, ein Stichwort und Ziel des fingerdeutenden Spottes, ein Gegenstand des Gelächters und ein Hohn derjenigen, welche die erhabene Lehre ihres Heilandes vergessen: „Jeder, der von Sünde rein ist, werfe den ersten Stein auf sie."

Anastasia erkannte, es gebe für einen derartigen Jammer vorläufig keinen Trost und wartete schweigend, bis der erste Ausbruch der Seelenangst vorüber war, indem sie für die Aermste aus ganzem Herzen betete. Und lange hatte sie zu warten, mancher Tag verging, bis Margarethe ein Wort des Trostes fassen konnte. Sie lag still, unbeweglich, thränenlos; sie schauderte zusammen, wenn sie dem Auge der Schwester begegnete, ihre Hand sie berührte, der Ton ihrer Stimme an ihr Ohr drang, als trüge es noch dazu bei, ihr das Gefühl der Schande und Entwürdigung noch tiefer fühlen zu lassen.

Doch zu Nacht, wenn das arme Kind des Jammers

meist durch künstliche Mittel im Schlummer lag, schlich ihre Mutter heimlich in das Zimmer und wachte mit sprachloser Angst bei ihrer irrenden Tochter. Vielleicht war ihr Kind dem verwittweten, gebrochenen Herzen niemals so theuer gewesen, als jetzt, da es am Rande des Grabes lag — eine entblätterte Blume, die sie so lange in ihrem Herzen gehalten hatte: und dann flossen Thränen von den noch liebenden und verzeihenden Augen der Mutter, wenn sie ihr schlafendes Kind beobachtete und zitternd zum öfteren das Gebet wiederholte: Mein Gott, mein Gott, o erhalte mein Kind! Sie drückte zart einen liebevollen mütterlichen Kuß auf die bleiche und schöne Stirne, die Thränen rollten von den hohlen Wangen auf die schlummernde Margareth, die keine Ahnung von dieser stummen Liebe hatte und die in wachen Augenblicken schauderte, wenn sie an die Gegenwart der Mutter dachte.

Ein tiefer, heiliger Quell ist die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind, weder Sünde noch Undankbarkeit kann sie erschöpfen. Warum ergießt sich die Mutterliebe mit solcher Fülle und Macht über ihr Kind? und warum kehrt dagegen das kindliche Vertrauen so langsam und so zaudernd zum elterlichen Herzen zurück?

Allmählig gewöhnte sich Margarethe daran, mich zu sehen. Ich fand sie sehr verändert. Sie war mager und bleich, ihre Haut weiß wie Alabaster und durchsichtig, man konnte die blauen Aederchen darunter sehen; die rothen, hektischen Flecken an den Backenknochen zeigten nur zu deutlich ihre Krankheit an, ihre Augen waren übernatürlich groß und glänzend, sie trugen den

hellen Schein, der oft an jungen Personen, die an der Abzehrung sterben, wahrzunehmen ist; ihr Athem war schnell und schwer, ein hohler Husten hinderte sie bisweilen am Sprechen.

Unterdessen wirkte Gottes Gnade gütig und belebend in ihrer Seele. Der Sturm des heftigsten Kummers war vorüber; obwohl er sie bis auf den Tod erschüttert hatte, so schien doch ein stiller Sonnen-Untergang mild und schön über ihre letzten Augenblicke. Die Gewissensangst verließ sie, eine aufrichtige Reue war nachgefolgt, die sie zum Fuße des Kreuzes brachte, doch hoffte, betete sie und umfaßte die Füße des sterbenden Heilandes, und sie schien mit Maria Magdalena zu hören: „Viele Sünden sind dir vergeben, weil du viel geliebt hast.“ Die ganze frühere Liebe zu Gott schien in noch reichlicherem Maße zurückgekehrt. Gott hatte ihrer geschont, hatte sie nicht in der Fülle der Sünden weggenommen, sondern sie aus dem Schlamm der Missethaten gerade in das Haus ihrer Mutter gebracht, daß sie dort in Frieden sterbe. Diese wunderbaren Gnaden, welche sie als überaus rührend erkannte, wurden ihr vorzüglich nach der Beicht klar. Ich habe den sakramentalen Ritus der Absolution kaum je mit gesegneterem Erfolg ertheilt. Sie war umgewandelt und zwar in einem Augenblick; lange blieb sie stille, demüthig vereint mit ihrem Herrn, und unsägliches Glück strahlte aus jedem Blick ihres kurz vorher noch trostlosen Gesichts. Innig drückte sie meine Hand als ich ging, das Licht des Himmels schien in ihren dankbaren Augen.

Ihrem eigenen Wunsche gemäß, blieb sie einige Stunden allein — kostbare Zeit für den neuversöhnten Büßer, die man bei Gott zubringt, allein im wahren Mittelpunkt des nun gereinigten Herzens. Welch' hohen Trost gewährte ihr der Glaube, daß ihr die Sünden in Wahrheit vergeben, daß die Thore der himmlischen Gnade ihr weit und für immer geöffnet waren! Die Ewigkeit, der sie so schnell zueilte, verlor nun alle ihre früheren Schrecken. Die unbegränzte Güte ihres allerbarmenden Erlösers zeigte sich da doppelt; obwohl sie viele Thränen vergoß, so waren es doch Thränen der Freude und Hoffnung. Vergebung ihrer Sünden! Berge von furchtbar drückendem Leid schienen von ihrem Herzen entfernt, und ihre Seele war nun unerschütterlich fest und für immer Gott geweiht.

Gegen Abend ließ sie ihre Schwester kommen. Anastasia erschien fröhlich, das nun mit Gott versöhnte Kind zu begrüßen. Mit leidenschaftlicher Inbrunst warf sie sich in ihre Arme und küßte das nun heitere Mädchen.

„O Anastasia — sagte sie — ich bin so glücklich; ich darf nun meine Mutter sehen; hätte ich doch die Kraft, mich mit den Worten des verlornen Sohnes bei ihren Füßen niederzuwerfen: „Mutter, ich habe gesündigt gegen den Himmel und wider dich; ich bin nicht werth mehr dein Kind zu sein." Wird sie kommen und mir sagen, daß sie mir wirklich verziehen habe?"

Mit Blicken und Zeichen wurde ihr Versprechen bejaht, denn das Herz ihrer Schwester war zu voll, als daß sie hätte sprechen können.

Die Mutter kam zu ihrem Kinde: ihre Knie zitterten, ihr Herz pochte und überfloß von Liebe. Sie kam zu ihr, aber allein. Die Scene war zu feierlich, zu heilig, um außer Gott und den Engeln noch Zeugen zu haben. Stunde um Stunde ging schnell und unbemerkt vorüber. Beide Arme umschlossen das Kind! am liebenden schützenden Herzen der Mutter lag das sterbende Haupt; reichlich fielen die Thränen auf das kranke Gesicht, das nun von freudigem Uebermaß hell leuchtete und blühte. Die mütterlichen, heiligen Küsse der Versöhnung, der ganzen Vergebung folgten wiederholt aufeinander, und die Engel im Himmel stimmten darüber ein im heiligen Jubel über diese glückselige Scene.

Das innigste Vertrauen stellte sich wieder ein, um niemals mehr gebrochen zu werden. Dann gab Margarethe ihrer lieben Mutter umständlichen Bericht von Allem, was sie begangen, von Allem, was sie ertragen, gesündigt und erduldet hatte. Glückliches Vertrauen! Aber welch' großer Schmerz würde ihnen erspart geblieben sein, wäre das geheiligte Band der Liebe niemals gebrochen worden!

Madame Challoner machte mich nachmals mit den Umrissen dieser Geschichte bekannt und gab mir Erlaubniß zum Nutzen Anderer dieselbe zu verwenden.

Der Niederträchtige, welcher sie aus der Heimath verlockte, hatte feierlich und wiederholt geschworen, daß er sie augenblicklich heirathen wolle, wenn sie nach London käme. Er war ein abgefeimter Wüstling und hatte viele Mittel, seine nichtswürdigen Pläne auszu-

führen. Eine Heirathserlaubniß wurde unterschoben, ein als Geistlicher verkleideter Taugenichts hielt die Trauung. Diese abscheuliche Gauckelei fand im Gesellschaftszimmer des Hauses statt, wohin sein Helfershelfer die unglückliche Margareth nach ihrer Ankunft in die Stadt brachte. Ihre Magd und der Diener des Betrügers waren die einzigen Zeugen.

Drei Monate lang hatte Margareth keine Ahnung von dieser teuflischen Täuschung, dann wurde die schreckliche Wahrheit ihr auf einmal offenbar. Der Verführer verließ England und ging nach dem Continent, sandte ihr durch die Post ein kaltes, grobes Schreiben, in dem er sich des Betruges rühmte und ihr als schöne Entschädigung die Einrichtung des Hauses, in dem sie war, überließ.

Sie las den Brief, daß es ihr die Augen heraustrieb, sie las ihn durch und stürzte betäubt zu Boden. Margaretha schilderte ihren Zustand und die fernern Begebenheiten mit folgenden Worten:

„Darauf war es in meinem Kopfe nicht mehr richtig, Mutter! Wie ich mich erinnere, so stürzte ich aus dem Hause, in dem ich solch gräßliches Unrecht erlitten; ich lief verwirrt die ganze Nacht durch die Straßen, bis mich meine zerschlagenen Glieder nicht weiter brachten. Ich erinnere mich, daß ich mich matt und stöhnend auf eine Thürtreppe setzte, als eine Frau zu mir kam und mich freundlich fragte, warum ich so weine. Ich glaube, ich sagte ihr Alles, mein Herz war zu voll, es wäre zersprungen, hätte ich nicht davon geredet; ich war offenbar zu anhänglich an das erste

menschliche Geschöpf, welches mit mir Erbarmen zu haben schien. Ich weiß nicht, welche Ueberredung sie auf mich übte oder welche Mittel sie gebrauchte; aber ich fand mich in dem furchtbaren Hause, aus welchem du mich erlöst hast.

„Anfangs war sie sehr freundlich gegen mich, aber man erlaubte mir nicht auszugehen. O meine Mutter! sie hätten mich nicht überwunden, in ihren schrecklichen Handel zu willigen, obwohl sie mich schlugen und insbesondere die alte Jüdin; aber ich sagte, ich wollte lieber sterben, als einwilligen; darauf, Mutter! reichte sie mir ein Glas Wein, ich nahm es beim Essen und in einem Zustand der Bewußtlosigkeit wurde dann mein Untergang bewirkt. Dann wurde ich stumpf, toll und verzweifelt. Ich strebte mein Elend im Trunk hinabzuschwemmen, den Gedanken zu entfliehen, die mein Hirn wahnsinnig machten. Ich fiel tiefer und tiefer ins Verbrechen. Ich dachte es könne keine ärgere Hölle für mich geben, als die ich durchlief.

„Mutter, theuerste Mutter! wenn ich in kalten Winternächten die Straßen durchging bis zwei, drei und vier Uhr des Morgens, von Hunger gequält, von der Kälte erstarrt, von Regengüßen und Schnee durchnäßt, beschimpft von trunkenen Menschen, welche unbekümmert waren, was ich bei diesem Loose fühlte, o! wie bitterlich dachte ich an meine verlassene unschuldige Heimath, wie dachte ich an Euch! Wie oft ging ich in einen dunklen Eingang, die Thränen zu bergen, die im Widerstreit aller meiner Bemühungen sie zu verhüten, floßen. Welch jammervoller Gegensatz zu

Euerer Güte, Euerer milden Liebe und jener Brutalität, der Euer armes Kind ausgesetzt war: Euer Haus — und das satanische Haus der Sünde, in dem ich war! Ich schauderte immerdar vor Furcht mit Euch zusammenzutreffen. Bisweilen wünschte ich, daß meine letzte Stunde da wäre und daß ich in derselben wieder zu Euch käme und Ihr mir vergebt, ehe ich stürbe. Nur dieser Möglichkeit wegen, der entfernten Hoffnung willen zu Eueren Füßen zu sterben und Euere Vergebung zu erhalten, widerstand ich dem Selbstmorde. O ich wurde schrecklich, schrecklich versucht. Stundenlang stand ich in der finstern Nacht auf der Brücke, lehnte an den Geländern und stierte in die tiefen stillen Wasser hinab. Ein Sprung, und mein Kummer, meine Schande und alles, was dieses Leben betraf, wäre zu Ende gewesen. Nur der Gedanke, ich dürfe nicht sterben ohne Euere Verzeihung, hielt mich, oder besser, die ungesuchte heilige Barmherzigkeit Gottes hielt meine rasende Sehnsucht nach dem entehrenden Grabe des Selbstmordes zurück. Damals konnte ich nicht beten. Meine trockene Zunge klebte am Gaumen meines Mundes, die Worte würgten mich, wenn ich es versuchte, ein Gebet um Verzeihung und Gnade zum Himmel zu senden."

„Und du vergibst mir, liebe, theuere, einzige Mutter, ob auch die Welt glühende Kohlen auf mein Gedächtniß häufen wird, willst du noch freundlich an mich denken, wenn ich's überstanden?"

Die arme Mutter war mächtig ergriffen von dieser düsteren, einfachen Erzählung des grausigsten Unrechts

und der kläglichsten Qualen. Blind vor Thränen konnte sie ihre Tochter nur an ihr Herz drücken und in unterbrochenem Flüstern versichern, daß nie eine Mutter ihr Kind so geliebt habe, wie sie ihre theuere Margarethe. Ihre Thränen, ihre Seufzer, ihr Schluchzen floßen ineinander; ihre wechselseitigen Gebete stiegen vereint in den Himmel.

Süß ist die Stunde der Versöhnung. Sie bleibt lange, wie ein köstlicher Geruch, im Gedächtnisse.

Am folgenden Tage reichte ich ihr als Wegzehrung die heilige Communion. Mit der größten Demuth, sie hätte gerne gekniet, richtete sie sich im Bette auf, das heiligste Sakrament zu empfangen, aber ihre Schwäche war zu groß und ich wollte es nicht bewilligen. Als ich dreimal die heiligen Worte sagte: Domine non sum dignus, ut intres sub tectum meum, wiederholte sie auch mit gefalteten Händen, mit durchdringendem Ernst: Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur e i n Wort, so wird meine Seele gesund!

Die Communion war ihr ein himmlisches Gastmahl, voll neuen Friedens und Trostes; der Stempel der göttlichen Liebe prägte sich mit unsterblichen Zeichen in ihr Herz. Es bereitete sie wunderbar für den Himmel vor, dem sie nun schnell zuzueilen schien.

Nach einigen Tagen der stillen Gemeinschaft mit Gott ertheilte ich ihr die heilige Oelung. Diese heilige Salbung, im Zustand der Gnade und mit gehöriger Vorbereitung empfangen, bringt unausbleiblich glückliche Wirkung; sie entfernt die schrecklichen Versuch-

ungen der Verzweiflung, mit welcher der böse Feind in den letzten Augenblicken diejenigen quält, die viel und oft gesündigt haben. Margarethens Glaube, Hoffnung, Liebe und Reue wurden dadurch gestärkt und gekräftigt. Die göttliche Liebe hatte nun alle Furcht aus ihrem wahrhaft reuigen Herzen genommen, so erwartete sie in Ruhe und Frieden ihre letzte Stunde.

Diese aber verzögerte Gott nach seinem weisen gütigen Rathschluß. Er gab seinem geliebten Kinde Zeit zu noch größerer Buße — Zeit zur Sühne, durch die engelhafte Geduld und Ergebung, mit der sie ihre Schmerzen ertrug. Demüthig verlangte sie noch mehr zu leiden; sie verdiene, wie sie sagte, unendlich mehr Qual, der Allmächtige sei zu gut gegen sie. Ihr Leben hing an den schwächsten Fäden, welche täglich dünner und dünner wurden: Aber es ging nicht entzwei und sie lebte fort bis ins Frühjahr.

* * *

Es war ein prächtiger Frühling — eine Zeit der erneuten Hoffnung und des fröhlichen Knospens. Die Mutter wachte neben ihrem sterbenden Kinde. Wie verschieden wurde diese Zeit der glücklichen Wonne von ihr bemessen, die hoffend gegen alle Hoffnung das letzte schnelle Aufflattern des jungen Lebens beobachtete, welches das Licht ihres Daseins war. Sie zählte nicht nach Stunden, wie glückliche Mütter, sondern nach jedem Pulsschlag des schwindenden Körpers, nach jeder Veränderung des zarten Gesichtes, nach dem

Fallen der Stimme ihrer Tochter. Ihre Welt lag in den engen Gränzen des Krankenzimmers; sie wachte neben ihr Tag und Nacht und schaute stündlich mit schweigender Sorge in Margarethens geänderte Züge, denen der Tod bereits sein geheimnißvolles Siegel aufprägte. In der feierlichen Stunde der Mitternacht, oder wenn sich die graue Dämmerung über die schlafende Hauptstadt zog, da saß die Mutter am Krankenbette, hielt das schwache Haupt bei den Anfällen des Hustens und besänftigte sie freundlich, in ihrem Arm einzuschlafen. Da lag sie von schützenden Armen gewiegt und sah sündenrein aus, wie ein schlafendes Kind. Ihre Züge trugen wieder den stillen gefälligen Ausdruck und die Mutter hielt den Athem zurück, daß ihr Kind nicht erwache.

Doch die Stunde, die feierliche, geheimnißvolle Stunde des Todes kam, die ihre unsterbliche Seele aus ihrem irdischen Gefängniß befreite. Sie erwachte von einem langen Schlummer. Die leuchtende Sonne war aufgegangen und verbreitete ihre goldenen Strahlen lächelnd über die erneute Erde. Schöne Blumen sendeten frischen Duft durch die offenen Fenster des Krankenzimmers, daß die sterbende Margaretha heiter und fröhlich erwachte.

„O Mutter — lispelte sie schwach — ich hatte so selige Träume. Ich hörte im Schlafe solche Töne von himmlischer Musik und ich sah, aber nicht deutlich, ganz herrliche Gestalten, die mich an einem mit himmlischen Freuden erfüllten Ort empfingen.“

Sie lag eine Weile mit geschlossenen Augen und

ihre Lippen bewegten sich leise, wie in stillem Gebet. Dann lagerten sich die grauen Schatten des Todes langsam über ihr Gesicht, beraubten sie der hektischen Blüthe, ihre Lippen wurden farblos. Ich las die Sterbegebete; Mutter, Schwester und die gute Madame Williams knieten am Bette dieser selig Sterbenden. Als diese Gebete, die schon manche Seele beschwingt zum Himmel trugen, beendet waren, öffnete sie noch einmal die Augen — blickte jedes von uns mit tiefer dankbarer Liebe an — und das theuere Kind entschlief in Gott.

IX.

Das gebrochene Herz.

Ein katholischer Priester ist unglücklicher Weise oft Zeuge von außerordentlich traurigen Fällen — er ist nicht allein Zeuge, sondern soll auch lindern, besänftigen und trösten nach bester Kraft und bestem Vermögen. Warum liebt der arme Katholik seinen Klerus, verehrt ihn so sehr, nimmt in allen Vorkommnissen zu ihm seine Zuflucht, schickt augenblicklich nach ihm, wenn Schmerz oder Krankheit hereingebrochen, wenn Angst und Sorgen seine geistige Kraft gelähmt haben, wenn über die eisige unbekümmerte Welt seinen umdüsterten Sinn die Verzweiflung ergreift? Darum, weil sie Vertrauen haben zu seiner Theilnahme und väterlichen Liebe, weil sie wissen, daß den katholischen Priester nichts abschreckt, sie zu besuchen, wenn sie noch so gering, schmutzig und zerlumpt sind, wenn sie in übelriechenden, unreinlichen Höhlen wohnen, wenn sie in Jämmerlichkeit versunken — wo die Zarten, Empfindsamen und vom Glück mehr Begünstigten ihrer Mitmenschen sich von diesen Aermsten fern halten. Sie wissen, daß ein katholischer Priester immer bereitwillig und freundlich an ihrem eckelhaften Lager in der Cholera bleibt, im

Fieber, bei jeder anderen, schrecklichen und ansteckenden Krankheit, welche die menschliche Natur betreffen kann; daß er ein oder zwei Stunden, wenn es nöthig, auch länger bleibt, um ihre Bekenntnisse zu hören, ihr Gewissen zu untersuchen, und eine gute Beicht von einer armen, geängstigten und scheidenden Seele herauszubringen, um sie im letzten Augenblicke noch mit Gott zu versöhnen; daß er bleibt, ohne den Eckel zu scheuen, obwohl sich seine ganze Natur stämmen und sträuben mag, gegen den kommenden Anfall der ansteckenden Krankheit. Der arme Katholik auf seinem Sterbelager fühlt das wohl; oft bitten sie den Seelsorger, ihren Betten nicht zu nahe zu kommen, um das Fieber nicht zu erben: aber was schreckt einen Priester je von seiner Pflicht ab? Ja, obwohl er weiß, daß er bei jedem Athemzuge das tödtliche Gift einziehe, und daß sein Leben durch die priesterliche Theilnahme bei den kranken Beichtkindern sicher geopfert werde — so ist doch (Gott sei gedankt!) in England, in diesem Lande des kläglichsten Abfalles, noch kein Beispiel laut geworden, daß ein Priester nur einen Augenblick gezögert habe, seine Pflicht zu erfüllen.

Vor ungefähr zwanzig Jahren kam ein junger Priester aus dem Collegium und wurde einer Mission zu London beigegeben. Er hatte noch nie an einem Krankenbette gestanden und hatte eine natürliche Abneigung gegen ansteckende Krankheiten. Zufällig rief ihn sein erster Gang zu einem Nervenfieber. Der junge Geistliche wurde bleich, ein Herzklopfen kam ihn an, er fühlte die größte Abneigung, den Patienten zu

besuchen — er fühlte, daß er ein todter Mann würde. Er war überzeugt, die Krankheit zu erben und zu sterben. So wendete er sich denn in großer Angst an seinen Collegen, erzählte ihm seine Furcht und bat ihn, den Fall zu übernehmen. Der ältere Priester, daran gewöhnt, dachte, je früher seine Furcht geheilt würde, desto besser wäre es, er spottete seiner Angst, hieß ihn muthig auf sich und ohne Kleinmüthigkeit auf Gottes väterlichen Schutz vertrauen — sagte, er sei bereit zu gehen, wenn er es wünsche, er thäte aber besser, selbst zu gehen und zwar ohne sich vor Ansteckung zu fürchten: Gott werde ihn beschützen. Aber Gott nahm ihn zu sich. Er ging in Furcht und Zittern. Lange war er am Bette des armen Sterbenden, erbte das Fieber, bevor er den Patienten verließ, wankte nach Hause und starb am Ende der Woche. Aber er starb als Martyrer der Liebe und sein Tod war beneidenswerth.

Ich selbst befand mich oft in ähnlicher Lage: ich wurde zu Typhuskranken gerufen, wo ich mit Furcht und fast mit gewisser Ueberzeugung gehen konnte, daß ich das Fieber davon tragen und voraussichtlich auch sterben könne. Am letzten Januar vor sechs Jahren wurde ich zu einer armen Irländerin in Brewer's Hofe, Great-Wild-street, gerufen. Es war das höchste Stadium des Typhus. Der Hof hatte einen sehr unglücklichen Ruf. Er bestand nur aus fünf Häusern, war drei Fuß weit — und dieser dunkle, qualmende und elende Hof war immer von ungesundem Mist und Unflath überfüllt. Der Geruch war unerträglich; zwei Jahre lang hatte hier der Typhus gar nicht aufgehört.

Ich betrat zum erstenmale diese gefährliche Lokalität und ging mit klopfendem und verzagtem Herzen. Ich wußte, daß ich gehen müsse; da konnte man sich von seiner Pflicht nicht zurückziehen. Ich legte mein Leben als Opfer auf den Altar des Berufes und befahl mich demüthig und entschlossen in den allgnädigen, heiligen, göttlichen Schutz. Sollte ich in der Ausübung meines priesterlichen Berufes wirklich sterben, so wußte ich, daß es Gottes heiliger Wille sei, daß mir nichts Besseres begegnen könne und daß meine Aussicht auf die künftige Seligkeit im Himmel desto sicherer werde. Obwohl das Herz im Gefühl des bevorstehenden Fiebers stark pochte, so wollte ich doch keinen von meinen Collegen ersuchen. Ich ging — aber der Erfolg und was da kam, steht mit glühenden Buchstaben in mein Gedächtniß gebrannt. Dreimal besuchte ich das arme irische Weib an diesem Tage. Niemals hatte ich vordem einen so schrecklichen, verpesteten Geruch eingeathmet, als während dieser drei gefährlichen Besuche. Er schien meinen ganzen Körper zu durchdringen; aber ich vergaß bald jede Plage über dem sorgenvollen Wunsche, dieses sterbende Weib mit Gott zu versöhnen. Ihre Leiden waren schrecklich. Das Fieber hatte in ihr ausgerast, Phantasien und Ohnmacht sie verlassen; das Bewußtsein war wieder eingetreten, jene Sturmstille, bevor der Tod den gebrechlichen Nachen des Lebens zerschellt. Ich erkannte, daß sie in wenigen Stunden sterben müsse und benützte diese kostbare Spanne Zeit auf's beste. — Sie war überaus arm gewesen und hatte Viel und Bitteres ertragen. Sie

war so gereizt und elend durch Entbehrungen und Qualen, war ohne alle Theilnahme und Pflege geblieben, daß sich eine rasende Verzweiflung ihrer bemächtigt hatte. Keine menschliche Seele in der Welt, so glaubte sie, könne mehr das geringste Mitleid mit ihr haben. Sie bekam das Fieber, ihre Leiden und Verzweiflung waren auf's höchste gestiegen. Eine ihrer armen Nachbarinnen sandte nach mir, da ihr schwacher Geist wiederkehrte. Wie bereits gesagt, ich ging, obwohl besorgt für meine eigene Sicherheit und Gesundheit. Ich fand sie an Leib und Seele gebrochen — der wilde, gläserne und starre Blick — ihre zusammengezogenen Augenbraunen glühten wie heißes Kupfer — ihre Lippen waren schwarz und bekrustet, ihre mageren ausgetrockneten Hände hielten die Betttücher fest, die sich jeden Augenblick auf der klopfenden Brust hoben.

„Kommt Alle zu mir, die ihr armselig und verlassen seid!" so lautete die gütige Einladung Christi. Ich ging als Sein Stellvertreter zu dieser armen sterbenden Creatur und — Gott sei gepriesen! in dem Augenblick als ich eintrat, waren alle meine furchtsamen Gedanken wie weggeblasen. Meine einzige Sorge war, die arme, scheidende Seele zu Gott zu führen und ihr Seinen Frieden zu geben. Einige freundliche, fromme, besänftigende Worte waren von wunderbarem Erfolg. Ihre Augen, die vielleicht seit Jahren keine einzige Thräne der Reue für ihre Sünden vergossen hatten, floßen über in rührender Weise ob ihren früheren Vergehen. Und dann, als ich ihr in den Zwischenräumen der Beichte, die großen, bleibenden Verheißungen ihres

Erlösers auseinander setzte, wurden ihre Reuethränen umgewandelt in Thränen der Hoffnung, der Liebe und des freudigen Dankes. Als ich ihr sagte, sie solle ihr ganzes Leben mit ihren gegenwärtigen Leiden, und wie auch der kommende Todeskampf sein möge, in Verbindung mit den Schmerzen ihres Erlösers und zur Sühne ihrer Sünden aufopfern, so war ihre Ergebung ganz außerordentlich. Sie wünschte selbst noch mehr zu ertragen. Nun hatte sie keine Unruhe mehr, sondern vollkommenen und sicheren Frieden. Sie verzweifelte nicht länger, sondern war der christlichen Hoffnung gewiß. Sie kannte wohl die Schlüsselgewalt, die Gott seiner einen treuen Kirche übergeben; höchst demüthig und dankbar empfing sie den Ablaß ihrer Sünden. Ich ertheilte ihr dann die heil. Oelung und versprach ihr in einer Stunde das heil. Sakrament zu bringen.

Und als ich wieder kam mit dem rührendsten und tröstendsten von Gottes heil. Sakramenten, fand ich mein Beichtkind bedeutend und glücklich verändert. Sie war voll Ergebung, Reue und Hoffnung. Die Liebe zu Gott nahm, obwohl spät, doch ganz und gar durch Seine besondere Gnade und Güte ihre scheidende Seele ein. Als ich mich über ihr armseliges Bett von Lumpen beugte, ihr die heil. Wegzehrung zu geben, fühlte ich die Kälte und Krankheit herantreten, ich merkte, daß ich das Fieber geerbt hatte. Aber das arme Ding wünschte mich vor ihrem Tode nochmals zu sehen. Noch desselben Abends kam ich wieder zu ihr. Ihr Röcheln gab untrügliche Anzeichen, daß der Moment

des Scheidens eingetroffen. Ihr sterbender Blick kam mir beim Eintritt schon entgegen! aber wie verändert war ihr Ausdruck! Ich kniete an ihrem Bette nieder, ihre letzten Anliegen zu vernehmen, so lange sie noch sprechen konnte.

„Vater — flüsterte sie kaum vernehmbar — ich sterbe so glücklich, ich gehe mit der Hoffnung — Gott sei gelobt und die Güte Euer Hochwürden — meinen Mann und meine Kinder im Himmel wieder zu finden. Beten Sie für mich, wenn Sie Messen lesen, schenken Sie mir ein Memento bei dem heil. Opfer des Altares.“

Ich hielt ihr ein kleines Crucifix an die sterbenden Lippen; sie küßte es ehrfurchtsvoll, eine Thräne fiel auf das heilige Bild ihres gekreuzigten Erlösers; ein kurzes Zittern schauerte einen Augenblick über ihre Züge — und sie hatte überstanden.

Froh über das glückliche und tröstliche Ende dieser ganz verlassenen Irländerin kehrte ich nach Hause, aber schon vor Mitternacht war ich in Phantasien. Elend und krank kam ich zu Bett, stand am nächsten Morgen noch schlimmer auf, las die heil. Messe, sandte nach dem Arzte, erfuhr, daß das Fieber mich wirklich gepackt, steckte mich wieder ins Bett und gerieth gleich in einen Zustand starker Bewußtlosigkeit. Wochen lang schwebte ich zwischen Leben und Tod, ohne Empfindung, wie ein ausgebrannter Block auf meinem Bett liegend. Durch die Güte des allmächtigen Gottes, durch die Gebete meiner Heerde, durch die Kunst und unermüdliche Sorgfalt meiner ärztlichen Behandlung, des Dr. Arnott und Mr. Edw. White, genas ich

endlich wieder. Als ich hinreichend Kräfte gewonnen, widmete ich sie wieder meinem Berufe. Seit dem kamen mir fast wöchentlich, bisweilen täglich, ähnliche Typhusfälle vor; ich rannte in dieselbe Gefahr; bisweilen schien es, als hätte mich das Fieber wieder gepackt, aber Gott sei's gedankt, ich kam bisher glücklich durch.

Aber nun kam die Cholera. Diese ist, in jedem Grade, immer nur den Patienten, nicht den Aerzten oder besuchenden Priestern gefährlich. Sie ist ganz gewiß nicht ansteckend und mich beschleicht wirklich nicht die geringste Furcht bei den Krankenbesuchen. Aber schrecklich sind die Leiden dieser Kranken; wer einen solchen Todeskampf gesehen, wird ihn sein Leben lang nicht vergessen. — Im Anfang dieser Woche wurde ich auf das dringendste zu einer armen Frau gerufen in eine der abscheulichen Gegenden von Gray's Inn Lane, ein labyrinthisches Netzwerk von Höfen und Gäßchen, eines in das andere, in welches nie eine frische Luft kommt, in denen Fieber und andere böse Krankheiten heimathsberechtigt herrschen. In diese dichtgedrängte Gegend*) begab ich mich sogleich. In einem kleinen Kämmerchen rückwärts, das vielleicht acht Fuß lang war, dunkel, schmutzig und erbärmlich, ohne Feuer und Bett, lag auf einem Stück Sackleinwand, ohne Leintuch und Polster, nur in einer alten abgenützten Zudecke, ein

---

*) In diesem fast unbekannten Hof wohnen zwölf oder zwanzig oder noch mehr arme Irländer in e i n e m Zimmer. Luftzug kommt selten hinein; kein Wunder wenn die Epidemien so Viele ins Grab bringen. —

wunderschönes junges Weib, stöhnend und wimmernd vor Schmerzen. Sie hatte alle die gefährlichen und schmerzhaften Stadien dieser sonderbaren Krankheit durchgemacht, nun war Stillstand eingetreten. Ihre einzige Nahrung war ein wenig schlechter kalter Thee, ohne Milch und Zucker, mit dem sie vergeblich ihren Durst zu stillen suchte und denselben immer an ihre kalten, blauen Lippen führte. Ich schickte ein gutes Weib, welches sie pflegte, augenblicklich um ein Glas heißen Branntwein und Wasser nach dem nächsten Wirthshaus. Das wärmte und belebte sie und milderte ihre Schmerzen. Ich sah einen Ring am vierten Finger ihrer linken Hand und fragte, ob sie verheirathet sei?

„Ach Gott, ja, Hochwürdiger Herr — sagte sie — ich bin es. Desto größer ist das Unglück.“

„Wie so?“ fragte ich.

„O Herr — sagte sie — das ist eine lange Geschichte und traurig zu erzählen und ich habe jetzt nicht genug Kraft dazu. Mein Mann ist noch am Leben, aber ich bin von ihm getrennt. Sehen Sie, Hochwürden, die Schrunden auf meiner Stirne? Sehen Sie das Mal an meiner Kehle? Mein unglücklicher Mann war dem Trunk ergeben und wenn er in solchem Zustand war, kümmerte er sich wenig mehr, was er that; kam er Nachts betrunken nach Hause, so pflegte er mich gräßlich zu klopfen und zu schlagen. Vergangene Ostern kam er nach Hause wie gewöhnlich, mit trunkenem Geschrei, und weil ich im Bette war und kein Feuer brannte — ich hatte kein Geld Kohlen zu kaufen und war hungernd und fastend zur Ruhe ge-

gangen — schleppte er mich an den Haaren aus dem Bett, und als ich vor Schmerzen schrie, griff er ein Messer vom Tisch und stach mich in den Hals und dreimal in den Kopf und dann stieß er mich in das Rückgrad, bis es mir fast abbrach. Darauf lag ich elf Wochen im Spital und seitdem, Vater, mag ich nicht mehr mit ihm leben. Ich ging in einen Dienst, aber die Schwäche in meinem Rücken ließ mich an keiner harten Arbeit, und wie ich seitdem gelebt habe, das weiß ich selbst kaum.

Nach weiteren Fragen erfuhr ich, daß dieses unglückliche Geschöpf mehrere Kinder gehabt hatte, aber daß sie alle ganz klein gestorben, meist an Entkräftung oder durch die von ihrem betrunkenen Vater erlittene Mißhandlung.

„O Vater — sagte sie und die Thränen strömten ihr nur so herab — ich hätte es nicht glauben können, als ich ihn heirathete, daß ich so viel Elend würde durchzumachen haben, noch daß er mich so gräßlich zu behandeln vermöchte. Ich kümmerte mich nicht so viel meinetwegen, als um die armen Kinder, wenn sie vor Hunger schrieen und kaum einen Lappen hatten, ihre kleinen Glieder zu bedecken; wenn er dann sein Einkommen im Wirthshaus verbrauchte, fluchend und schimpfend nach Hause kam und nicht nur mich, sondern auch die armen Kinder, weil sie schrieen, mißhandelte — es brach mein Herz! Das Alles zu erleben, Tag um Tag und allnächtlich zu ertragen, und dazu die unschuldigen Kleinen zu sehen, die vor Mangel an Nahrung schmachteten und nacheinander starben, bis sie auch meine

jüngste kleine blauäugige Nelly kalt und todt in den Sarg legten — dies übersteigt die menschliche Kraft. Da fühlte ich, daß ich kinderlos war und vergoß bitterheiße Thränen. Als ich schlaflos zu Gott betete und ihm dankte, daß meine armen, verhungerten Kinder nun mit den Heiligen in seiner göttlichen Glorie seien, wo sie keinen Hunger mehr leiden — damals, als der Sarg mit meinem todten Kinde noch im Zimmer stand, damals geschah es, daß mein Mann heim kam und mich in den Hals schnitt, in den Kopf stach und meinen Rücken brach. Er that noch mehr — er brach mein Herz! Alle meine schöne Liebe, die ich ihm am Hochzeitstage versprochen hatte, und die keine noch so schlechte Behandlung hätte heraustreiben können, verschwand da gänzlich; ich fühlte bitteren Haß in meinem Herzen aufsteigen gegen den Vater meines todten Kindes, der sogar in Gegenwart des erstarrten Leichnams sich nicht halten und dessen Mutter er so grausam behandeln konnte."

„Aber verzeih' ihm doch, gutes Kind! verzeih' ihm im Herzen? willst du nicht?"

„O Herr! ich habe ihm schon vergeben, als ich Gott bat, mir meine Sünden gegen Ihn zu verzeihen. In jeder Nacht, die ich im Spital lag, dachte ich an ihn — dachte an die früheren Tage meiner Hochzeit, als wir so lieb und selig beisammen waren, und ich wünschte, er möge kommen und mich besuchen. Aber er kam nie. Ich schickte zweimal nach ihm, aber er kam nie. Als die Schmerzen meiner Wunden nachließen, kehrte meine ganze Seele zu ihm zurück und

ich werde nie glücklich sterben, bis ich ihn wieder gesehen habe. Es war nur das Trinken, hochw. Vater, das ihn zu einem so bösen Mann und Vater seiner Kinder machte, vordem war er so gut und lieb, das allerbeste Herz von der Welt!

Und als sie mir diese rührende Geschichte von den Leiden eines Weibes, von dieser bewunderungswürdigen Güte und Nachsicht für die gräßlichste Gewaltthätigkeit und Wunden erzählte, — zeigte sich auf ihrem schönen Gesicht ein ungeheuchelter Blick innerster Liebe zu dem herabgesunkenen Menschen, der nimmer werth war, ihr Mann zu heißen. Sie bat Gott innig um seine Bekehrung aus seinem sündigen Leben, daß sie ihn noch vor dem Tode sehen möge und ihm ihre volle Verzeihung geben.

Ich habe in meinen Geschichten oft schon erzählt, wie so viele kranke und sterbende arme Katholiken die letzten Tröstungen der Kirche mit brennender Andacht empfangen. Die Frömmigkeit dieser Frau war ganz nach Erwarten. Ich sah nie einen größeren Beweis von der tröstenden und helfenden Macht unserer heiligenden Kirche, eine christliche Seele auf den Tod und die ewige Seligkeit jenseits des Grabes vorzubereiten.

Während ich die Sterbegebete vorbetete, kam Etwas im schnellen hastigen Schritt über die knarrenden Treppen herauf, eine Hand griff leise nach der Thürklinke — ich sah um — die Thüre ging langsam auf, ein borstiger Kopf mit einem vom Trinken rothen und aufgedunsenen Gesicht, schob sich furchtsam herein; die Augen dieses abscheulichen Gesichtes funkelten schnell im Zim-

mer umher — und fielen festgebannt auf das Bett. Der Mann (denn er war es) suchte mit diesem fragenden Blicke sein Weib. In einem Augenblick war er neben ihr niedergeworfen, kroch auf dem Boden, schlug seinen Kopf, seine Brust, stöhnte laut und bekannte sich selbst schluchzend und stammelnd als ihren Mörder.

„Lieber James, thu' doch nicht so — flüsterte sie liebreich — schau her, Lieber, und küsse mich bevor ich sterbe!"

„O meine Mary, mein theueres, schwer beleidigtes Weib, wie kann ich aufschauen zu dir, wie kann ich es wagen, deine reinen unschuldigen Lippen zu küssen, denn dein Blut ist an meinen Händen, ich habe dich fast ermordet in meiner trunkenen Wuth!"

„O lieber James, sag' das nimmermehr; ich habe dir lange schon aus ganzem Herzen verziehen. Ich werde glücklich sterben, weil ich dich noch einmal gesehen habe. Komm' Lieber, küsse deine arme Mary noch vor ihrem Sterben —"

Der arme zerknirschte Mann, der wirklich fast ihr Mörder geworden, stand auf von den Knieen, beugte sich über sein liebendes, verzeihendes, sterbendes Weib, schloß sie mit der Gluth wiedergefundener Liebe an sein Herz — und sie verathmete im Augenblicke der Verzeihung und Versöhnung.

X.

Der Cholerakranke.

Wir haben heute den 27. Juni 1849 — vielleicht ein glücklicher Tag für die mit der Cholera heimgesuchte Stadt London. Kluge verständige Männer sagen, daß nach einem mächtigen Gewitter mit Donner und Blitz die Cholera ihre Verheerungen einstelle oder doch jedenfalls weniger Opfer fordere. Ich habe mich eben (halb drei Uhr Nachmittags) niedergesetzt, um diese Skizze zu schreiben. Der Himmel ist so dunkel, daß ich kaum zum Schreiben sehe. Wie eine Sündfluth gießt es schwer mit Hagel und Regen hernieder. Der gepflasterte Platz vor meinem Fenster ist von dem strömenden Regen fast überschwemmt. Krachender Donner rollt mit mächtigen Schlägen und schnelle, grell leuchtende Blitze erhellen nach einander mein Zimmer — dann herrscht wieder tiefe, grabmäßige Düsterheit. Es ist ein gewaltiger großartiger Sturm — Gott sei gedankt dafür! Nun habe ich die tröstliche Hoffnung, daß die gräßliche Pest bald abzieht, daß eine halbe Million elend und armselig wohnender Leute von den decimirenden Ein=

flüssen dieser unmenschlichen Gegnerin des Lebens verschont werde.

All' Augenblick werde ich halb geblendet von dem electrischen Lichtstrom, fast betäubt von den krachenden, rollenden Donnerschlägen. Schwach und erschöpft von einem langwierigen Anfall der voraus mahnenden Anzeichen dieser schrecklichen Krankheit, schwebte ich zwischen Leben und Tod, und erwartete täglich, (ich will nicht sagen, daß ich mich fürchtete) es möchte unglücklich enden, täglich vorbereitet auf das letzte Gericht, das übrigens jedem meiner Leser sicherlich auch bevorsteht. Ich habe tausend und tausendmal meiner Heerde gepredigt, wie unerläßlich nothwendig es sei, sich auf den Tod gut vorbereitet zu halten. Verhüte Gott, daß ich mein eigenes, vielleicht schon nahe bevorstehendes Ende vergessen sollte. In solch einem Moment, wo die Blitze des Himmels schrecklich über unsere Häupter fahren, wo in tiefem Dunkel die prächtigen Donner Gottes krachen und rollen — wenn der Geist des Menschen demüthig und weich geworden und in sich gekehrt ist zu dem wahren Gefühl der eigenen Niedrigkeit und Abhängigkeit vom Schutz des allgütigen, allerbarmenden Höchsten — in solch einem Augenblick will ich einige Gedanken zur Sprache bringen und einige Erfahrungen aufschreiben, die ich jüngst auf meinen Krankenbesuchen bei meinen cholerakranken Beichtkindern gemacht habe.

Vergangenen Sonntag kam ein armer, mager und hungerig aussehender Irländer jammernd zu mir, und bat mich, gleich zu seiner Frau zu kommen, die an

der Cholera sterbe. Er wohnte im Brennpunkte der Krankheit, dem Pheasant-Hofe *). Es war sechs Uhr Morgens; ich ging augenblicklich. Die Hitze zu dieser frühen Stunde war bereits sehr drückend, und als ich den schmutzigen übelriechenden Hof betrat, so erstickte mich fast der widrige, mephitische Geruch, der aus den übervölkerten Wohnungen drang. Ein Haufe barfüßiger Weiber vor einer Thüre, eine sargartige Maschine mit zwei Trägern aus dem Arbeitshause, die ruhig auf der Bahre saßen und rauchten — sagten mir auf einen Blick, in welchem Hause die arme Cholerakranke war.

„Oben, Euer Hochwürden! die Stiegen hinauf — sie wird nicht ins Krankenhaus gebracht, bis der Geistliche bei ihr gewesen.“

Die alten Träger aus dem Arbeitshause hatten geduldig länger als eine Stunde gewartet, bis nach mir gesendet wurde und ich kam. Das Leben der Frau war durch den Aufschub geopfert.

Ich nahm also meinen Weg aufwärts die steile schmutzige Treppe, bis ich ins erste Stockwerk kam.

---

*) Dieser besteht aus neun kleinen Häusern, deren jedes an dreihundert Bewohner, meist ganz arme Irländer zählt. Zwei oder drei zahlreiche Familien leben in jedem dieser elenden Zimmer und schlafen durcheinander auf wenigen Lumpen oder Stroh am Boden. Der Schmutz und Geruch dieser schrecklichen Localität ist unbeschreiblich; darum ist hier seit langer Zeit schon Typhus und Cholera eingebürgert. Die Sanitätscommission sollte hier schon längst inspicirt haben. —

Die Thüre des vorderen Zimmers war offen und ein Haufen Köpfe guckte heraus.

Ich fragte nach der kranken Frau.

„Dort Vater — sagte ein altes Mütterchen — da ist die arme Seele. Die Ehre sei Gott! — ich hoffe wir werden doch nicht die Cholera kriegen.“

Ich sah in der Richtung, die der magere Finger wies, und gewahrte trotz der Dunkelheit im Ende des Gangs ein auf dem Boden liegendes Weib und eine schmale Kufe neben ihr. Man hatte sie aus dem Zimmer gethan, um auf der Stiege zu leben oder zu sterben.*) Aber an solch einem Platze, konnte ich doch nicht dieser armen Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion ertheilen. Ich machte also kurzen Prozeß, sie in die Hinterstube zu bringen. Ohne Ceremonie öffnete ich die Thüre und sagte den Leuten darinnen, welche im Bett waren, sie sollten aufstehen und das Zimmer verlassen, während ich die Beichte ihrer sterbenden Nachbarin hörte. Sie gehorchten augenblicklich. Das arme Ding wurde dann von einem kräftigen jungen Burschen in das Zimmer getragen; er ward leichenblaß, als er dieses Werk der Liebe vollbrachte und machte, daß er so schnell wie möglich fort kam. Man legte sie neben der Mauer nieder; als ich sie betrachtete, gewahrte ich, daß keine

*) Solch eine Behandlung ist glücklicher Weise außerordentlich selten unter den armen Irländern. Sie sind sonst ungemeiu freundlich und aufmerksam gegen ihre kranken Verwandten und Freunde. In diesem Falle hatte die Furcht ihre Theilnahme gelähmt.

Zeit zu verlieren wäre. Sie war im Zustand der Auflösung, die Züge eingefallen und geisterhaft und von jener schreckbar blauen Farbe, welche zeigt, daß es zum Schlimmsten gekommen, daß der Tod mit raschen Schritten sich nähert. Die Hände waren blau, die Nägel schwarz, die Finger gekrümmt und von früheren Krämpfen verschränkt. Sie öffnete die Augen, sah mich traurig an, und sagte Etwas still und heiser — in irischem Dialekt.

Was war da zu thun? — wie konnte ich ihre Beicht hören? Ich sprach sie an, aber sie verstand kein Wort Englisch.

Ich hob den Uebelstand und rief nach einem Dollmetsch. Eine gute Frau, obwohl außerordentlich furchtsam, ließ sich endlich herbei. Mit der größten Menschenfreundlichkeit, für die ich sie aus ganzem Herzen segnete, setzte sie sich neben der Sterbenden nieder, legte das müde, sterbende Haupt in ihre Arme, wischte den zähen Todesschweiß von der Stirne und sprach freundlich und ermuthigend zu ihr. Ich hörte sie irisch das Wort „Priester" deutlich aussprechen, ihre Augen wendeten sich andächtig zum Himmel und eine größere Ruhe zog über ihr zuckendes Antlitz. Unter solchen Umständen konnte ich nicht wie gewöhnlich verfahren. Ich war zufrieden, eine freundliche Vermittlerin zu haben, die ihr von der unbegränzten Güte Gottes sagte, von den allesversöhnenden Verdiensten ihres Erlösers, den tröstlichen Gedanken von der erbarmenden Fürbitte Mariens, der Gottes Mutter, dieser Zuflucht des reuigen Sünders. Als ihr meine Worte

langsam übersetzt wurden, erbaute mich die Andacht, die sich auf ihrem Gesichte zeigte und die entsprechenden Stoßgebete, die obwohl kurz und abgebrochen, doch warm und herzinnig waren. Ich ließ sie Reue erwecken über die Sünden ihres ganzen Lebens und absolvirte sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Sie konnte die heil. Wegzehrung nicht empfangen, es war zu spät, diese Tröstung zu spenden. Aber ich ertheilte ihr die heil. Oelung und betete über sie die schönen vorgeschriebenen Gebete. Dann beendete ich mein Amt mit einigen kurzen Worten der Hoffnung und Tröstung und schloß mit dem letzten feierlichen Segen der Kirche. Ihr letzter Blick zu mir war wunderbar rührend und ruhig. Das Lächeln einer wahren Christin erleuchtete jeden Zug und triumphirte über die Macht des Todes.

Dann wurde sie in das Krankenhaus gebracht; aber sie starb noch denselben Morgen.

Noch vor dem Ende der Woche wurde ihr trostloser Mann von derselben Krankheit befallen und starb gleichfalls. Ich vertraue zuversichtlich, daß ihre Seelen bei Gott sein möchten.

XI.

Das verlorne Kind.

Wenn du durch den Koth der Straßen mußt mit neuen Schuhen gehen,
Wirst du trippelnd auf den Spitzen, nach den blanken Steinen sehen;
Hat sie erst beschmutzt ein Fleckchen, lernst du waten sicherlich. —
Hüte Kind in deiner Seele vor dem ersten Flecken dich!

I.

In London leben sicherlich über 70,000 Schreiber. Der größere Theil dieser nützlichen Glieder der Gesellschaft wohnt in den Vorstädten, wo die Wohnungen wohlfeiler sind, als in den innern und mehr besetzten Distrikten. Ihr Einkommen, von drei und vierhundert Pfund jährlich bis zu fünfzig Pfund herab und noch weniger, setzt sie in Stand, entweder so ansehnlich oder so sparsam zu leben, als ihre Mittel es erlauben. Der glatte, wohlgekleidete Bürger des südlichen Camberwell oder des nördlichen Maida Hill, der Morgens und Abends spazieren reitet,

unterscheidet sich wesentlich von dem armen Abschreiber von Lincoln's Inn, der in einem Hinterstübchen in der klassischen Region von Clare Markt oder Drury Lane wohnt. Der Eine hält wöchentlich an seinem Ruhetage ein Fest bei Lendenbraten, in Begleitung von Pudding und einem Glas reinen Portwein für Freunde; der Andere ist froh bei einem gewöhnlichen Stück Fleisch, gebratenen Kartoffeln und einer Kanne guten Porter von Black Jack,*) dazu wird am Nachmittag noch ein ächtes Virgigna Unkraut gemüthlich geraucht. Mit diesen zwei repräsentirenden Stappelplätzen sind jedoch die Grenzen des Schreiberstandes noch nicht abgeschlossen. Da ist das kleine, naseweise scharfumsichtige ächte Londonerkind, ein angehender Mensch von 14 bis 15 Jahren, der sich eines glänzenden Gehaltes von 20 Pfund jährlich erfreut, die er vierteljährlich begierig in Empfang nimmt und redlich in die Hände seiner Mutter legt, und dafür ihren Segen und einen Schilling zum Vergnügen erhält. Strahlendes Glück erwartet diesen jungen Lehrling von der Feder an dem Tage, der seine Besoldung erhöht; ein selten erreichter Feiertag, der dann gewissenhaft gefeiert wird — um entweder einen Tag lang in der See zu fischen, oder durch einen Sechspfenning-Ausflug mit dem Dampfer nach dem grünen Park von Greenwich zu fahren, wenn es die Mittel erlauben, gar zum großen Klatsch nach Gravesend, oder

*) Ein langebestehendes Wirthshaus, sehr besucht von den Schreibern in Lincoln's Inn.

in die reizenden schattigen nachbarlichen Gärten von Rosherville mit den wunderlichen Irrgängen, Bogenschießen und wer weiß was noch!

Da ist also auf der höchsten Stufe der Schreiber des Bankier, das Factotum des Kaufmanns, der Concipist des Advokaten, der eine zweistöckige Villa zu Calpham besitzt, dann der Buchführer des Actien-Händlers und des Indischen Hauses und der gleich industriöse Buchhalter des reichen Handelsplatzes, dann der Secretair des Goberniums, der, obwohl aus hoher und nobler Familie, doch kein Bedenken trägt, durch tägliche Arbeit im Bureaux sein Brod zu verdienen. Er zieht es vor durch eigene Anstrengung weiter zu kommen, als der Spielball seines älteren Bruders zu werden; er speist gern auswärts an anderer Leute Tisch, sein Witz, seine geselligen Talente und Familien-Verbindungen machen ihn überall gerne gesehen, doch warnen die klugen Mütter ihre schönen Töchter immer vor den heirathslustigen Absichten des freundlichen Gastes, denn er ist ein „jüngerer Bruder“.

Wir aber haben es nur mit einem armen untergeordneten Kaufmannsschreiber, seinem herabgekommenen Hausstand und seinem äußerst christlichen Ende zu thun.

Zu Ende des vergangenen Sommers, gegen 9 Uhr Abends, wurde ich einst vom Beichtstuhl weg zu einem dringenden Fall gerufen. Ein sanftäugiges Mädchen von zartem Aussehen, beiläufig neun Jahre alt, hatte mich geholt. Das arme Kind hatte ein mageres Gesichtlein und obwohl es außerordentlich

wohlerzogen schien, so trug es doch ganz fadenscheinige Kleider und berechtigte zu der Annahme, daß es schon bessere und glücklichere Tage gehabt habe. Ich fand sie in der Sacristei, wohin mich der Kirchendiener rief. Ihr bleiches, zartes Gesichtchen wendete sich zu mir, als ich eintrat; ihre Händchen waren gefaltet und sie zitterte heftig, als sie mich bat, augenblicklich zu ihrem Vater zu kommen, welcher, wie sie sagte, sterbenskrank war. Sie vergoß keine Thräne — vielleicht waren diese durch langwieriges hartes Leiden und Mißgeschick schon längst in ihrem unschuldigen Herzen ausgetrocknet.

Ich hatte nicht weit zu gehen. Clare Markt ist fast nur einen Steinwurf vom Missionshause entfernt — dieser Stappelplatz von Fleischbänken, Fischbuden und Kuttelfleckläden. An dieser Niederlassung von beilschwingenden Rittern mögen Jahrhunderte vorübergegangen sein und noch zeigt sich keine Besserung ihres schmutzigen Wesens. Die in einem Quergäßchen am Ende des Marktes liegenden Schlachthäuser entladen wöchentlich zweimal einen schmutzigen Strom von blutigen, ekeln Flüßigkeiten. Es ist ein Ort des Unflaths. Auf der einen Seite des Marktes, der sich gegen den Strand neigt, geht Clemen's Lane, eine enge, gekrümmte, höchst unreinliche Oertlichkeit. Sie war einst bekannt durch die dissentirende Capelle, in deren Gewölbe die gefallenen Ueberbleibsel von tausend menschlichen Leichen gebracht wurden. Diese schreckliche Capelle erwies sich endlich als Mistbett des Typhus: öffentliche Aufmerksamkeit, oder besser

gesagt, die allgemeine Entrüstung wurde wach, die Keller wurden geräumt, die Capelle geschlossen und die Beschwerde beseitigt.

Herr M . . . der Buchhalter wohnte in dem engsten und dunkelsten Theile von Clemen's Lane, wo die Wohnungen am wohlfeilsten und die Inwohner gleichgültiger waren, denn Mühseligkeiten und Armuth hatte ihre Sinne für unbedeutende Uebel wie Pest und Tod mehr abgestumpft. M . . . s Wohnung, wohin ich mußte, war in einem der schmutzigsten, elendsten und baufälligsten Häuser. In einem Hinterstübchen des zweiten Stockes fand ich den armen Gegenstand meines Suchens. Das Zimmer entbehrte aller Einrichtung — nur ein zerrissenes Bett war am Boden, ein kranker dreibeiniger Stuhl und ein wenig Kochgeräthe der allergewöhnlichsten Art. Ein schwacher Lichtstrahl rang sich mühselig durch die beschmutzten Fenster auf die zerrüttete Gestalt des Kranken. Sein Kind, welches mich geholt hatte, reichte ihm mit rührender Zärtlichkeit ein Glas Wein, welches ich ihr zur momentanen Stärkung mitgegeben hatte. Seine Hand zitterte zu sehr, um das Glas ruhig zu halten. Sie hatte ihr Aermchen um seinen Nacken geschlungen, seinen kraftlosen Leib zu stützen — mit der andern Hand führte sie das Glas an seine Lippen. Er trank begierig das herzstärkende Labsal, es schien ihm neue Kraft einzugießen. Seine Augen trafen die meinen, als ich an seinem Bette stand und zitternd von Bewegung dankte er seinem Schöpfer, daß ich gekommen war.

Es lag etwas Ruhiges und Feines in Ton und Geberde und in den wenigen Worten dieses armen Mannes, was einen auffallenden Gegensatz zu seinem gegenwärtigen Elend bildete. Ich ersuchte das Mädchen, auf einige Minuten das Zimmer zu verlassen, während ich mit dem Vater allein spräche. Als sie fort war, faßte ich mein armes Beichtkind fester in's Auge. Er mochte vier und fünfzig oder sechzig Jahre alt sein, doch schien eine genaue Bestimmung seines Alters unmöglich. Sein Haar war dunkel, doch etwas grau eingesprengt, aber sein Gesicht und Körper waren eingefallen, mager und das Auge matt und glanzlos. Ich stand am Bette eines Mannes, der am Sterben war. Das schnelle Athmen seiner eingesunkenen Brust und andere untrügliche Zeichen, die ein Geistlicher, zumal ein katholischer Missionär, täglich an den Sterbebetten gewahrt, das Alles sagte mir, ich hätte keine Zeit zu verlieren, diesen meinen armen Mitmenschen für die letzte feierliche Reise in die Ewigkeit vorzubereiten. Aber hier war eine treue christliche Zuversicht, das geduldige Gotteskind, um seinen Flug in eine unvergängliche Heimath zu befördern. Es war nicht nöthig, ihn zur Reue zu ermuntern, sein Herz war davon voll; es bedurfte keiner wiederholten Aufforderung zu beichten — keiner schrecklichen Schilderung der endlosen Qualen derjenigen, die ohne Reue über ihre vielen und zahlreichen Sünden sterben — keine ernstlichen Bemühungen sein sterbendes Herz in Liebe zu Gott zu wenden oder in kindlichem Vertrauen zu seiner heiligen Mutter: Es war Alles so, wie ich's wollte.

Jedes Sacrament, das ich der Reihe nach spendete, Beicht, Wegzehrung und die Oelung brachte ihn eine Stufe näher in seiner Vereinigung mit Gott. Sein Eifer war bewunderungswürdig und sehr erbaulich.

Nach dem letzten Segen und einigen tröstlichen Worten von dem Glück, im Frieden mit Gott zu sterben, und von dem großen Lohn, welchen der Allmächtige denen im Himmel verleiht, die ihm getreulich bis an's Ende gedient haben, ließ ich ihn einige Minuten allein mit seinem Gott, welchen er in dem anbetungswürdigen Sacrament empfangen hatte. Dann dankte er mir innig für die großen Tröstungen, die ich ihm gespendet.

„Empfangen Sie, hochwürdiger Herr — sagte er — den Dank eines armen Sterbenden für das, was Sie ihm gütig gethan haben. Ich werde bald meinen Gott von Angesicht zu Angesicht sehen. Wenn ich durch seine allmächtige Liebe in den' Himmel komme, werde ich für Sie bitten. Ich verlaße diese Welt ohne einen Schatten von Bedauern, das eine ausgenommen, was aus meinem Kinde werden soll, wenn ich gestorben. Ich habe weder Freunde noch Verwandte, die sich ihrer annehmen — und im Arbeitshause (seine Lippen zitterten und die Thränen quollen hernieder) im Arbeitshause wird sie wahrscheinlich gezwungen werden, abzufallen von ihrem Glauben, der mir nun in meinen letzten Augenblicken solch unerschütterlichen Trost gewährt. — Herr, dieser Gedanke ist sehr schrecklich, daß mein Mariechen eine Abtrünnige würde."

Ich fühlte im Innersten meines Herzens diese

mitleiderregende Rede, die wohlbegründete Furcht. Ich hatte es in zu vielen traurigen Fällen erlebt, daß katholische Waisen gezwungen wurden, dem protestantischen Gottesdienste im Armenhause beizuwohnen, daß sie den protestantischen Katechismus lernen mußten, und daß man sie mit Protestantismus und hämischen Schmähungen ihres Glaubens so bedrängte, bis sie nachgaben und aufwuchsen, dem Namen nach Angehörige der Reformirten, aber ohne einen Funken von Religion in ihrem Herzen und ganz indifferente Glieder der Gesellschaft.

Wie viele unserer Waisen in London gehen alljährlich verloren durch diesen schändlichen Druck, durch unsern traurigen Mangel an Mitteln oder vielleicht auch an Willen, diesem schreienden, verdammungswürdigen Unrecht entgegen zu treten. Gott gebe, daß es bald anders werde! Schickt Euere katholischen Waisenkinder nur zu uns. Unser ausgezeichneter Bischof Dr. Wisemann wünscht dieses sehnlichst, und hat dieses Ansuchen an viele Vormünder gestellt. Während ich dieses schreibe, wird das Ansuchen Sr. Lordschaft in Erwägung gezogen und kommt ein glücklicher Erfolg, so ist das Thor der Erlösung für diese kleinen, armen Verlassenen Christi geöffnet. Wir müssen in diesem Falle unsere Pflicht standhaft thun, oder unsere Religion ist für nichts. Die Cymbel einer vielleicht übereilten Freude ist nur zu oft in unsern Händen über die zahlreichen Uebertritte erklungen. Wir vergessen dagegen die unabsehbaren Reihen derjenigen, die uns in den Bastillen der Union vom Glauben abwendig

gemacht werden — die Tausend und Tausende, die hier in ihrer Theilnahmslosigkeit gefallen, sogenannte Katholiken, die nie zur Kirche kommen, die ihre Kinder weder zu den Sakramenten noch zur Schule schicken, welche leben und sterben zur Schande ihres Glaubens; oder die, wenn sie in den letzten Augenblicken der sich auflösenden Natur an Gott denken — in Verzweiflung und in Lästerung seines heiligen Namens sterben. — Gedenkt jener früheren Zeiten, als noch kein Priester offen sich zeigen durfte, wo die wenigen Getreuen in gemietheten Localitäten, in heimlichen Schlupfwinkeln und auswärts wie die ersten Christen zusammen kommen mußten, um in elender Armuth das heilige Opfer zu feiern — worauf Gefängniß und Todesstrafe gesetzt war. Das ist alles noch nicht lange her, so daß die Aelteren unter uns sich wohl noch der ehrwürdigen Gestalt des Bischof Dr. Archer erinnern können. Aber damals war mehr Muth und Energie trotz aller drohenden Gefahren und Plagereien. Doch — kehren wir lieber statt allen weiteren und naheliegenden Abschweifungen zu unserer Geschichte zurück.

II.

Es gingen mir allerlei Gedanken im Kopf herum, daß diese Befürchtungen meines sterbenden Beichtkindes doch nicht ganz grundlos waren, denn ich wußte, es gebe jährlich nur zu viele Fälle, wo katholische Waisenkinder in den Armenhäusern ganz und gar von ihrem Glauben entfernt werden, und zwar durch ganz gemeine Zwangsmittel. Was konnte ich seiner ernsten

Besorgniß entgegen setzen? Nichts, als das hoffnungsvolle: Vielleicht werde dieses mit ihr doch nicht der Fall sein, ich konnte ihm nur sagen, daß Gott in seiner Güte sicherlich ihr einen guten Freund schicken werde, der sie in ihrer Unschuld beschützen und in ihrem Glauben bewahren werde.

„Gott ist gut, ist unendlich gütig" — seufzte er leise und sank erschöpft auf sein Lager zurück. Dann rief ich sein Kind und gab einer guten Frau, der Zimmer-Nachbarin, ein wenig Silber, damit das Mädchen etwas zu essen und der Kranke das Nöthige bekäme. Mit dem Versprechen am nächsten Morgen wieder nachzusehen, entfernte ich mich.

Als ich demgemäß wieder kam, fand ich zu meiner Freude, daß er eine gute Nacht gehabt hatte und viel ruhigeren Geistes war. Die gute Wittwe vom anstoßenden Zimmer war die ganze Nacht bei ihm aufgeblieben, obwohl sie sich den ganzen Tag über mit Waschen und Arbeiten plagte. Sie hatte ihm eine kräftige Fleischbrühe mit einigen dünnen gebähten Schnittchen bereitet, die er mit dem größten Appetit zu sich nahm. Was ihn aber über Alles erfreute, war ein feierliches Versprechen der guten Wittwe Kitty Maloney, daß sie Mariechen als ihr eigenes Kind annehmen wolle, sollte es Gott gefallen, ihn zu sich zu nehmen. Dieses ernste treuherzige Versprechen benahm dem sterbenden Vaterherzen eine gräßlich lastende Angst.

Er drückte mir warm die Hand und dankte wiederholt für die friedlichen Augenblicke, deren er sich erfreute. Er sprach mit dem ehrerbietigsten Vertrauen

von der Gnade und dem Willen Gottes und dem Schutz und der Fürsprache seiner heiligen Mutter. Ich sah noch keinen guten Katholiken sterben, der nicht auch besondere Liebe zur heiligen Jungfrau gehabt hätte und mir schien stets, daß durch sie die Schrecken des bevorstehenden Todes gänzlich gebannt wurden. Andere Priester, brave und heilige Missionäre, haben mir oft dasselbe bestätigt. Ich weilte diesen Morgen noch einige Stunden bei meinem Kranken. Die Unterredung mit ihm that mir wohl. Er betrachtete mich wie seinen Freund und vertraute mir Vieles an; er erzählte mir auch in kurzen Umrissen von seinem früheren sehr bewegten Leben und ertheilte mir die Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen. Es möchte vielleicht gut sein zur Warnung für Andere, sagte er. Ich bekam an seiner rührenden Erzählung große Theilnahme, fast jedes Wort prägte sich meinem Gedächtnisse ein; sie soll so viel wie möglich mit des Erzählers eigenen Worten hier folgen.

„Ich will Sie, hochwürdiger Herr! mit den Kleinigkeiten meines Jugendlebens nicht ermüden, ich verbrachte es theils in der Schule, theils zu Hause; als ich eine gute Erziehung genossen hatte, suchte mein Vater für mich eine Lehrstelle in einem großen Handlungshause zu Bristol. Tüchtig arbeitete ich, mich mit meinen Obliegenheiten ganz vertraut zu machen; Fleiß und Aufmerksamkeit gewannen mir bald die Neigung meiner Herren. Von drei zu drei Jahren stieg meine Besoldung; als ich Dreißig alt war, glaubte ich heirathen zu können, da meine Verhältnisse sich fort-

während besserten. Ich führte ein ganz vortreffliches Mädchen zum Altar, welche ich schon lange kannte und zärtlich liebte. Sie hatte gleiche Neigung zu mir, wir sahen viele ruhige glückliche Jahre vor uns. Auch war sie eine sehr fromme Katholikin. Ihr Leben war eine beständige Erbauung für mich — so unschuldig, rein und gut. In den zwanzig Jahren, die wir zusammen lebten, kam niemals ein unfreundliches oder unwirsches Wort aus ihrem Munde; als sie starb, dachte ich, Gott hat eine Heilige im Himmel. Möchte Er es gnädig gewähren, daß ich ihr dort begegne, um niemals von ihr geschieden zu werden. Wir bekamen zwei Kinder — beide Mädchen. Die Erstgeborne war außerordentlich schön. Arme Agnes!" — Er schloß seine Augen einige Minuten lang, während seine Lippen zitterten, dann fuhr er fort: „Zwischen ihr und der Geburt des lieben Kindes, das nun bei der guten Wittwe im anstoßenden Zimmer ist, lag ein langer Zwischenraum. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß wir beide, meine Frau und ich, äußerst sorgfältig waren, unsere Agnes den Weg der Tugend zu leiten. Das treffliche Beispiel der Mutter leuchtete ihr immer vor — wir beteten Abends fleißig zu Gottes Thron um seine Hilfe und sie durfte nur mit braven Freundinen verkehren. So wuchs sie auf, wie wir es nur wünschen konnten; ich wurde nie müde ihr unschuldvolles, schönes Antlitz zu betrachten und mein Herz fühlte sich immer leicht und glücklich, wenn ich das Comptoir verließ und in Mitte meiner Familie den Abend ruhig verlebte.

„Als Agnes fünfzehn Jahre alt war, kam die kleine Mary zur Welt. Wir alle waren erfreut, daß Gott uns ein weiteres Pfand der Liebe geschenkt, und benannten sie nach unserer heiligen Himmelsmutter. Noch ein Jahr verging ruhig und heiter, und ein zweites — dann begann unser Unglück. Agnes war nun siebzehn Jahre alt und ein sehr schönes Mädchen geworden. Ich zitterte bisweilen, wenn ich bedachte, wie überaus schön sie war, und welchen Schlingen und Versuchungen eine solche Schönheit ausgesetzt wäre. Wir alle, meine Frau, Agnes und ich gingen gewöhnlich alle Monate zur Beicht, aber Agnes suchte sich jetzt öfters unter einem Vorwand von den Sakramenten fern zu halten. Sie vernachlässigte ihre kleinen Uebungen des täglichen Gebetes oder vollführte sie nur mit gleichgültiger Nachläßigkeit. Eine geheime Sorge umwölkte ihren unschuldig frohen Blick. Bisweilen brach sie in wilde grundlose Lustigkeit aus und dann wieder in leidenschaftliches Weinen. Vergebens strebten meine Frau und ich zu erfahren, was ihr fehle, aber sie beharrte in hartnäckigem Stillschweigen oder erklärte ärgerlich, daß nichts daran wäre. Mit jedem Tage wurde sie mägerer und bleicher. Ihr Appetit verschwand gleichfalls. Ich und meine Frau lagen manche Nacht schlaflos und horchten auf die wehklagenden Töne, die sie im Schlafe hören ließ, und auf das Gemurmel ihres Kummers. Sie schlief im Zimmer neben an und bereitete uns manche schlaflose Nacht. Ich zog die besten Aerzte zu Rath, aber sie sagten, daß es kein leibliches Uebel sei, sondern

ihr etwas auf dem Herzen zu lasten scheine. Was das war, konnten weder sie noch wir herausbringen.

So vergingen vier elende Monate. Der Pfeil der Angst war zu lange gespannt, aber er traf noch mit schrecklicher Kraft. Eines Abends, kurz nachdem ich vom Comptoir zurückgekehrt und die Mahlzeit beendet war, setzte Agnes ihren Hut auf, und sagte, sie habe noch einen Gang zu machen. „Thu' das, meine Liebe — sagte ihre Mutter — es wird dir gut thun, du bist lang genug traurig zu Hause gesessen." Im Begriff zu gehen, hielt sie, wie in Gedanken verloren, noch eine Zeit lang die Zimmerthüre offen. Dann schloß sie selbe wieder, wendete sich schnell zu ihrer Mutter, kniete nieder und bat um ihren Segen und ihre Verzeihung; — sie weinte viel und sagte, sie sei kein so gutes Mädchen gewesen, wie sie sollte; ihr Herz wolle ihr zerspringen. Ihre arme Mutter schlang die Arme um ihr Kind, umschloß sie mit äußerster Zärtlichkeit und bat sie, ihr den Kummer zu sagen. „Nicht jetzt, Mutter — ich kann nicht — ein andermal — sag', daß du mir verzeihest — daß du beten willst für mich — du und der Vater — daß ihr euerer Agnes all die Sorgen vergeben wollt, die sie euch bereitet hat, — und Alles wird, wie ich glaube, recht werden."

Unsere Thränen floßen zusammen — es waren Thränen des wiederkehrenden Glückes. Das Vertrauen zwischen unserem Kinde und den Eltern schien an dem Punkte wieder zu beginnen. Hellere, frohere Tage schienen vor uns und viele stille Gebete stiegen

aus unseren Herzen an diesem Abend für unseren Liebling zum Himmel empor.

Der Abend verging, aber Agnes kam nicht zurück. Es wurde neun Uhr, zehn Uhr; sie kam noch nicht; meine Unruhe wuchs, aber meine Frau meinte, sie werde wahrscheinlich eine ihrer alten Freundinen besucht haben und beim Abendessen geblieben sein. Länger konnte ich meine Unruhe nicht zurückhalten. Ich nahm den Hut und ging, mein Kind zu suchen. Bei allen Freunden und Bekannten machte ich die Runde, aber Agnes hatte sich bei keinem derselben an diesem Abend sehen lassen. Ich war schrecklich beunruhigt, fürchtete, es sei ihr etwas zugestoßen und frug jeden, der mir in der Straße begegnete, ob er mein Kind gesehen. Aber umsonst. Meine eigene Besorgniß tadelnd, eilte ich heim — sie konnte vielleicht schon lange da sein und ich hätte umsonst so unnöthigen Lärm geschlagen. Um Mitternacht kam ich nach Hause, aber Agnes war nicht da. Ich hatte den Thürklopfer kaum aus der zitternden Hand gelassen, als meine Frau aus der Thüre stürzte und in schrecklicher Angst mich fragte, ob ich mein Kind gefunden. In diesem Augenblicke wurde ich, wie ich fühlte, um zehn Jahre älter. Mein Herz war wie ein Eisklumpen — mein Verstand drehte sich, wäre mir meine Frau nicht ohnmächtig zu Füßen gefallen, ich glaube der innere Kampf hätte mich erwürgt. Eine Zeit lang vergaß ich mich selbst, um meiner niedergeschlagenen Frau beizustehen. Ich trug sie über die Treppe hinauf, und legte sie behutsam auf ihr Bett. Es dauerte lange, bis ich und unsere

Magd sie wieder zum Bewußsein brachten — dann waren wir wieder ein jammervoll zerschmettertes Paar. Wir hingen an einander in wechselseitigem Jammer, und hatten keinen Trost für uns, nur eine Angst um unser verlorenes Kind; wir fürchteten das Schlimmste. Ihre seit kurzem mehr zunehmende Gemüthsunruhe war sicherlich nicht ohne Ursache. Ein schreckliches Elend mußte ihr zugestoßen sein — entweder Tod oder Entehrung. Der letzte Gedanke machte mich ganz wahnsinnig. Ich war eben daran, in einem Strome von Verwünschungen mir Luft zu machen, als sie — die Mutter unseres Kindes — ihre Hand zart aber fest auf meinen Mund legte und obwohl große, heiße Thränen ihre Rede unterbrachen, sagte:

„Fluche ihr nicht! viel besser ist's, für sie zu Gott zu beten. Knie mit mir nieder, mein theuerer lieber Mann und laß uns beten für sie zu unserem Schöpfer. Er wird nicht taub sein für unsere Bitten.“ — Ich that so. Wir beteten lange — ach! — bis das Morgengrauen eines Sommertages unsere bleichen vergrämten Gesichter beleuchtete.

„An Ruhe dachten wir nicht. Früh ging ich wieder aus, über mein Kind Kundschaft einzuziehen. Niemand hatte sie gesehen, nirgends hatte man von ihr gehört. Dieser Tag verging. Der nächste kam und blieb gleich erfolglos. Ich gab mir Mühe meinem Geschäfte nachzukommen, aber ich machte so viele Schreibverstöße, daß mir der Geschäftsführer den Rath gab, nach Hause zu gehen und nicht wieder zu kommen, bis ich fähig wäre, mein Amt zu thun. Ein Monat

verging mit schrecklicher Ungewißheit und unausgesetzter Nachforschung. Ich machte fast in jeder Zeitung eine Ankündigung, versprach eine gute Belohnung für ihre Entdeckung, sei sie nun lebend oder todt, denn Einige vermutheten, sie hätte sich selbst das Leben genommen. Aber keine Nachricht kam. Ich machte manche Reise in nahe und entfernte Städte und Flecken, eine Kunde aufzulesen, aber Alles half nichts. Dieser schreckliche Gemüthszustand, verbunden mit schlaflosen Nächten, zog mir endlich eine Gehirnentzündung zu. Ich wüthete. Man band mich in das Bett und legte mir eine Zwangsjacke an, um zu verhüten, daß ich mir und Anderen Leid zufügte. Viele Wochen lag ich so elend, heulend und verrückt. Mein Platz im Handlungshause wurde besetzt; die Aerzte hatten für meine Genesung keine Hoffnung. Mein Weib, ein wahrer Engel, war, wie man mir nachmals erzählte, immer an meinem Bett. Wie sie noch leben konnte, war ein Wunder; sie nahm wenig Nahrung, schlief noch weniger und machte fortwährend kühlende Umschläge über meinen glühenden Kopf. Ihrer unausgesetzten Pflege verdanke ich meine Genesung. Endlich erwachte ich wie aus einem schrecklichen und langen Traum. Einige Zeit lag ich unbeweglich und starrte gramverworren durch meine halbgeschlossenen Augen. Da hörte ich einen schwachen Seufzer und sah meine Frau, welche ich sogleich beim Schein der Zimmerlampe erkannte, wie sie sich von den Knieen erhob, in welch' demüthiger Lage sie unzweifelhaft für mich gebetet hatte.

„Helene!“ rief ich schwach. „Niemals werde ich den Blick der Liebe und des Dankes vergessen, der mir aus dem Antlitz der lieben Frau zuflog, als sie den ersten Laut des zurückkehrenden Bewußtseins gehört hatte. Sie beugte sich über mich, küßte mein nun ruhiges Haupt so zärtlich, sagte, wie sie glücklich sei, wie ich bald genesen würde und bat mich, nicht mehr zu sprechen, sondern einen Heiltrank zu nehmen und wieder zu schlafen.“

„Mein Verstand war zu schwach, um mich nur ein wenig an mein früheres Unglück zu erinnern. Doch lag eine dumpfe Trübsal auf meinem Geist, was es war, wußte ich nicht; so wendete ich mich auf die andere Seite und verfiel in einen tiefen und langen Schlaf. Erst am nächsten Nachmittag darauf erwachte ich. Dann erinnerte ich mich an die schreckliche Wahrheit meines früheren Elends. Das Gedächtniß erlangte wieder seine Herrschaft. Ueber meine Tochter hatte nichts verlautet. Langsam genas ich. Zwei Monate vergingen, bis ich mich müde vor die Thüre hinausschleppen konnte, ein wenig frische Luft zu genießen, aber ich wurde durch die mitleidigen Blicke meiner Nachbarn bald zurückgejagt, ihre einfältigen Fragen nach ihr waren zu viel für meine erschütterten Nerven.“

„Nun kam neues Elend über uns. Mein Principal hatte sich auf's freundlichste wiederholt nach meinem Zustand erkundigen lassen und versprochen, sobald ich wieder hinreichend arbeitsfähig wäre, mir eine andere Stellung zu verschaffen. Da kam plötzlich

ein panischer Schrecken über die Kaufmannswelt. Die ältesten Häuser fallirten und zuletzt auch meine früheren Herren. Ihr Ansehen war dahin; sie waren ruinirte Leute und ich war mit ruinirt — ein armer Schreiber. Die vielen Ausgaben meiner Krankheit hatten, bis ich mich wieder etwas zur Arbeit fähig fühlte, meinen letzten Schilling aufgezehrt. In Bristol gab's nun kein längeres Bleiben für mich. Ich hatte, so lange ich hier blieb, immer Fieber im Hirn. Also verkaufte ich meine Einrichtung, bezahlte was ich schuldete und ging, vielleicht fünfzig Pfund in der Tasche, mit Weib und Kind nach London, dort durch anständigen Erwerb für sie Brod und für mich Beschäftigung zu suchen. Ich mußte arbeiten um meine ruhelose Qual zu verscheuchen. Herr! die Stimme der Religion war es allein — ich ging oft zur Beicht und schüttete meine Sorgen vor dem Thron der Gnade aus — die mich vom Selbstmord abhielt. Ich war zu stolz auf Agnesens Schönheit gewesen — ich vergötterte sie als ein zärtlicher, thörichter Vater — und als sie von mir floh, war der Sockel des väterlichen Stolzes, auf welchen ich mich gesteift hatte, zertrümmert, mein Glück erlitt Schiffbruch und beinahe hätte ich alle Hoffnung auf Gottes weise und schützende Gnade verloren. Doch die Religion — mein heiliger verehrter Glaube und seine tröstenden Sacramente brachten mich wunderbar durch alle diese Versuchungen. Aber ohne diese wäre ich verloren gewesen."

„Mit der einfachen und billigsten Gelegenheit ging ich nach London; meine Frau und die kleine,

damals zwei Jahre alte Mary begleiteten mich. Ich logirte mich in Mitte der Stadt ein, um bei dem täglichen Suchen nach Beschäftigung der Kaufmannswelt näher zu sein. Aber ich suchte vergebens. Wie zu Bristol und in jedem andern großen Verkehr, so hatte man auch in London das allgemeine Handelsmisere verspürt. Häufig stand eine ausführliche Musterrolle von Bankerotte in der Zeitung. Hunderte von Commis hatten gleich mir ihre Beschäftigung verloren; sie aber thaten sich viel leichter um Arbeit zu suchen, als Einer, der unbekannt aus der Provinz kommt; nach zehn langen mühevollen Monaten gab ich es verzweifelnd auf. Mein Geld, obwohl ich's auf's genaueste nahm, war ausgegeben. Endlich zeigte sich eine kleine Aussicht. Der Krämer, von dem ich wochentlich meinen kleinen Bedarf an Thee und Zucker kaufte, hatte von meinem Elend gehört und daß ich einen guten Hausbuchstaben führte. Er beschäftigte mich von Zeit zu Zeit seine Bücher abzuschließen und seine Rechnungen herauszuschreiben. Obwohl mein Salair gering war, so schützte es uns doch vor dem Hunger. Er empfahl mich gleichfalls an einen andern Krämer, welcher mir ebenso freundlich bisweilen Beschäftigung gab. Schon schöpfte ich Hoffnung auf bessere Tage, als es Gott gefiel, mir eine neue Prüfung zu senden. Meine Frau begann von der dicken Luft des verschloßenen Hofes, in dem wir wohnten, krank zu werden. Sie hatte in einen Kaufladen der großen Stadt Näharbeit geliefert, aber der Lohn war erbärmlich wenig. Sie mußte, um einen Zwanziger zu verdienen, sechszehn

Stunden des Tages scharf arbeiten, dazu litt sie nun an den Augen. Bald wurde sie bettlägerig; es war mir schmerzlich, daß ich mit dem äußersten Aufwand von Kräften kaum den nöthigsten Unterhalt schaffen konnte, sie am Leben zu erhalten. Sie grämte sich und klagte noch um ihre Tochter Agnes, von deren Schicksal wir noch immer nicht das Geringste wußten.

Im glücklichen Bewußtsein einige Gulden erworben zu haben, kehrte ich eines Abends nach Hause und überlegte gerade, wie weit diese Mittel reichen könnten, und was meine Frau am nöthigsten habe, als ich — o Gott! am Strand meiner Tochter Agnes begegnen mußte! die nicht mehr mein unschuldiges, reines und schönes Kind — sondern eine geschminkte, sorglose, trunkene Straßengeherin geworden war. Ich erkannte sie augenblicklich. Das liederliche Lachen stand ihr auf den Lippen — mein Kind! — der gemeine Fluch, der lüsterne Blick, die gekünstelte Gesichtsfarbe — Alles das vor mir! Ich schrie auf: „Agnes! mein Kind!“ und stürzte wie vom Blitz getroffen auf das Pflaster. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich im Laden eines Chemikers, unterstützt von zwei Arbeitern, die mir freundlich zu Hilfe gekommen waren. Einige Belebungsmittel halfen mir auf und gaben mir wieder das volle Bewußtsein der Scene, die ich eben gesehen hatte.

„War das junge Weib eine Ihrer Verwandten, Herr — sagte Einer von ihnen — sie hat fürchterlich gethan, als Sie in Ohnmacht fielen. Sie schrie und heulte wie eine Närrin und wollte fort, sich sogleich

zu ertränken, als sie von Zweien ihres Gelichters weiter geschleppt wurde."

„„Wißt Ihr, wohin sie gegangen?""

„Das kann ich nicht sagen — erwiderte er — und ich denke, es ist nutzlos, ihr nachzuspüren. Sie wird daraus schon ihren Nutzen zu ziehen suchen."

Ich dankte ihm, wankte nach Hause und zitterte am ganzen Leibe, als ich in unsere arme Wohnung trat.

„Liebster Johann! — sagte mein armes Weib — was hat's gegeben? du siehst schrecklich aus."

Ich konnte meinen Jammer nicht länger zurückhalten — und sagte ihr Alles, was ich mir heute noch zum Vorwurf mache, denn es brach ihr Herz. In einer Woche darauf mußte ich den Pfarrer holen, der sie auf den Tod vorbereitete. Sie starb, Herr! wie eine christliche Mutter sterben soll — voll Zuversicht und Hoffnung und ihrem verlornen, verworfnen Kind verzeihend. O Herr! wie gerne wäre ich mit ihr gestorben; nur die kleine Mary erweckte in mir noch einiges Verlangen zu leben, daß sie nicht wie Agnes auf Abwege geriethe.

Die letzten Pfänder unserer Liebe — eine Broche mit ihrem Haar und leider auch ihren Ehering mußte ich verkaufen, um einen Sarg für ihre Leiche zu bekommen. Der Leichenmann kam, that sein trauriges Amt und nahm das Maaß von der Leiche. Nachdem er fort war, ging ich in das nächste Zimmer und dachte still bekümmert an mein geliebtes Herzensweib, die nun todt war, kalt und gefühllos für die oft wiederholten Worte meiner leidenschaftlichen Zärtlich-

keit — als ich leise, bisweilen wieder einhaltende Schritte die Treppe heraufkommen hörte, als ob Jemand widerstrebend und unschlüßig heraufwolle. Ein Schrecken lief mir über den Leib, ich wußte nicht warum — doch blieb ich still. Die Thüre wurde sachte und langsam geöffnet — mir schwindelte — ich starrte in die Höhe — und war wie versteinert — meine Tochter Agnes stand vor mir.

III.

Ja, hochwürdiger Herr! es war meine verlorne, verkommene Tochter Agnes, die da vor mir stand, wenige Spannen von ihrer todten Mutter entfernt. Wäre eine Erscheinung aus der andern Welt vor mich getreten, es hätte mich nicht mehr überraschen — mehr erschrecken können. Wuth, Erbarmen, Entrüstung Mitleid und Verachtung mischten sich mit dem unaussprechlichen Gefühl der unabweisbaren väterlichen Liebe, machten mich stumm — verblüfften mich ganz; wie ein Wirbelwind, so fuhren die widerstreitendsten Empfindungen durch mein betäubtes Hirn. Ich war überwältigt, daß s i e es wagte, sich sehen zu lassen — die sich selbst verstossen — ihre Mutter getödtet — ihrem verwittweten Vater das Herz gebrochen hatte — daß s i e, das lebendige Aergerniß ihrer kleinen Schwester Mary — bei der Leiche ihrer Mutter zu erscheinen wagte, die sie durch ihr Weglaufen vom Hause und ihr darauffolgendes schreckliches Betragen getödtet hatte.

Barmherziger Gott! ich zittere noch über die schrecklichen Gedanken, die in meinem stürmenden Geist

um die Oberherrschaft rangen, im Augenblicke der innersten Wuth und Ueberraschung, als ich die schuldige Elende erblickte, die doch noch meine Tochter war. Verpestete sie nicht die heilige Luft dieses traurigen Hauses durch ihre Gegenwart? -- sie, welche ich noch vor zehn Nächten in den Straßen lästernd gehört hatte, zum Abscheu jedes ehrbaren Menschen, der vorüberging. Ich hatte ihr fluchen wollen, aber es fehlten mir die Worte, es war in meiner Kehle, als ob ich ersticken sollte. Ich hätte sie mit Fußtritten auf die Gasse jagen mögen, aber die Füße schienen mir am Fleck angewurzelt — so groß war der Widerstreit der Gefühle für all die tiefen Wunden, die sie mir und den Meinen geschlagen hatte. Scharf, wie ein Dolchstoß, fuhr es in mein Herz, daß meine Helene, mein angebetetes Weib, entseelt nebenan lag, und so zu sagen getödtet durch die fürchterliche Aufführung des jungen, herzlosen Geschöpfes, das vor mir stand.

Hochwürdiger Herr! diese schrecklichen, verrucht unmenschlichen Gedanken wirbelten wie eine Windsbraut durch mein stürmendes Hirn — aber Gott sei gelobt! — sie dauerten nicht länger. Dieser unchristliche Sturm wüthete nicht den zehnten Theil so lange als ich brauche um Ihnen davon zu erzählen. Es war eine schwere Versuchung, aber die Gnade des Allmächtigen kam mir und ihr schnell zu Hilfe. Mein Blick zerstörte alle Hoffnungen des armen Dinges. Sie warf sich zu Boden — ein Winseln, ähnlicher dem Heulen eines verwundeten Thieres als der Stimme

eines menschlichen Wesens, traf mein Ohr und löste jede Faser der Rache in meinem Herzen. Auf Händen und Füßen kroch sie zu mir, bis sie ganz nahe kam, wo ich wie im Bann versteinert stand — ihr Haupt hing herab, sie schluchzte und keuchte, die Thränen netzten den Boden und zeigten den Weg, den sie gemacht hatte. War es wirklich die Reue? Der Gedanke machte mich frieren, erschütterte mich, machte mich verrückt. Sollte so ein erbärmliches Ding, wie diese kriechende Schlange da vor mir, Reue haben? Gott verzeihe mir! In demselben Augenblicke fühlte ich die Unwahrheit dieses Satzes. Ein schrecklicher Fluch stieg wieder in meinem Herzen auf und ich hätte ihn auch ausgesprochen, wäre mein Erstaunen nicht so lähmend gewesen. Von Zoll zu Zoll kroch sie und stöhnte, ihr Haupt war niedergebeugt, ihre Thränen netzten den Boden. Sie hätten noch so bitter, heiß und reichlich sein können — sie bewegten mich nicht. Ich sprach kein Wort, unmerklich ging ich zurück bis mein Rücken die Wand berührte. Doch die schreckliche Erscheinung folgte mir, schluchzend, weinend, stöhnend. Ich hätte schreien mögen, so groß war mein Seelenkampf und mein Abscheu, aber die Zunge klebte mir am Gaumen.

Der Zauber wurde gelöst durch das einzige Wort: „Vater.“ Dieses Wort, welches ich von ihr niemals mehr zu hören erwartete, erweichte und besiegte plötzlich mein Herz. Ich beugte mich nieder — hob sie auf — ein Flor ging über meine Augen — ich fühlte, wie sie mir in die offenen Arme sank, aber ich konnte

sie keinen Augenblick sehen, noch vermochte ich zu begreifen, was vorgegangen war.

Endlich glitt ein warmes und heiliges Pochen durch meinen Körper, wiederholt küßte ich das hinabgesunkene Haupt meines Kindes — und bemerkte erst, daß sie ohnmächtig war. Ohne sie aus den Armen zu lassen, besprengte ich ihr leichenblasses Gesicht mit Wasser, bis sie zu sich kam.

„Mein Vater — mein Vater!" hauchte sie leise und traurig.

„„Mein Kind, meine Agnes — versetzte ich — bist du reuig? willst du wieder zurück zu deinem Gott?""

„Ich will -- ich will's, Vater, wenn Er mir das Leben gibt — wenn Er mir die Gnade dazu verleiht."

„„Agnes, ich verzeihe dir! — war meine entzückte Antwort. Komm wieder an mein Herz — die Vergangenheit sei vergessen!""

Lange blieb sie weinend in meinen schützenden Armen. Mein ganzer, langgehegter Zorn verging in die Luft. Der Gedanke, daß Christus auch der Maria Magdalena verziehen und vergeben, überwand in meinem weichgewordenen Herzen siegreich. Wie hätte ich diese arme weinende Creatur, mein eigenes zerknirschtes Kind, das mir nun so unendlich theuer war, wie hätte ich dieses verstossen können? Ich gestehe Ihnen, Hochwürden! daß ich nun noch mehr Zärtlichkeit und Liebe für sie hatte als in den Tagen ihrer Unschuld. Mein Herz verlangte nach ihr, wie das des guten Vaters in der herrlichen Parabel vom verlornen Sohn.

„„Blicke auf mein Kind und schau, ob dir dein armer Vater nicht ganz aus Herzensgrund verzeiht!““

Sie hob das Haupt ein wenig — es fiel unschlüssig auf meine Brust — hob es wieder und blickte mir furchtsam, thränenvoll ins Gesicht. O gnädiger Gott! Wie war das arme Gesicht verändert! Keine häßliche Schminke, sondern Todtenblässe — nicht der buhlerische Glanz blitzte in ihren Augen — sie waren matt und tiefliegend von den Thränen, die sie für ihre vielen Vergehen vergossen hatte. Kein sündiges Wort kam von ihren bleichen Lippen — sie waren geschlossen — geschlossen mit dem wahren Ausdruck inniger Reue über die Vergangenheit. Von ihrer früheren Schönheit war kaum eine Spur verblieben — so abgemagert, so leidgebeugt und elend war ihr Anblick, daß meine Thränen mit ihr fast um die Wette floßen. Aber es waren Thränen der himmlischen Freude — freilich auch mit vielem Jammer vermischt. Ich hatte mein Kind gefunden, welches verloren und wieder gefunden war — welches todt war durch die Sünde, welches aber, wie ich zuversichtlich hoffte, durch die mächtige Hilfe ihres Glaubens — durch Gottes unbegrenzte und allversöhnende Gnade bald wieder dem wahren Leben gewonnen sein sollte. Und augenblicklich empfand ich den Lohn dafür, daß ich meine Aufregung verläugnet und meiner verirrten Tochter verziehen: Der Tod meiner Frau — meine vergangenen Leiden — meine frühere und gegenwärtige Armuth — und das noch möglicher Weise kommende Elend — Alles war vergessen als ich mein reuiges Kind wie-

derholt umarmte und ihrer schwachen Hoffnung auf Verzeihung und Versöhnung ihres beleidigten aber allbarmherzigen Gottes zusprach.

Sie drückte ihre Wange an mich und frug leise — „Wo ist die Mutter?"

Ich starrte, wie von einer Natter gestochen. Die kurze Frage warf mich wieder in mein Elend. Ich wand mich, schrie, wendete mich von meiner armseligen Tochter und hätte — als wenn der Teufel sein Spiel mit mir triebe — ihr das Leben ausblasen mögen. Aber Gottes Gnade kam mir wieder gleich zu Hilfe, ich erinnerte mich der Worte des Psalmisten: „Ich will Barmherzigkeit und keine Opfer" — und Gott sei gelobt — ich opferte meinen Groll und zwar für immer.

Also hob ich mein geängstigtes Kind wieder auf, beruhigte sie, nannte sie bei den besten Namen — bereitete sie vor — der Himmel weiß wie, ich nicht — doch ich erhielt wieder Worte in diesem schrecklichen Moment, sie auf die Todesnachricht und den Anblick ihrer todten Mutter gefaßt zu machen.

Nach langem heißen Weinen, das, wie ich glaube, ihr Herz immer näher zu Gott brachte, führte ich sie in das Zimmer der Todten.

Ich kann Ihnen, hochwürdiger Herr! nun nicht sagen, was darinnen geschah zwischen meinem Kind und mir, als wir auf den Knieen lagen und neben der Todten beteten und weinten. Manche Stunde mochte vergangen sein in diesem äußerst traurigen aber läuternden Verkehr — im Gebete für die theuere, selig

Verstorbene — im Gebet um Verzeihung, wenn wir sie nicht genug geliebt, wenn wir unsere Pflicht nicht erfüllt gegen diejenige, deren Geist entflohen war und deren Hülle kalt und stumm vor uns lag im Leichengewand. Gott erhörte sicherlich das Gebet meines Kindes — ich denke auch das meine. Wir erhoben uns. „Vater — sagte die Arme — Vater, darf ich meine theuere Mutter küssen?"

„„Thu' es, mein Kind,"" antwortete ich.

In demselben Augenblicke, wo ich meine Zustimmung dazu gegeben hatte, warf sie sich über den Leichnam und mit mitleiderregenden, herzzerreißenden Worten der Erniedrigung und Selbstanklage umarmte sie die leblosen Reste ihrer verblichenen Mutter und beweinte ihre eigene verruchte Undankbarkeit gegen sie, ihren Fall, und daß sie in der Tugend nicht derjenigen nachgefolgt, deren todte und kalte Arme sie umfaßte.

Ich brachte sie kaum mehr von der Leiche. Die Arme wäre vielleicht hier gerne gestorben — die Lebende mit der Todten — aber sie mußte sich erst mit dem Himmel versöhnen. Sie ging und folgte mir in das nächste Zimmer.

Wir saßen nieder. Ich legte meine Wange an die ihre, schlang meinen Arm um ihren bebenden Leib und bat sie so, mir Alles zu erzählen: Ich war ihr Vater — mochte geschehen sein, was da wolle, ich hatte ihr aus innerstem Herzen Alles verziehen.

„Vater — sagte sie — ich will dir Alles erzählen, nichts verschweigen von dem, was mein Unglück herbei-

führte oder Trauriges nach sich zog, denn ich fühle, daß meine Tage, vielleicht schon meine Stunden gezählt sind und daß ich meine engelgleiche Mutter nicht lange überleben werde."

„Du weißt noch jene traurige Nacht, Vater! in der ich Euch verließ. Ich war damals fest entschlossen, Euch Alles zu gestehen — mich ganz auf Euere Gnade und Vergebung zu verlassen. O hätte ich's gethan! wie viel Schuld und Elend hätte ich nachmals erspart! Vater! — drei Monate zuvor wurde ich verdorben, verderbt an Leib und Seele. Mein Verführer ist nun gestorben — solch ein verlornes Geschöpf, wie ich bin, darf keine Verwünschungen auf ihn häufen; — wie ich hoffe, daß mir vergeben werde, so habe ich ihm verziehen. Vater, glaube mir, mein Fall war nicht vorher überlegt. Er war ein junger Herr von guter Familie in der Nachbarschaft, er versprach mich zu heirathen — ich vertraute auf seine Schwüre und Betheuerungen, und in einem Augenblicke der Schwäche und Bethörung geschah das Unglück. Vater, nachdem dieses geschehen war, wagte ich nicht mehr, Dir in das Gesicht zu schauen. Doch mein Verbrechen war noch nicht zu Ende. Ich ging zur Beicht, aber ein überwältigendes Gefühl von Furcht und Scham hielt mich ab, die große Sünde zu bekennen. Ich schaudere noch, wenn ich an die Gefühle denke, als mir der Beichtvater die Absolution ertheilte und ich wissentlich ein Sacrilegium beging. Von dem Tag an und Monate hindurch begann ein innerer Kampf, den ich nicht schildern noch beschreiben kann. Meine Seele schien mit Sünden

gesättigt, mein Herz von Gewissensbissen zerfressen. Der mir das Unrecht angethan hatte, war nach London gereist. Er schrieb mir mehrmals, bat mich, zu ihm zu kommen, er wolle mich zum Weibe nehmen. Ich glaubte ihm. O daß ich Euch vertraut hätte! Als mich meine Mutter küßte, glaubte ich, es müsse Blasen ziehen auf meiner Stirne, so unwerth ihrer Güte und Liebe fühlte ich mich. Ich hatte mir gottlos in den Kopf gesetzt, auf jede Gefahr hin zu ihm zu gehen. Einer seiner Freunde wartete auf mich mit einem Wägelchen, zwei Meilen von der Stadt auf einem Seitenwege. Er brachte einen Mantel und einige Kleider, die mich ganz unkenntlich machten. Zwei Stunden fuhren wir durchs Land, dann brachte er mich auf die Post, als sie vorbeiging. In der Stadt wurde ich von meinem Verräther empfangen und bei seiner Hausfrau als seine Frau eingeführt; durch seine grausame Sophisterei brachte er mich dazu, mit ihm zu leben bis er seines Oheims Einwilligung zur Heirath erhalten hätte. Wie thöricht, wie beklagenswerth thöricht war ich, ihm zu glauben; durch meine eigene That zog ich mir selbst die Strafe aufs Haupt. Er wurde meiner bald überdrüssig — überlieferte mich einem seiner liederlichen Freunde — denn er schien nur solche zu haben. Eine Zeit lang lebte ich in sündiger Pracht, doch nagte die schrecklichste Qual an meinem verwundeten Herzen. Ich konnte die schreckliche Stimme des Gewissens nicht betäuben, welche Tag und Nacht mich verfolgte; ich versuchte sie mit Wein zu ertränken, aber wenn der Rausch vorüber war, kam meine Verzweiflung,

und meine Qual war schwärzer und unerträglicher als zuvor. Vater! ich wurde eine Säuferin und fiel schnell von einer Stufe der Sünde und des Verbrechens zur anderen, jede immer schrecklicher, bis ich so herunter kam, wie Du mich vor zehn Nächten am Strande gefunden. Theuerer Vater, Du wirst mich vielleicht bemitleiden, wenn Du Alles wüßtest, was ich erduldet habe; doch ich verdiente es nicht anders. Die bösen Geister der Hölle sind gewiß nicht schlimmer als diese elenden Menschen, mit denen ich verkehren mußte, und ihre Grausamkeit und Bosheit gewiß nicht ärger, als die ich zu erdulden hatte. O! wenn jedes brave Mädchen wüßte, was das wäre — sie würde sich mit ihrer Schönheit und ihrem Putz nie überheben. Vater! als Du mich am Strande sahst, als Dein Ruf „Agnes" mir schrecklich in's Ohr drang, da kannte ich Dich, obwohl berauscht, augenblicklich, obgleich Du sehr, sehr verändert warst. Ich glaube, ich war die ganze folgende Nacht über rasend. Man sagte mir, ich hätte öfters Versuche gemacht, mich umzubringen. Die nächste Nacht versuchte ich es wieder. Ich fühlte, daß ich für die Hölle bestimmt sei, und daß ich je früher desto besser dahin gelangte. Dort, dachte ich, könne ich selbst nicht mehr erdulden, als ich hier ertragen. Durch äußere Ruhe täuschte ich die jüdische Hexe, welche das Hotel besaß. Sie ließ mich ausgehen. Ich eilte auf die Waterloo-Brücke, sprang auf's Geländer und stürzte mich kopfüber in die Themse. Im Augenblicke des Fallens hätte ich mehr als die ganze Welt gegeben, die That nicht begangen zu haben. Aber es war zu

spät. Noch vor ich das Wasser erreichte, war alles Bewußtsein weg. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich zu Bett in einem kleinen Wirthshaus nächst dem Ufer. Ein guter Fischer war in seinen Kahn gesprungen, als er hörte, daß ein Weib von der Brücke gestürzt. Es war Mondlicht, er sah mich hundert Ellen vor sich schwimmen und rettete mich glücklich mit großer Mühe. O Vater! wo wäre nun meine Seele, wenn ich damals gestorben? Am nächsten Tage brachte man mich vor den Magistrat. Gerne versprach ich, meine verzweiflungsvolle That nicht mehr zu wiederholen und da ich ein großes Verlangen äußerte, mein erbärmliches Leben zu ändern, so gab mir der gute Magistrat einen halben Souveraind'or um zu leben, bis ich mir Arbeit verschafft hätte. Mein einziges Bestreben war, Eueren Aufenthalt zu erfahren, aber es glückte nicht, bis ich heute Abend einen jener Leute fand, die Dich in den Chemiker-Laden gebracht und nach Hause begleitet hatten. Er wies mich hieher. Ich flog, so schnell mich die matten Glieder trugen. Aber als ich an die Thüre kam, setzte ich mich nieder und weinte bitterlich — es waren seit vielen vielen Tagen die ersten Thränen. Sie thaten mir gut und erleichterten mein überladenes Herz. Die Hausthüre war glücklicherweise offen. Endlich bat ich Gott um Kraft und Muth, um Dir und der Mutter unter die Augen zu treten — es war das erste Gebet, seit ich Euch verlassen. Es schien mir bisweilen, als wenn mich Etwas triebe, heraufzugehen und in's Zimmer zu sehen. Vater, das Uebrige weißt Du — setzte mein armes Kind hinzu

und warf sich wieder zu meinen Füßen — sage mir nochmals, daß Du mir vergeben!"

Ich versicherte sie wiederholt, daß ich ihr aus Herzensgrund verzeihe und ihr nie etwas vom Vergangenen vorwerfen wolle. Ich fügte kein einziges böses Wort hinzu, denn ich gedachte der schönen Worte der heil. Schrift: „Das gebeugte Rohr sollst du nicht brechen, den glimmenden Docht sollst du nicht auslöschen."

Am folgenden Tage, Herr! begrub ich mein theueres Weib. Die arme Agnes war beim Begräbniß und führte die kleine Marie weinend an der Hand. Agnes aber überlebte ihre Mutter nicht lange, sie starb, denke ich, als ein Muster wahrer Reue. Gott stand ihr mit seiner Gnade wunderbar bei in ihren letzten Augenblicken, und ich hoffe, daß die Seele meines Kindes in Frieden ist. Und ich, Herr! habe mich seither bei meiner schwachen Gesundheit täglich mit schwerer Arbeit geplagt — es ging erbärmlich, so daß ich eine Zeit lang vom Armengeld lebte. So lange ich mich noch zur Kirche schleppen konnte, stärkte ich mich für mein bevorstehendes Ende durch die Tröstungen der Religion und betete in den heiligen Mauern für die Ruhe der Seele meiner Agnes. Da haben Sie nun, Herr, die Erzählung meines Jammers gehört — aber habe ich nicht Grund genug, Gott zu danken für seine unbegrenzte Güte gegen mich und die Meinen?

* * *

Der gute Mann starb am folgenden Tage. Ich blieb bei ihm, bis er schön wie ein treuer und glaubensvoller Diener Gottes verschied.

Die gute Wittwe nahm die kleine Mary an. Doch wurde sie bald ihrer Sorge enthoben. Ein Oheim, welcher vor vielen Jahren nach Amerika ausgewandert war, kam nach London in Geschäften. Durch einen der seltsamen Zufälle im Leben — wie man das im gewöhnlichen Sprachgebrauch gedankenlos zu sagen pflegt — oder durch Gottes weise Fügung, fand er seine verwaiste Nichte. Er belohnte die alte Kitty Moloney sehr reichlich für ihre Liebe und mütterliche Sorge um das Kind und die kleine Mary ist nun auf einem reichen Farm im schönsten und gesundesten Theile von Ober-Canada.

XII.

Der verlassene Arme.

Bei meinen vielen Krankenbesuchen werde ich stets von der sanftmüthigen, klaglosen Geduld und der völligen Ergebenheit in Gottes Willen erbaut, womit meine armen leidenden Beichtkinder das Loos ihrer Prüfungen ertragen. Wenn Shylock mit poetischer Licens in Shakspeare's unsterblichen Zeilen ausruft:

„Dulden ist das Erbtheil unseres Stammes!“

so kann der arme verlassene Katholik Londons in feierlicher Wahrheit verkünden, daß er dieselbe erbärmliche Erbschaft theile. Er ist von dem Protestanten oder was immer für eine religiöse Genossenschaft es sein mag, ganz und gar verschieden. Die starkzähligen Anglicaner und die dissentirenden Besuchs-Comitees suchen eifrig und unaufhörlich ihre bekümmerten Brüder und Schwestern auf. Sie gebieten über ausgedehnte Mittel um die drückenden Leiden, Armuth und Krankheit zu mildern und so wirken sie — zu ihrem Lobe sei es gesagt — wenn sie ihre Hilfsleistungen auf die Mitglieder ihres eigenen speciellen Bekenntnisses begrenzen, außerordentlich viel Gutes. Aber das Verlangen nach Proselyten führt sie gewöhnlich vom Wege

ab. In den schmutzigen Höfen und kothigen Gäßchen, wo die Armen sich sammeln, stoßen sie im Ueberfluß auf irische Katholiken. Sie packen die armen Irländer mit schmerzlichen Versuchungen an. Kohlen-Billete, Brod-Billete, das blanke Geld auf der Hand, Erziehung und Kleidung für ihre halbnackten Kinder, bilden die Leiter der Versuchung für die armen verlassenen Geschöpfe, keine geringere Versuchung, als ehedem der Versucher unseren Voreltern im Paradiese bot. „Laßt mich mit Euch nur beten — laßt mich Euch in den ewigen Wahrheiten des Evangeliums unterrichten — sendet Euere Kinder nur in die protestantische Schule, und wir wollen Euch der Sorgen entheben. Ihr sollt keinen Mangel mehr leiden.“ Denkt Euch! so salbungsvolle, fast unwiderstehliche Anerbieten an eine arme kranke Mutter, die hungernde, zerlumpte Kinder hat, die nach Nahrung schreien! Und doch gewinnt der Glaube, der in ihnen ist, fast überall die Oberhand. „O Vater! (sie haben mir das oft vorgezählt) ich wollte lieber den Tod erleiden, als von meinem Glauben lassen; wenn ich aber der Kinder gedachte, so wurde die Versuchung schrecklich! Aber — Gott sei gelobt! ich hielt sie standhaft aus, wenn ich bedachte, welche große Sünde es wäre, das glückliche Bekenntniß der Kirche zu verlassen und das als falsch Erkannte anzunehmen.“ — Arme Dinger! sie wissen, daß es Trug ist, sie fühlen, daß es Unrecht ist, aber sie können ihre Religion den hohen Rednern gegenüber nicht vertheidigen. Ich fand neulich in einer Dachstube ein starkes, irisches Fischerweib, die seit langer Zeit

mein Beichtkind war, an ihrem Kaminwinkel sitzend, die kurze Pfeife im Mund, in einem hitzigen und ernsten Disput mit einem schwarz gekleideten Herrn des anglicanischen Besuchs-Comitee begriffen. Die Alte war offenbar im Vortheil, denn als ich ihn über seine unbefugte Aufdringlichkeit zur Rede stellte, versicherte er mir, es sei ja nichts Uebles daraus erfolgt, denn die alte Biddy M'Gallaghan vertheidigte ihre Religion gut und wollte seinen Bitten und Ermahnungen kein Gehör geben.

Aber bisweilen hat die Versuchung doch Erfolg. Man hat der kranken Frau Erleichterung geschafft und das meist mehr als hinreichend; ihre Kinder sind gut gekleidet und werden in eine benachbarte Distriktsschule geschickt und ihr Mann wird zu baldiger Beschäftigung empfohlen. Armer Paddy! sein Weib und seine sieben pausbackigen Kinder werden augenblicklich eingetragen in die Bücher der anglikanischen Bekehrung. In außerordentlichen Fällen treten bisweilen einige unglückliche Wichte ihr Gewissen so weit mit Füßen, daß sie dem protestantischen Gottesdienst beiwohnen und der äußerlichen Form nach mitmachen. Wenn aber ihre Judas-Bestechung aufhört, so endet auch ihre vorgebliche Bekehrung. Das sind glücklicher Weise seltene und außerordentliche Fälle. — Ueber alles Lob erhaben sind die irischen Armen, ihre Treue ist bewunderungswürdig, zumal in Anbetracht der schwersten Versuchungen, von denen sie umgeben sind. Sein Glaube — das ist das Letzte auf Erden, was ein irischer Katholik verläßt. Er mag bis zur niedrigsten

Tiefe der Verkommenheit fallen, aber der Glaube scheint noch immer in den traurigen Abgrund seines armen sündigen Herzens hinein und flimmert, wenn alles Andere verloren gegangen; kommt nun glücklicher Weise der Zunder der Zerknirschung dazu, so bewegt ihn der noch immer bestehende Glaube zu einer glorreichen Reue und aufrichtigen Besserung des Lebens.

Gar oftmals habe ich mich im Herzen betrübt, wenn ich die außerordentlichen Entbehrungen der armen Katholiken gewahrte und dazu die vielen grausamen Fallstricke, die sie umgeben; oftmals habe ich gewünscht, daß die einflußreichen Katholiken Londons sich ein Blatt aus dem Buche ihrer anglicanischen Brüder aneignen möchten. Der Verein des heiligen Vincentius hat viel gethan, aber wie unzureichend sind seine Mittel und wie beschränkt. Auch die barmherzigen Schwestern haben viel gethan in ihrer demüthigen, eifrigen, geräuschlosen Weise! möge der ewige Gott diese englischen Frauen für ihre nützlichen und unermüdlichen Liebes-Dienste gegen die Armen belohnen! Aber die größte Masse der katholischen Armen und besonders die, welche den geringsten Schein von Religion haben, sind gänzlich auf die beschränkten Mittel des Clerus angewiesen, dem überdieß die Hände immer gebunden sind, so willig er auch sein mag. Das habe ich häufig und bitter erfahren. Vergangene Woche besuchte ich sieben Geschöpfe, die mit dem Typhus behaftet waren; ich hatte für den Fahrlohn und den Wechsel der Wäsche zu sorgen, um sie in's Spital zu bringen, überdieß noch die dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten, an

denen gänzlicher Mangel war. Ich besuchte einen armen Zimmermann, welcher sich bei seiner Arbeit ein spitziges Eisen in den Leib gerannt hatte. Er lag drei Tage und Nächte im tiefsten Delirium, jeder Nerv und jede Muskel fieberte und in unwillkührlichen Bewegungen durchfuchtelte er mit Armen und Füßen die Luft. Sein Weib hatte keinen Heller. — Ich besuchte einen armen Maurer, er hatte sich mit Ueberarbeiten erkältet und war bewußtlos geworden! er stürzte aus dem Bett und rannte im Hemd mehrmals auf die Gasse; sein armes Weib kam mit dem Tag- und Nachtwachen herunter, so daß sie ganz ausgehungert aussah, und doch hatte sie ihren letzten Pfennig hergegeben, um eine Schale schlechten Thees für ihren Mann zu bekommen. Ich besuchte einen jungen Mann in dem letzten Stadium der Auszehrung, „den einzigen Sohn seiner Mutter und sie war eine Wittwe," die arm, verlassen und zerrissenen Herzens zärtlich an ihrem sterbenden Sohne hing und ihren letzten Nothpfennig daran wendete, ein Sträußchen Blumen zu kaufen, welche sie auf das Kissen seines sterbenden Hauptes legte. Alle diese machte ich fast glücklich mit einer kleinen Gabe. Ich besuchte in der vergangenen Woche in einem kleinen Hofe, der in die Gray's Inn Straße auslief, eine arme junge Frau, welche mit ihrem Manne jüngst aus Irland herüber gekommen war, von wo sie die traurige Hungersnoth vertrieben hatte. Ihr Mann hatte sich vergeblich um Arbeit beworben, er schämte sich zu betteln. Sie waren in außerordentlicher Noth; er war des Morgens auf das Land gegangen, um Be-

schäftigung im Heumachen zu finden. Ich fand das arme Ding, ihrem Aussehen nach noch ein Kind, in einem erbärmlichen Dachstübchen am Boden auf wenigen Lumpen liegend; Einrichtung war keine da, außer ein kleiner Stuhl. Sie hatte plötzlich ihr erstes Kind bekommen; nachdem der Doctor ihr beigestanden, wurde nach mir geschickt. Sie war schwach und erschöpft. Ich vermuthete, daß sie den Tag über noch keine Nahrung erhalten hatte und es war schon Abends, aber sie dachte nicht an sich selbst, ihre einzige Sorge war ihr Kind; sie bat mich ihr ein wenig Flanell zu verschaffen für das unschuldige Kleine, welches an ihrer Seite schlief. Nie werde ich den Blick der Dankbarkeit vergessen, als ich drei Schillinge in ihre zitternde Hand legte, einen für ihr Kindchen und zwei zu Nahrungsmitteln für sie selbst — es war Alles, was ich hatte, wenig genug — und in einer Extase von Dankbarkeit häufte sie Gebet und Segen auf mein Haupt. Sie hatte kein einzigmal geklagt oder auf ihre Noth angespielt. In einer folgenden Predigt erwähnte ich dieses Falles als eines Beispiels von geduldiger Starkmuth unter den armen Katholiken. Seither haben meine lieben Pfarrkinder sie besucht und mit der größten Menschenliebe für ihre Bedürfnisse Sorge getragen.

Mein lieber Leser, ich hatte bei Abfassung dieser gedrängten Skizze einen Zweck. Der ist: Denke bisweilen an deine verlassenen armen Brüder und Schwestern in Christo, und wenn du zur Kirche gehest, um Gott um Verzeihung deiner Sünden zu bitten und für alle

Gnaden zu danken, so gehe, bevor du weiter wandelst, zur Armenbüchse und laß dich durch ihre stille Ansprache: „Gedenke der Armen!" bewegen, was Du geben kannst, für die Kranken und Verlassenen hineinzulegen. Glaube mir, es lohnt sich wohl durch ein so kleines Opfer die Gebete dieser dankbaren Creaturen zu erwerben. Dadurch wirst du manche Seele für Gott gewinnen. Der arme Sünder ist gerührt und gewonnen, wenn die Liebe sein kummervolles Herz erschließt und ihm beweist, daß sie nicht dem Namen nach, sondern wirklich und in der That existirt. Dann, nur dann horcht er auf die rettende Stimme der Religion und folgt ihr. Heil dem Geber! Gott verleihe glücklichen Fortgang!

XIII.

Arme Leute.

Es ist gerade eine Aprilnacht im Jahre des Heiles 1849. Es war heute nicht nur ein ächter Apriltag an dem nach seinem wechselbalgartigen Charakter Regen und Sonnenschein wie Lächeln und Weinen aufeinander folgt — sondern es war ein Tag von unversöhnlichem und grimmigem Kampf der Elemente. Der Winter hat sein weißes Haupt noch einmal erhoben. Hagel und Schneegestöber trieben um die Wette ihr Spiel, eiskalter Regen fiel strichweise inzwischen, dazu heulte der Wind tagsüber und mit dem nächtlichen Dunkel hat der Kampf der Elemente noch zugenommen. Ziegel und Schornsteine fliegen von der Höhe herab und stürzen mit lautem Gepolter auf das widerhallende Pflaster und die wenigen ängstlichen Fußgänger in den Gassen biegen sich, wenn sie so dahin wanken in dem vergeblichen Bemühen der Wuth der fegenden Windstöße auszukommen.

Die kleinen Handelsleute, die ihren Kram auf Clare Markt haben, sind lange schon, einer nach dem anderen verschwunden. Der trompetenzüngige Ausschreier der „lebendige Makarelen 2c." ist mit seinem zweifelhaft frischen Packe weiter gegangen. Der „ge=

bratene Kartoffel-Mann" hat mit der stürmischen Nacht seine Rechnung geschlossen, der leidige Regen löschte unbarmherzig das Feuer seiner tragbaren Dampfmaschine; mit einer schweren Fülle von Ausdrücken, die der klassischen Nachbarschaft ganz entsprechen, hat er seinen unzähmbaren Verdruß über das plötzliche Erlöschen des in dieser Nacht gehofften Gewinnes ausgedrückt. Auch die stämmigen, männlich ausschauenden Weiber mit ihren zahllosen Gemüseständen — mit Zwiebeln, Rettigen, Salat, Kohlrabi, Brunnenkreß, Selerie und Petersilie von ganz verdächtiger Qualität, die mit der Mutter Erde kaum Bekanntschaft gemacht haben mag — zogen sich zurück, entweder im Schnapsladen ihren kleinen Gewinn zu verzehren und einen Schluck Erwärmendes einzuschlürfen, oder nach Hause in ihre elenden Hütten im Clemensgäßchen und in die kaum ellenbreiten Höfe in dessen schmutziger Nachbarschaft zu gehen. Die Unzahl von Wirthshäusern in der nächsten Nachbarschaft dieses alten Marktes sind mit lärmenden, ausschweifenden und betrunkenen Gästen gefüllt: Die stürmische Nacht ist ein Gottessegen für die dicken Fettgesichter der Wirthe. Fast an jedem dieser Stapelplätze der Liederlichkeit gibt es nächtliche Concerte. Jungens, die wie Menschenfresser oder Vogelscheuchen aussehen, mit Lampenruß geschwärzten Gesichtern, mit afrikanischen Guitaren und ohrzerreißenden Tamborins spielen zum erbärmlichen Vergnügen Neger-Melodien und äthiopische Serenaden. Der in seiner Liebe unglückliche Sambo, die Schmerzen der trostlosen Juno und das unglückliche Schicksal des flüchtigen

Jupiter erregen die thränengerührte Theilnahme der diesem sauberen Lokal ganz angemessenen Zuhörerschaft, gegen deren weitere Bezeichnung unsere Feder sich sträubt. Aus den vielen Libationen des „Kalt draußen“*) entstehen häufig ganz erbauliche Faustkampf-Productionen. Die halbbetrunkene Versammlung kämpft abwechselnd und schüttelt sich die Hände, wenn die leeren Gläser weggenommen sind und ein neuer Vorrath des vitriolhaltigen Branntweins auf den schmutzigen Tischen steht. Bulldoggen und Dachshunde von jeder Raçe und Farbe liegen unter den Stühlen ihrer Herren, schauen sich mit funkelnden Augen an, fletschen die weißen Zähne und knurren heftig, wenn die Schlägerei zunimmt, und werden nur durch einige wohlangewendete Fußtritte, die sie wieder auf den sandigen Boden strecken, von einem allgemeinen Angriff auf die Kämpfenden zurückgehalten. Das Singen und der rohgejauchzte Chorus schallt durch die festverschlossenen Fenster dieser Höhle, und stimmt wie ein Choral in das Heulen des Sturmes ein. Sobald nun wieder Einer durchnäßt ankommt und den nassen Schnee vom tropfenden Hut schüttelt und seine starren Finger und Füsse gegen das lodernde Feuer hält, so gibt das einen neuen Grund die festliche Scene zu verlängern und die bachantischen Orgien zu erneuern — zum Trutz der armen Weiber und kranken Kinder, die zu Hause hungern**)!

---

*) Eine beliebte Schnapssorte.

**) Zur Vervollständigung dieser Schilderungen oder um von dem ganzen Sachbestande der englischen Demoralisation erst

Als ich im Vorübergehen heute Nacht diese Scenen einer traurigen Lustigkeit gewahrte, mußte ich unwillkührlich ein Stoßgebet zum Himmel senden für die vielen armen Kinder Gottes, die nun verlassen in den Straßen dieser großen Stadt herumstreifen. Gott stehe den obdachlosen Wanderern in dieser schrecklichen, tödtlichen Nacht bei! Ohne Geld, trostlos, verzweifelnd und schwach, dazu erfroren und hungerig müssen sie weiter ziehen, um vergeblich ein Obdach und warmes Feuer zu suchen, wo sie sich trocknen und mit Lebensmitteln die erschöpften, müden Kräfte stärken könnten! Wie muß ihr trüber, trostloser Blick, durch das helle Gaslicht dieser Schnapspaläste angezogen, sie noch mehr schmerzen, wie muß ihr bekümmertes Herz berührt werden von den Liedern des schwelgerischen Bachanals, die heute Nacht an mein Ohr schlugen:

„Wir gehen nimmer heim
Bis daß der Tag am Himmel scheint!"

Heim! Welch' ein Wort für einen Heimathlosen! Welch' schmerzlicher Gedanke für einen barfußgehenden Unglücklichen, durch dessen siebartigen Lumpen der tobende Sturm sich bohrt, der keinen Freund hat als Gott allein — und dessen Feind der harte Hunger ist und die bittere Noth! Welch' ein

---

ein ergiebiges Bild zu bekommen, lese man doch: Gaslight and Daylight; with some London Scenes they shine upon. By George Augustus Sala. London, Chapmann and Hall. Berlin, Asher and C. 1859. Unter dem „Tages- und Gaslicht" von G. A. Sala sieht London wie die kolossalste, brillanteste und erschütterndste Tragödie aus.

Anblick für ihn, wenn er stundenlang um die Garküche streicht und seine kalte Nase an den dämpfigen Scheiben reibt, hinter denen der verlockende Vorrath von schweinernen Rostbraten, saftigen Lenden, guten Fleischschnitten, prächtigen Hammelskeulen und schöngefüllter Kalbsbrust zu sehen ist. Er widersteht kräftig, trotzdem daß er vor Entkräftung umsinken möchte, den Angriffen, welche stacklige Buben auf seine Zehen machen, die sich um ihn sammeln, um genau einen prächtigen Weinbeeren-Pudding zu examiniren — und die sorgfältig gucken, auf welcher Seite die besten, mit Weinbeerl am meisten versehenen Stücke seien, die sie für ihre schon in der Tasche brennende Münze bekommen möchten. Er, der Arme, ist nicht so glücklich, einen Pfennig auszugeben. Er hat den ganzen Tag über gefastet; sein einziger Trost ist, die ausgestellten Leckerbissen anzuschauen und zu speculiren, welchen von den saftigen Schlegeln er wählen würde — doch wird ihm nichts als der elende Ersatz, den dichten Dampf von Gebratenem und Gesottenem, der von der Küche herausströmt, einzusaugen! —

Ich sah heute Nacht Einen dieser Parias so beschäftigt, der seine Hände krampfhaft auf dem Rücken hielt. Die Versuchung war unwiderstehlich. Leise schob ich ihm einen Schilling in seine kalten nassen Finger. Er drehte sich schnell um, aber ich war schon weg. Lebhaft betrachtete er das Geld, jede Falte seines Gesichtes erheiterte sich, er nahm das Stück zwischen die Zähne — es war ächt! mit offenen Armen eilte er in die für einen Hungerigen herrliche Speiseanstalt.

Ich hatte einen ausgehungerten armen Menschen für diese Nacht glücklich gemacht.

Doch diese, welche keine Unterstützung finden, die so vom Hunger gequält werden, die manchen Tag lang todtmüde zu Fuß laufen müssen, die keinen Freund in der Welt haben, um dessen Hilfe anzuflehen — wie muß jeder gesunde Gedanke aus ihrer Seele ausgetrieben werden in so einer Nacht, wie diese ist, wenn sie weiter schwanken, um vergeblich nach Nahrung, Obdach und Ruhe für ihre schmerzenden Glieder zu suchen. Gedenkt an jene Familie im verwunschenen Schloß Alt-Grange *), sie mochte solche trostlose Wege in zahlloser Fülle gewandert haben! — Wenn sie in einem anständigen Thorweg niedersinken und da Schutz suchen für ihren ermüdeten, vom Wind ausgeblasenen Leib, so jagt sie die gebieterische Stimme des Polizeidieners wieder fort auf hoffnungslose Wanderschaft. Finden sie dann nach vielem Fragen den Weg zur Union — oft ein langer, mühseliger Gang für schwache, hungernde Leute — so werden sie vom gestrengen Cerberus am Gitter mit der barschen Abweisung empfangen: „Hier ist nicht erlaubt zu betteln — wir haben schon gesteckt voll und keinen Raum mehr für Landstreicher, wie ihr seid.“ Die eisenbeschlagene Pforte wird ihnen vor der Nase zugeschlagen und der aufgebrachte Pförtner zieht sich mit seiner Pfeife ans Feuer zurück, um weise Betrachtungen anzustellen über diese „irländischen Tröpfe“, die ihm Tag

*) Vergleiche unsere IV. Erzählung.

und Nacht keine Ruhe lassen. Und der geschmähte Arme, der die geringsten Mittel sucht, sein klägliches Leben zu fristen, wendet sich von diesem Spital der Noth (das sind die kalten Stellvertreter der katholischen Klöster, wo in den Tagen der Glaubenseinheit Arme und Reiche mit der gastlichsten Freundlichkeit gleiche Aufnahme fanden) um freundlichere und wärmere Herzen zu suchen, die ihn vom Hungertod retten möchten. Er wendet seine klägliche Bitte an einen wohlgekleideten Herrn, welcher vielleicht von einer vergnügten Abendunterhaltung kommt, wo Musik und rosige Weine im Ueberfluß waren und er sich auf's höchste amusirte. Vergeblich ist es, daß sein „Ich bin am Sterben — um Gottes Willen, helfen Sie mir!“ — an sein fröhliches, jetzt theilnahmsloses Ohr dringt, welchem noch die entzückenden Töne von Donizetti oder Rosini nachklingen. Ein Ellenbogenstoß und ein ungeduldiges Achselzucken des Feingekleideten zeigt von seinem Widerwillen, daß seine Erinnerungen an die Herrlichkeiten des vergangenen Abends solch ein impertinenter Kerl unterbrochen habe. „Geben Sie mir Herr! um Gottes Willen! helfen sie mir, ich bin am Sterben!“ tönt es wieder an sein aufgeregtes Ohr. Er hätte den Bittsteller und dessen Ansprache mit einer kleinen Gabe abfertigen können, aber seine glaçe-behandschuhten Finger steckten zu warm in seinem Mantel um es zu wagen, sie feucht zu machen, wenn er dem gemeinen miserablen Bettler, der ihn verfolgte, einen Kreuzer gäbe. So verdoppelt er seine kräftigen Schritte und eilt heim an seinen warmen, bequemen und kost-

baren Kamin und tröstet sein halbbenebeltes Gewissen mit einem überflüßigen Glas Grog und dem alltäglichen Einfall, daß die Armensteuer weit hinreiche, den Ansprüchen aller dieser Vagabunden zu genügen. Bei seinem zweiten Glas, das er hinabgießt, während er seine gute luftdichte Schlafmütze aufsetzt, läßt er seine Entrüstung tapfer los und kommt in zornigen Fluß über die Narrheit und Undankbarkeit des Armen, der lieber sterben will, anstatt in eine so ansehnliche und wohlgeordnete Armenanstalt zu gehen. Ach! der gute Mann hat keine Ahnung, wie viele sich schon gemeldet haben und zurückgewiesen wurden, weil es dort keinen Platz mehr gibt!

Und wenn so abgewiesen von Einem, den Gott großmüthig ausgestattet hat, der müde, matte Arme sich weiter schleppt, halbgeblendet vom Schneefall und fast gleichgültig gegen das Leben — er wäre sicherlich versucht, die Hand an sich zu legen und sein Elend in den dunkel fließenden Wassern der nahen Themse zu beenden, hielte ihn nicht der in seinem trostlosen Herzen noch matt flackernde Gedanke zurück, daß es vielleicht doch Gottes heiliger Wille, und daß es besser sei, in diesem Leben zu leiden als im anderen drüben. Gott helfe und erbarme sich eines obdach- und heimathlosen Wanderers in solch einer Nacht wie diese! —

Ich für meinen Theil habe viele Stunden in diesem Sturm und in ungewöhnlicher Kälte zugebracht. Bei einer langen Reihe von Krankengängen unter den Aermsten der Armen, unter Sterbenden und Todten hatte ich Gelegenheit genug, die gründ-

lichste Bekanntschaft des Sturmes zu machen. Ich habe dazu noch in den meisten gefährlichen Fällen geistliche und weltliche Hilfe besorgt. Meine eigenen kleinen Sorgen schlug ich gerne in den Wind in Anbetracht von Anderen, die den Kelch der Betrübniß bis zur Neige leerten. Meine eigenen Angelegenheiten, Müdigkeit und Näße sind vergessen, wenn ich wieder das vertrauliche Kapitel von den harten und geduldig ertragenen Leiden der Armen vernahm.

Ich bin nun zu Hause, ruhe traumspinnend in meinem alten Armsessel am Kamin, und habe meine stillen, langerprobten Freunde — meine Bücher — um mich. Ich kann gemüthlich dem sausenden Sturme horchen und einen dankbaren Seufzer zum Himmel senden für die vielen Gnaden, die ich täglich von seiner Hand empfange. Wahrhaftig, ich bin sehr ermüdet von der erschöpfenden Arbeit des vergangenen Tages, durch die ungewöhnlich vermehrte Reihe von Krankengängen, die sich bis in die Stunden dieser stürmischen Nacht erstreckten. Was macht's? Ich habe das Werk meines himmlischen Lehrers gethan. Ich habe nur, und vielleicht schwach und ungenügend, meine Pflicht gethan. Auf dieser Welt trachte ich nicht nach Ruhe, Gott gebe es, daß ich sie im Himmel finden möge. Als ich mein Amt über mich nahm, hatte ich nicht mehr, wie meine früheren Brüder das Martyrthum in gewisser Aussicht; die früheren Qualen des Hängens, der Folter, des Aufschlitzens der Eingeweide sind jetzt vorüber, man wird nicht mehr geviertheilt und geköpft dafür, daß man den armen und sterbenden

Christenmenschen die letzten Sacramente der Kirche spendet. Ich hatte nur den Typhus in der schweren Luft der Sterbezimmer zu riskiren, ich habe nur so manchen schmutzigen Hof durchstöbert, in welchem die armen Irländer aufgestapelt liegen, und wo ich auf's freundlichste, wärmste und liebreichste empfangen wurde. Gott segne die armen Irländer! Ihre Herzen schlagen warm für ihre Priester, es ist eine rauhe Größe in der Anhänglichkeit an ihren Glauben, in ihrer tiefen Verehrung für dessen Uebungen, in ihrem fast leidenschaftlichen Bewillkommnen der Priester, was sie mit einer ihre Armuth überstrahlenden Freude thun. Ich fühlte mich bei ihnen allemal ganz heimisch. Ich fühle mich augenblicklich als ihren Vater und Freund.

Judy Flannagen ist nur eine arme Korbträgerin des Conventgartens; bisweilen wird sie vom Asthma, an dem sie stark leidet, unter einer Ladung von Vegetabilien befallen, daß auch der stärkste Lastträger ausrasten würde, ehe er die enorme Last weiter trüge; aber Judy Flannagen ist eine von den edlen Naturen, offen, fröhlich und wohlgemuth, geduldig, entschlossen und sehr fromm. Für Leute, die in ihrem Geschmack heickel sind, sieht sie mit ihrem halb männlichen, halb weiblichen Anzug, mit dem zerdrückten, abgetragenen Hut und ihrer kurzen Pfeife, die immer aus ihrem großen Munde hängt, freilich gemein aus. Judy raucht, aber es ist kein Tadel für sie. Sie arbeitet wie ein Pferd und bei jedem Wetter. Außer einer tüchtigen Tasse Thee ist das Rauchen ihr einziger Luxus. — Sie gab einst ihr Wort und hat es gewissermassen

gehalten. Judy ist eine kinderlose Wittwe, ihre Buben und Mädeln sind alle gestorben, nun hat sie ein Waisenkind aufgenommen, das sie in einer Nacht irgendwo aufpackte, halb todt, kalt und hungernd, und schenkte ihm die ganze warme, zärtliche Liebe einer Mutter. Ebenso hat sie ein Kätzchen, das sie, als es noch ganz klein war, aus den Händen eines bösen Buben rettete, der es wie ein gemeiner Dachshund erwürgt hätte; Mizie ist nun eine zarte, freundliche, wohlerzogene Katze und Judy ist auf ihren Liebling nicht wenig stolz. Nichts freut die alte Frau mehr, wenn sie Abends ausruht nach dem Galopp ihrer Tagesarbeit, nichts freut sie mehr als ihren Thee zu schlürfen mit der Mizie auf dem Schooß und das kleine Waisenkind auf ihren Knieen, und mit großem Ernste die betreffende Stelle des Katechismus für den folgenden Tag zu überhören. Sie schickt den kleinen Timm in unsere große, wohlbestellte Schule und betet Morgens, Mittags und Abends für die guten Herrn und Damen, welche zu so einem ausgezeichneten Liebeswerk beigesteuert haben.

Judy ist nun fünf und achtzig Jahre alt, aber munter und gesund, nur bisweilen leidet sie am Asthma und an einem Herzdrücken, das sich einstellt, wenn wieder der Todestag ihres Mannes sich jährt. Da bleibt sie unerbittlich zu Hause, nimmt einen dazu bestimmten Flor auf ihre Haube und betet den ganzen Tag den Rosenkranz, und zwar sehr innig, für die Ruhe seiner Seele. Abends hält sie dem frohen lustigen Timm eine feierliche Vorlesung, wenn er sich

auf „Großmutters" Knie schwingt und sie küßt dann den kleinen Krauskopf unter Thränen mit ächt irischen Liebkosungen. Ihre Zärtlichkeit für das Kind ist überaus groß. Sie weiß dessen Geschichte. Es ist das Kind von der Tochter eines Farmers in ihrer eigenen Heimath, die von einem Treulosen verführt und betrogen wurde, der sie zu heirathen versprochen, aber sein Wort nicht gehalten hatte. Das arme Mädchen floh aus ihrer irischen Heimath, folgte ihrem Verführer nach London, aber nicht zu ihrem Besten. Das Kind kam zur Welt, aber die Mutter starb an gebrochenem Herzen. Das Kind wurde einem Nachbarn nach dem andern zugeschoben, hatte abwechselnd gute und schlechte Tage, bis es in Abwesenheit seiner damaligen rauhen Pfleger in einen benachbarten Hof fortkroch, wo es die alte Judy fand, welche, als sie die Geschichte erfuhr, das pausbäckige Kind in ihren Tragkorb legte und als kostbare Fracht nach Hause trug. Ich erinnere mich dunkel, daß, als sie so abentheuerlich das Kind ihrer geschwätzigen Nachbarin fand, sie einen sehr bedächtigen Eid leistete: so lange sie noch eine Suppe und einen Bissen zu theilen hätte, habe Timm für seinen Unterhalt Niemanden zu danken. Sie hat ihr Wort gewissenhaft gehalten. Regelmäßig, wie eine Uhr, ging Judy alle Samstag Abends bei mir zur Beicht und empfing am Sonntag darauf das heil. Sacrament. Sie hat sich lange schon für den Himmel gerüstet: möge sie Gott dahin gelangen lassen, wo sie für ihren Beichtvater bitten möge, wenn er sie überleben sollte.

Judy hatte in der letzten Woche einen starken Anfall von ihrem Asthma, er hielt sie im Bett, und so auch von der Arbeit ab. Wenige Schillinge, die sie Nachmittags erhielt, machten das Herz und die Lippen dieser alten Person von Dank überfließen.

Aber mein Dienst war nicht allein auf sie beschränkt. Mein Verzeichniß von Krankenvisiten war lang und erstreckte sich auf manch entferntes, schmutziges Viertel. Bei manchen Besuchen wurde ich innerlichst erfreut, gewahrte ich die offene, wahre, leuchtende Frömmigkeit der guten und braven Armen — solche, die Gott in den Tagen ihrer Jugend nicht vergassen, die treu bei ihm aushielten in den Tagen ihres Lebens, und welche in ihrem hochbejahrten schwachen Alter, krank und dem Tode nahe, freudig die letzten feierlichen Tröstungen der Kirche empfangen haben. Gottes Frieden und Segen sei mit ihnen. Sie und andere ihres Gleichen sind mein größter Trost; bei den letzten seligen Augenblicken solcher Leute zu sein, weckt ganz eigene Empfindungen. Da fühle ich die wunderbare Macht meines heiligen Amtes. In ihrem aufwärts gerichteten sterbenden Blick voll inniger Liebe — in ihrem tiefbetrübten, wahren Ton der Zerknirschung ob des Vergangenen, in der innersten Ergebung an Gott — dem sie mit kindlichem Vertrauen ihre scheidende Seele empfehlen, Ihm, der sie erschaffen, gerettet, beschützt und erhalten hat bis zu dieser Stunde des letzten Kampfes mit dem bevorstehenden Tode — in ihrem letzten mitleidigen Blick der Liebe auf ihre weinenden Kinder — in ihrer zärtlichen und eines

Christen würdigen Ermahnung an sie, ein gutes Leben zu führen, ihrem heiligen Glauben gemäß zu leben — in ihrer eigenthümlichen und sehr rührenden Frömmigkeit beim Empfang der heiligen Sacramente: — durch alle diese Erscheinungen empfinde ich eine große Freude und reichen Ersatz für Mühen, Plagen und Gefahren, denen ich an dem Krankenbette der Armen ausgesetzt bin.

Und wenn selbst der sterbende Katholik Alles, nur kein christliches Leben geführt hat, wenn er durch Gottes Gnade begünstigt, an einer langen Krankheit darniederlag; wenn der Geist Zeit hatte, in sich selbst einzukehren; wenn die großen Wahrheiten der Ewigkeit Gelegenheit hatten, sein bisher verschlossenes Herz zu durchdringen und auf seinen bisher unfruchtbaren Boden den Saamen wahrer Reue auszusäen; wenn diese gesegnete Saat täglich, nächtlich und stündlich von Thränen der wahren Zerknirschung befeuchtet wurde; wenn die unklare Quelle der Unwissenheit und Verzweiflung erhellt und erleuchtet wurde durch die brennende, verzehrende Flamme der unaussprechlichen göttlichen Liebe und das steinkalte Herz erwärmt und erweicht wurde von den gnädigen Einflüßen des allbarmherzigen Erlösers: dann ist der Wechsel so groß, so glorreich und tröstend, wie die Ueberraschung jener beiden Schwestern in Israel, da sie über die Wiedererweckung des Lazarus staunten, der schon vier Tage im Grabe gelegen.

So ein Erlebniß hatte ich so eben heute Nachmittag mit einem alten, armen Mann in einem elenden

Hofe, den ich schon seit den letzten drei Wochen fortwährend besucht hatte. Er wird bald am Asthma sterben und in wenigen Tagen überwunden haben.

Als ich ihn zuerst fand, war er in dem, was das Heil seiner Seele betrifft, ganz und gar unbewandert. Er konnte nicht lesen und hatte nie ein einziges Gebet gelernt. Von früher Kindheit an verwaist, wurde er vom zarten Alter an herumgeworfen, auf den Straßen herumzustreichen und seinen Lebensunterhalt zu erhaschen, wie und wo er konnte. Er hatte keine Verwandte, die sich seiner angenommen oder von den Pflichten gegen Gott, seinen Nächsten und sich selbst unterrichtet hätten; keinen guten Freund, wie die mitleidige Judy Flannagen, der ihn gebildet und in den Grundsätzen der Ehre und Moralität unterwiesen hätte. Niemand hatte mit dem armen Waisenkind Mitleid. So kam er denn mit dem ärgsten Bodensatz und dem Auswurf der Menschheit zusammen, lief durch alle Straßen, auf allen Wegen und Stegen des Lasters, das als eine Plage unserer gebildeten Städte herumstreift. Es blieb ihm überlassen, herumzustrolchen, wo es ihm gelüstete, mit dem Teufel Bruderschaft zu machen und mit jeglicher Schlechtigkeit und Niedertracht zu prahlen.

Was wußte diese arme Creatur von Religion, Reinheit, Ehre, Demuth, Glaube, Hoffnung und Liebe? Stehlen, betrügen und lügen, schwören und lästern war seine Erziehung; sich mit dem verworfenen, kleinen, barfüßigen Gassengesindel herumzutreiben, das unter Thorwegen, Bögen und Dornhecken oder in abgelegenen

Gegenden haust — der glückliche Erfolg in seinen Verbrechen wurde von den alten Sündern grämlich belobt; sie spendeten ihm Beifall, seinen Ehrgeiz noch zu steigern. Was Wunder, wenn in diesem kleinen Taugenichts, der unter solchen Umständen von allem Guten verlassen, der besudelt war mit allem Schlechten, was Wunder, wenn unter diesen Reizmitteln und bei dieser schrecklichen Vernachläßigung — wenn der Keim der in der Taufe empfangenen Gnade verschwand und erstickte? Und so von der Kindheit zum Knabenalter, so vom Jüngling zum Mann, vom gereiften Alter bis zum verdorrten Greis. Das weiße, reine Blatt der Unschuld war schon schrecklich beschmutzt worden, unselige Zeichen wurden darauf geschrieben. In seinen alten Tagen wurde er hoffnungslos, verzweifelt, ganz namenlos betrübt, er hatte das Gefühl der bevorstehenden Hölle, die stürmische Fahrt durch schiffbrüchige Jahre in der Erinnerung, eine See voll Qualen in Aussicht, und jede Hoffnung in voraus versengt!

Er konnte kein Gebet sprechen; er hatte nie ein einziges Wort der Bitte an Gott gewendet. Nicht das geringste Wissen von Gott oder von heiligen Dingen hatte dieser erbarmungswürdige Sünder. Doch hatte er eine dämmernde Ahnung von der Hölle, er hatte oft dabei geflucht und so gelebt, daß er dahin kommen mußte. Er hatte immerdar bei dem heiligsten Namen blasphemirt, aber er wußte nicht ein Jota von dessen heiligen Eigenschaften. Der Name Christi war ihm mit der wüthendsten Verwünschung oft über die Lippen gekommen, aber er wußte nichts von der heiligenden

Macht seines Erlöserblutes. Wie ein Schiffbrüchiger trieb er in den Abgrund des Todes zu versinken, wie ein steuerloses, segelloses, wüstes Schiff, ein ehedem mit der Taufgnade, vielen Gaben und Hoffnungen ausgestattetes Wrack.

So fand ich ihn mitten in Elend und Verzweiflung. Ich war der erste Priester, den er seit seiner Taufe sah oder mit dem er verkehrte. Ich war ganz trostlos darüber. Wo so viel noch zu thun und die Zeit so kurz ist, wo so ein unfreundlicher Boden und doch noch auf ihm die Früchte der Bekehrung zu wecken! Aber ich zagte nicht lange, obwohl es Anfangs schwer genug ging. Das Siegel der Beicht verbietet mir zu sagen, was in der merkwürdigen Stunde im sinkenden Leben dieses Mannes vorging. — Ich fing mit der Reue an, brach den ersten Stein verhärteter Gleichgültigkeit los und arbeitete durch diese Bresche auf seine besseren Gefühle, die bisher geschlafen hatten, los. Ich erweckte seine Furcht, überzeugte ihn von Gottes Gericht über die Sünder, lehrte ihm das Gebet des Herrn und ließ es ihn nachsprechen zu seinem Herrn und Vater. Ich erzählte ihm von Maria, der Mutter des Jesukindes, der Zuflucht der reuigen Sünder und wie viele Sünder ebenso gerettet wurden vom Verderben durch ihre erbarmende Fürsprache bei ihrem göttlichen Sohne. Dann lehrte ich ihn den englischen Gruß, sagte ihm sehr langsam den apostolischen Glauben vor, bei jedem Hauptpunkte aussetzend, erklärend und seine Artikel seinem schwachen Verstande und seiner beschränkten Fassungskraft anpaßend, und zwar in der

einfachsten aber ernstesten Sprache, die ich gebrauchen konnte. Wie die arme, rauhe, fast gebrochene Brust athmete — wie viele Seufzer er ausstieß — wie viele Zeichen der Besserung er gab, bevor ich ging! Ich wurde schön belohnt. Vor ich ging, versprach ich ihm zwei gute barmherzige Schwestern von dem Convent, der zu meiner Capelle gehörte, zu senden, welche durch ihre freundliche und engelgleiche Hilfleistung das gute Werk der Reue und Umänderung fördern könnten — welche durch ihre einnehmenden Worte voll wahrer, christlicher und sehr beredter Frömmigkeit, durch ihre fortgesetzten Bemühungen den armen Sünder vorläufig für den Empfang der Sacramente der Beichte und der heiligen Communion vorbereiten konnten. An diesen guten Schwestern hatte ich sehr kostbare, unverdroßene und erfolgreiche Helferinnen. Sie sparten keine Mühe. Sie beteten für den armen Mann mit dem ganzen Eifer ihrer unschuldigen Herzen. Sie ermüdeten nicht mit der liebreichsten Geduld, wie eine Mutter ihr Kind belehrt, ihm Alles vorzusagen, was er wissen mußte. Sie lasen ihm die schönen Kirchengebete für reuige Sünder, um zur ersten Communion vorzubereiten, und brachten ihn durch ihren Tag und Nacht dauernden Eifer endlich vorwärts. Dazu besuchte ich ihn häufig, jedesmal entlastete er seine Seele stufenweise von seiner aufgehäuften Schuldenbürde.

Heute Nachmittag machte ich ihn wieder zu einem Kinde Gottes durch die andere Taufe, die Buße. Als ich ihm den feierlichen Ablaß und Nachlaß seiner

Sünden verkündete, drückte er seine Hände demüthig gekreuzt auf sein Herz. Die Thränen perlten ihm über die Wangen, als ich ihn nach den tröstlichen Worten der heiligen Schrift versicherte, daß, wenn der Sünder bereut, gebeichtet und Ablaß empfangen „sollten auch seine Sünden röther sein als Scharlach, sie weißer würden als der Schnee.“ Mit dem demüthigsten Glauben hatte er den Schleier des Geheimnisses durchdrungen. Er glaubte und zwar ganz zuversichtlich, daß Christus, sein Gott und Erlöser in dem heiligsten Sacrament gegenwärtig. Er zitterte über seine Unwürdigkeit, aber die Hoffnung und das Vertrauen von Oben half seiner demüthigen Selbsterniedrigung. So empfing er das Brod der Engel. Er war zu Gast bei dem glorreichen Leib und Blut Dessen, der für seine Uebertretungen am Kreuze starb, und der ihn dann gnädig, liebreich und ermuthigend an seinem Bett besuchte, ihn für den Tod und seinen Platz im Paradiese vorzubereiten. O Gott! wie wunderbar sind Deine Werke in dem Herzen eines armen Zerknirschten, wie unaussprechlich deine Gnade gegen solche, die Dich ohne Arglist suchen, sondern im Ernst, im Geist und in der Wahrheit! So war in der That die liebreiche Freundlichkeit meines göttlichen Meisters gegen diesen reuigen und bußfertigen Sünder. Es war aus jedem Ton und Blick und jeder Bewegung ersichtlich. Obwohl der Sturm draußen im Dunkel heftig und schneidend wüthete, der Frieden, das Licht, die Wärme und Klarheit des Himmels selbst schienen in die arme schmutzige Kammer zu leuchten

und dort zu wohnen; hilfereiche Engel waren unsichtbar da, die den Höchsten preisen, daß wieder eine Seele von dem faulen und verdammenden Einfluß der Sünde gerettet.

Dann gab ich ihm die heilige Oelung, dieses kostbare Sacrament der heiligen Kirche. Gott sei gepriesen, daß ich ein Katholik bin, und noch mehr, daß ich Anderen diese tröstende, stärkende Gnade reichen kann. Auch ich habe schon die letzte Oelung erhalten und ihre zuverläßige und stärkende Macht erfahren. Auch ich habe es gekostet, was es ist mit dem Tod zu ringen — fieberkrank und ohne Aussicht auf Genesung — die Seele schlägt wie die stürmische See an den plötzlich drehenden Leib, der schnelle Abschied vom Leben, von den Freunden und Allem, was dem armen zitternden Herzen theuer ist, die schreckliche Zukunft — unbekannt, unbetreten, voll von den finsteren, geheimnißvollen Schattengestalten des brütenden, rastlos vorspiegelnden Deliriums. Von der quälenden Angst, von der unerträglichen Furcht, wurde ich plötzlich durch die heilige Oelung befreit: So ertheile ich sie auch Anderen mit dem zuversichtlichen Glauben und finde dabei häufig denselben glücklichen Erfolg. Es ist gut, bisweilen krank zu sein — man vermag alsdann die Leiden der Mitwelt besser zu fühlen.

Ich gab ihm den letzten Segen und las ihm die schönen Gebete, welche seinem Herzen wohl thaten. Wäre der arme Mann mit der Schrift bekannt gewesen, er hätte gewiß freudig ausgerufen: „O Tod, wo ist dein Stachel! o Grab, wo ist dein Sieg!"

Er hatte keine Worte für seine Dankbarkeit gegen Gott; seine Augen verkündeten, daß er sehr glücklich, ruhig und ganz bereit war in die Ewigkeit zu treten.

Darnach machte ich weitere Gänge. Manche waren sehr entmuthigend, andere gar entsetzlich. Einige hatten mich rufen lassen in den letzten Stunden ihres Lebens, die bereits schon röchelten, nach Athem rangen, sich wild in die Decken hielten — schreckliche Verzweiflung in ihren überschleierten rollenden Augen, Schaum auf den Lippen; ihr einziger Schrei war, mich zu bitten, sie vor dem kommenden Zorn zu retten. Was konnte ich thun? In dieser Nacht werden ihre Seelen gewiß vor Gott stehen. Wie konnte man sich auf ihre Betheuerung der Reue verlassen? Arme Beklagenswerthe! ich that, was ich für sie thun konnte, obwohl mit furchtsamem und zaghaftem Herzen. Ein übles Leben ist eine traurige Vorbereitung auf eine schnelle und unerwartete Vorladung des Todes. Keine Vorbereitung — und dann das Gericht — so streng, so unerbittlich, so unerforschlich! —

Dann kam ich zu Anderen, deren Freunde mich hatten rufen lassen. Ach! bei Allen der schlimmste Zustand — Verzweiflung oder Gleichgiltigkeit, ein Zurückweisen der göttlichen Gnade, der unbegrenzten Erbarmung im letzten, schrecklichen Augenblicke des Lebens. Es waren verbrannte Herzen, todt durch die frostige Kälte der Indifferenz und die absichtliche Vernachläßigung ihrer Christenpflicht, die mit der träumerischen Einbildung in der Sünde gelebt, sie würden doch noch den Tod des Gerechten sterben. Welch' ein

Jubel des Satans über das Ende dieser Unglücklichen! Welch' ein Triumph für ihn, daß er schon lange den Thoren geködert, daß er ein Opfer habe, welches ihm in den ewigen Qualen Gesellschaft leistet, daß er wieder eine Seele erhascht habe zu den Hecatomben, die er bereits des Lebens und der Hoffnung beraubte.

Dann kam ich an das Sterbelager eines kleinen Kindes, eines jungen Mädchens, das lange krank gelegen und von den vielen ausgestandenen Leiden einen äußerst geistigen Ausdruck hatte. Es ging mit ihr zu Ende. Die Silberader des Lebens löste sich gerade, die goldene Schale ihres ganz tadellosen Lebens in die Quelle der Ewigkeit auszugießen. Sie war diesen Abend schon daran, in ihrer Unschuld und Reinheit zu sterben, ihr Schutzengel wartete nur auf den freundlichen Befehl, sie abzuholen, um diese fleckenlose Seele zu Gott zu bringen. Glückliches Kind! so jung, so unschuldig und rein zu sterben! Die wenigen Tage deiner wohlerfüllten Pflichten sind nun gezählt. Gegen dich hatte, seit der heiligen Taufe, nie die schreckliche Handschrift an der Mauer existirt. Du warst immer das liebe Kind der Himmelskönigin. Ihr Lob aus deinem erst beginnenden Verstande war deine größte Freude, ihre Tugenden das ernstlichste Vorbild deiner steten Nachfolge. Und nun sollen deine schweren und geduldig ertragenen Leiden aufhören. Der unaufhörliche Husten wird beruhigt sein, die kleinen schmerzgequälten Glieder werden unter der Hand des Todes zur Ruhe kommen, der kleine, liebende Körper, noch immer das Ziel aller mütterlichen Sorgen, ist kalt und

weiß wie Marmor. Ueber dich wird bald der Hymnus der Kirche ertönen, der beim Begräbniß der verstorbenen Kinder gebräuchlich ist: Laudate pueri Dominum, laudate nomen Domini. Wenn dein hektischer Husten ein wenig ruhte, hast du liebreich und zärtlich die heiligen Namen von Jesus und Maria angerufen. Du liebtest sie beide, Mutter und Sohn, du glaubtest, du hofftest auf Ihn. Mit der Sehnsucht eines sterbenden Kindes hast du zu ihr gebetet, für dich in der Stunde des Todes zu bitten. Und sie wird für dich bitten, theures Kind, und sie that es für dich im Augenblicke des unerbittlichen Todes, dich zu Gott zu bringen, und sie wird dich empfangen im heiligen Paradies als ihr liebes, gutes Kind.

Und nun, wenn der glückliche Augenblick für dich gekommen, wirft sich deine arme trostlose Mutter, obwohl sie sicher ist, daß deine Seele zu Gott gegangen, bitterlich weinend auf deinen sündlosen Leichnam und küßt deine kalten stummen Lippen mit der leidenschaftlichen Heftigkeit, welche nur eine verlassene Mutter kennt.

Aber sie ist unsäglich getröstet: sie weiß, daß der Engel für seine Mutter bittet und Gott den bitteren Jammer von ihrem Herzen nimmt. Sie lebt von nun an nur noch, um ihr Kind wieder zu finden.

XIV.
Der sterbende Dieb.

„Mit Verlaub, Herr, ein Krankengang“ — sagte meine alte Haushälterin an einem düsteren Winter-Nachmittag, gab mir einen unbehilflich zusammengefalteten Zettel in die Hände und wartete bis ich ihn gelesen hatte. Er lautete wie folgt:

Hochw. Herr — man bittet dringend um geistlichen Zuspruch Nro. 17 Hof. Fieldstraße. Der Name des Kranken ist Alick Leary.

Ihre ergebene Dienerin

Mary Donovan.

„Wartet Jemand?“ fragte ich.

„„Ja Herr; eine Frau ist unten. Soll ich sie heraufrufen?““

„Ja — antwortete ich — laßt sie gleich kommen.“

Gleich darauf hörte ich zaghafte Schritte auf der Treppe und ein ehrerbietiges Klopfen an der Thüre. Auf mein „Herein“ erschien eine junge, anständig gekleidete Person, die mit niedergeschlagenen Augen vor mir stand. Sie mochte an 25 Jahre alt sein, hatte gutmüthige Züge und ein gefälliges bescheidenes Benehmen. Anfänglich zitterte sie leicht; dann färbte

sich ihr Antlitz bleicher -- wie es schien aus Scham, ganz carmoisinroth. Ihre Hände waren gefaltet, als ob sie mich bitten wollte, zu dem kranken Mann zu gehen, doch war kein Ring am dritten Finger der linken Hand zu bemerken. Ich hätte nicht gerne unnöthig ihr Gefühl verwundet, aber ich mußte die Wahrheit im Voraus wissen, um meine Thätigkeit darnach zu richten. —

„Ist das Ihr Mann, der krank ist?" fragte ich.

Das arme Ding schwieg einige Minuten, ihre Brust wogte, Thränen kamen ihr in die Augen, aber schnell unterdrückte sie wieder alle äußere Kundgabe ihres Kummers.

„„Nein Herr — erwiederte sie traurig — er ist nicht mein Mann -- ich bin nicht seine Frau; wollte Gott ich wär's. Dann hätte ich ein Recht ihn in seiner Krankheit zu pflegen, die wie ich fürchte, wohl seine letzte sein wird.""

Sie sagte das mit einem so rührenden wahren Ton, mit so offenem Kummer und Bedauern, daß es mein Herz ganz weich machte. Mir fielen die Worte der heiligen Schrift ein: „das geknickte Rohr sollst du nicht brechen, den glimmenden Docht nicht auslöschen." Wie sollte ich noch mehr glühende Kohlen auf das Haupt dieses unglücklichen Geschöpfes sammeln? warum ihr noch mehr Qualen bereiten, als sie offenbar schon ertragen? warum mit unerbittlicher Strenge die Wunde untersuchen, welche die Sünde diesem armen Herzen geschlagen? Ich konnte es nicht thun, also sprach ich freundlich und

schonend zu diesem armen Kinde der Sünde und der Sorgen.

„Wie steht es mit ihm?" fragte ich.

„„O Herr! ihn hat ein böser Unfall getroffen.""

„Warum bringt ihr ihn nicht ins Krankenhaus, wo er viel besser gepflegt werden kann, als an dem armen Wohnort, wo er jetzt ist."

„„Ich war damals nicht bei ihm — antwortete sie und ihre Augen sahen mich zum erstenmale offen an. Ich verließ meinen Dienst, sobald ich erfahren hatte, wie krank er war, und habe ihn seither gepflegt. Aber, o Herr! ich fürchte, er werde diese Nacht noch sterben, er ist so schlecht. Doch Vater — ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, man darf sie nicht hintergehen — der arme Alick war einst ein so guter Bursche; aber er wurde auf schlechte Wege gebracht durch böse Gesellen; erst trinken, dann nichts arbeiten, dann stehlen, und so immer weiter herab, bis zum Einbrechen in die Häuser. In der Nacht am Sonntag vor 14 Tagen geschah's, daß er und noch drei Andere, in ein Haus einbrachen, um es auszurauben: sie wurden von der Polizei versprengt und beinahe gefangen; Alick, indem er aus einem Fenster sprang, machte einen bösen Fall und hätte sich beinahe erstürzt.

Die Leute, die mit ihm waren, brachten ihn dahin wo er wohnte, am folgenden Morgen kam Einer von ihnen zu mir und sagte mir Alles, wie es war. Ich war so elend, daß ich nicht in meinem Dienste bleiben konnte. Man war mir nur wenige Schillinge schuldig. ich versetzte dazu meine Habseligkeiten, das ging nun

auf um den Arzt zu bezahlen und mit dem, was Alick brauchte. Er wollte nicht in's Spital, weil er sich fürchtete, entdeckt zu werden. Ich bat ihn dringend, daß ich einen Priester holen dürfe, aber er wollte nicht. Er sagte, es nütze ihm doch nichts, Reu' und Leid zu machen; er könne sich des zehnten Theils seiner Sünden nicht mehr erinnern; käme er durch, er würde wohl wieder dasselbe thun! Als er aber in der vergangenen Nacht kränker wurde, fing er zu beten an und ich, Herr, betete mit ihm und für ihn. Ich hatte noch ein kleines Gebetbuch, welches ich bei der ersten Communion erhielt, und dessen ich mich niemals entäußerte; aus diesem gesegneten Buch las ich ihm die Beicht-Gebete und andere gute Bitten, um sein armes Herz zur Reue zu bewegen und zu Gott zu wenden, welcher, wie ich fest hoffe, ihm verzeihen wird, wenn er vor seinem Tode noch eine aufrichtige Beicht ablegt. O Herr, er war ein so guter Bub, als wir noch als Kinder in der Heimath beisammen waren. Damals dachte ich nicht, daß er je einen so bösen Weg einschlagen und so schlecht würde, daß er nun sterben soll und ist doch noch so jung.

Er verließ mich, Herr, um sein Glück in England zu suchen; das Licht kam mir aus den Augen als ich schaute und schaute wie das Schiff ihn von Cork wegtrug. Ich stand am Kai, halb blind von Thränen, und als ich das Fahrzeug oder dessen weiße Segel nicht länger sehen konnte, fühlte ich mich mutterseelen allein — ich glaubte in den Boden versinken zu müssen. Die Welt war gegen uns, wir fürchteten uns zu heirathen,

aber wir waren einander auf Tod und Leben ergeben. In der Nacht, bevor er unter Segel ging, waren wir am Grabe meiner Mutter, knieten nieder, er streifte mir den Ring an und versprach in besseren Zeiten nach mir zu schicken und mich vor dem Priester zu heirathen. Vor Gottes Angesicht betrachtete ich mich als seine Frau. Vielleicht war es ein Fehler von mir und ich hatte Unrecht, aber ich hatte Niemand mehr in der Welt als ihn. Er hatte mein Herz gewonnen und ich lebte nur für ihn. O Herr! hätte ich mehr an Gott gedacht, mehr an meine Pflicht, mehr an den Himmel und weniger an diese Welt, ich stünde jetzt nicht vor Ihnen; ich hätte nicht so bitterlich zu bereuen was ich gethan und wofür ich die Welt geben würde, könnte ich's ungeschehen machen. Ein Jahr nach seiner Abreise benachrichtigte er mich, daß er eine gute Stellung gefunden und eine Menge Geld verdiene, und daß ihm nichts fehle, um mich zu seinem Weibchen zu machen. Er sendete Geld zu meiner Reise, ich verließ die Heimath und ging nach London. O Herr! das war ein schwarzer Tag, als ich dorthin kam. Ich war ein tolles lustiges Mädel, aber es war nichts Unrechtes an mir, ich war gedankenlos gewesen, aber ich kannte nicht den herzversengenden, bitteren Kummer, bis ich diesen schrecklichen Boden betrat. Ich hatte selbst etwas Weniges erspart zu dem, was Alick mir geschickt hatte, und wohnte bei einer guten Wittwe aus meiner Heimath. Alick pflegte mich oft zu besuchen und war sehr liebenswürdig, nur wunderte ich mich, wie er nicht davon sprach, mich zu heirathen.

Er führte mich in verschiedene Theater und zum Tanz. Anfangs mochte ich sie nicht, bald aber liebte ich sie nur zu sehr. Je mehr ich in diesen Vergnügungen lebte, desto mehr vernachlässigte ich mein Gebet und ging säumiger zur Beicht und zu den Sacramenten und blieb endlich ganz weg. Wie ich damals lebte — ist mir jetzt wie ein schrecklicher Traum, aber ich werde es nimmer vergessen, es steht in meinem Gedächtnisse wie eingebrannt. Ich war zu zart, ihn zum Heirathen zu ermahnen, er schob es immer wieder auf, ich wurde bisweilen sehr unruhig. Aber ich hoffte das Beste: daß er mich hintergehen wolle, kam mir nicht im Traume bei. Aber der Hochzeitstag kam nie, Herr. Ich liebte ihn mehr als meinen Gott, und — und —""

Sie hielt ein und brach in Thränen aus; ein paar Augenblicke darauf fuhr sie gefaßt fort:

""Vater! Sie können den Schluß errathen. Von dem Augenblicke an verlor ich meine Gemüthsruhe für immer. Es war vielleicht der Fehler mehr auf meiner Seite, als bei ihm, denn ich hätte ihn im Schach halten sollen, aber ich that es nicht oder wenn ich es that, so war ich schwach und wankelmüthig. Aber ich verharrte nicht lange in der Sünde. Ich hätte aus Scham und Reue über meinen Fall sterben mögen, aber ich fürchtete mich zu sterben. Der Himmel schien schwarz über mein schuldiges Angesicht herabzuschauen, wenn ich meine Augen erhob. Häufig wachte ich in der Nacht, voll Furcht und Zittern, ich dachte, daß, sollte ich in dieser Nacht sterben, meine Seele zur Hölle fahren würde. Vergeblich gab er sich Mühe,

mich bei ihm zu halten, ich wäre verrückt geworden oder hätte mich umgebracht. Ich verließ ihn — an demselben Abend sah ich die Thüre einer Kirche offen, und ein Licht darinnen. Lange Zeit stand ich zitternd an der Thüre und fürchtete mich einzutreten. Ich dachte, das Dach der heiligen Kapelle würde einstürzen und mich zermalmen, wenn so ein verworfenes Geschöpf, wie ich, hineinginge. Aber Etwas drängte und zog mich oder trieb mich eigentlich hinein. Es war der gute, von Gott eingegebene Gedanke, welcher mir zuflüsterte — ich konnte ihn beinahe laut hören – daß, wie ich auch gesündiget haben möchte, es mir der Allmächtige gewiß verzeihen würde, wenn ich es aufrichtig bereute und beichtete. Ich erinnerte mich an eine Predigt, welche ich in meiner Pfarrkirche in Irland vor Jahren gehört hatte, über die heil. Maria Magdalena, ich dachte, wenn Gott ihr verziehen habe, werde Er auch mir gnädig sein. Dann überfiel mich die Furcht und die bittere Scham, meine Sünden zu bekennen und was der Priester von mir denken würde! Das schreckte mich beinahe ab, aber Gott sei gedankt und sein heil. Name immerdar gepriesen, ich bekam wieder Muth und alle Furcht war weg. Ich trat hinein, warf mich in einem Beichtstuhl auf die Knie, und gestand dem guten Priester Alles, was ich gethan hatte und gelobte ihm ernstlich, nicht mehr zu sündigen. O! welch' eine Last war von meinem Herzen genommen, als ich die Beicht beendet hatte! Nun konnte ich hoffen, vordem war ich in Verzweiflung. Mein Beichtvater sprach so freundlich und väterlich zu mir — er

gab mir so gute Lehren, wie ich in Zukunft die Sünde meiden und wie ich leben solle, um des Himmels würdig zu werden. Ich weinte die ganze folgende Nacht, aber diese Thränen waren nicht so bitterheiß, als diejenigen, welche sonst so häufig über meine Wangen liefen, wenn ich an den Schimpf und die Schande dachte, die ich dem Namen meiner Eltern angethan. Sie waren, Gott Lob! vor meinem Fall schon gestorben — meine tödtliche Schande hatten sie nicht erlebt. Der gute Priester, welchem ich gebeichtet hatte, — er ist nun todt, Gott gebe seiner Seele die ewige Ruhe — empfahl mich in einen Dienst. Seitdem diente ich, erwarb mir mein Brod ehrlich und kam meinen Pflichten gegen Gott nach, so gut ich konnte.

Oft hörte ich von Alick und auf welch' bösen Wegen er gehe, aber ich kam mit ihm nicht mehr zusammen. Ich hatte beschlossen, mich vom Weg der Versuchung fern zu halten, obwohl mir oft sehr wehe nach ihm um's Herz war. Als ich aber hörte, daß er krank und am Sterben, daß er elend sei und keine Seele ihn pflege — denn alle seine bösen Gesellen verließen ihn, als er am meisten ihrer Hilfe bedürftig und sie ihm Alles, was er besaß, geraubt hatten — als ich dieses hörte, konnte ich mich nicht halten ihn zu besuchen und als ich ihn fand — so schwach, krank und elend und seine arme Seele in einem so traurigen, traurigen Zustand — Herr! ich konnte ihn nicht verlassen sterben sehen. Ich ging aus dem Dienst, packte meine Habseligkeiten zusammen und blieb seither bei ihm. Die Hausfrau erlaubte mir bei ihren Kin-

dern zu schlafen — aber ich habe in diesen vierzehn Tagen wenig Schlaf gehabt. Ich konnte nicht ruhen, weil ich immer an ihn dachte und wie ich ihn mit Gott versöhnen könne. Sagen Sie mir o Herr, ist es zu spät? ist noch eine Hoffnung, daß er gerettet werde? ist noch Zeit? ist eine Hoffnung?""

Das Gesicht des armen Mädchens wechselte in Furcht und Hoffnung die Farbe. Ich sagte ihr, daß Gott sie für ihre fromme Bemühung diesen unglücklichen Mann zum Bewußtsein seiner erbarmungswerthen Lage zu führen, wohl belohnen werde, daß, so lange er am Leben, noch Hoffnung sei, vorausgesetzt, daß seine Reue eine aufrichtige wäre, und daß ich keine Zeit verlieren wolle, den Kranken zu besuchen.

Ich war tief ergriffen von der einfachen aber rührenden Erzählung dieses guten Mädchens, die so liebende Nachsicht gegen Einen übte, der ihr eine solche Wunde geschlagen, der, statt ihre Unschuld zu schützen, sie so ruchlos zerstört hatte; der ihre Neigung benützt hatte, seine zügellosen Begierden zu befriedigen, und der — wie ich hernach erfuhr — durch seine rohe, unmenschliche Behandlung ihr Herz beinahe gebrochen hatte. Aber so geht es immer; die Blume ist geknickt und wird weggeworfen, zu welken und zu sterben, und ihre welken Blätter werden von dem kalten und theilnahmlosen Verderber mit den Füßen getreten. Es war ein — freilich nicht mehr neues — Capitel von der edelmüthigen Treue des Weibes und der vollständigen Verzeihung gegen den, der alle ihre jugendlichen Hoffnungen verdorben und ihr weiteres Leben vergiftet

hatte. Denn, obschon sie gesündiget, so hatte sie vielleicht mehr aus Schwäche denn mit Bosheit gefehlt, mehr aus dem Unvermögen, dem Gegenstand ihrer Liebe etwas zu versagen, als zu ihrer eigenen Befriedigung. Sie hatte vertraut und wurde betrogen. Und sie that mehr, als bloß zu verzeihen: Sie gefährdete ihren eigenen, wiedergewonnenen, guten Namen, wenn sie den nun reuigen Dieb in seinen letzten Augenblicken pflegte. Sie opferte selbst ihr wenig Hab und Gut, um den, der sie um ihre Unschuld betrogen, zu unterhalten und nähren zu können; sie setzte selbst ihre Ruhe daran, das klagende Herz zu besänftigen und zu trösten, das Pochen dieses fiebernden Hauptes zu mildern, und heilige Worte des Glaubens, der Hoffnung und der Reue diesem verwirrten Gemüth zuzuflüstern und den gefährlichen Stoff aus der beschmutzten Seele zu reinigen, indem sie ihn jetzt, gerade in seiner Todesnoth, zu Dem leitete, der dem sterbenden Räuber am Kreuze verziehen. Trotz allen Bedenkens, hoffte ich für ihn. Aber ich fürchte, daß Wenige, sehr Wenige durch ihre Reue in den letzten Augenblicken gerettet werden, wenn sie ihre Reue bis dahin verschoben haben. Wer sich auf die Reue am Todbett verläßt, stützt sich auf ein schwaches und meist gebrechliches Rohr. Der Versucher ködert sie durch das Leben, schlüpft wie eine Schlange in ihre Herzen und innersten Wünsche, predigt ihnen eindringlich, hinreißend die Freuden der Sünde, die Befriedigung des Fleisches, der Sinnlichkeit und die trügerische Aussicht mit dem allerbarmenden, verzeihenden Gott

sich zu versöhnen, wenn das Alter ihre Leidenschaften abgekühlt, wenn die wiedererlangten Kräfte der Natur nicht länger zur Verlängerung eines bloß thierischen Genusses ihre Hilfe leihen. Und der Teufel lacht aus vollem Halse, wenn er so die Narren bethört, daß sie sündigen und sich in Schlechtigkeit wälzen, in der unsinnigen Hoffnung, in ihren alten Tagen Buße zu thun und sich selbst die trügerische Aussicht auf die Reue des Todbettes setzen. Zerrüttet von Ausschweifungen, von Fiebern darniedergestreckt oder von Unglücksfällen betroffen, sterben sie meist in den schönsten Jahren; ihr klägliches Bitten und Jammern nach Gnade stammt dann sicherlich von wohlbegründeter, eingewurzelter Verzweiflung — eine Verzweiflung, welche ihre scheidende Seele in den tiefsten Abgrund menschlichen Jammers stürzt — eine Verzweiflung, die den sterbenden Augen die Freuden, die Seligkeit des Himmels öffnet und den schrecklichen Gegensatz, die Qualen der Verdammten weist — eine Verzweiflung, wo die grenzenlose Güte, Gnade und geduldige Langmuth Gottes der gemeinen eigenen Undankbarkeit und der zahllosen Sündenmenge gegenübertritt — eine Verzweiflung wie jene des Kain, der vom Gewissen gefoltert ausrief, seine Sünde sei zu groß, um Verzeihung zu finden.

Dann kommt der letzte und schrecklichste Kampf mit dem Fürsten der Finsterniß; ein hochmüthiger, betrügerischer und mächtiger Feind, gegen den die Hilfe der Schutzengel häufig nicht mehr ausreicht. Der Sünder soll nun Ade — und Lebewohl für immer —

dieser schönen Welt sagen, dem blauen Himmel darüber, dem Sternenheer und all' den Dingen, die ein sterbendes Herz noch lieb und werth hält. Ja! es ist eine wunderschöne Welt, denn Gottes Geist ist darüber. Seit der Trennung des Chaos schwebt er über den Wassern und blieb seitdem bei uns, immerdar, unsichtbar. Wir sehen seine Hand in der Verschiedenheit und Schönheit der Schöpfung, aber seinen Geist sehen wir nicht. Wir fühlen ihn in unserer Seele und das gläubige Auge sieht ihn innerlich und in der Stimme der Offenbarung hören wir ihn, in der feierlichen Stunde des Gebetes, in dem heiligen Tempel sehen, hören und fühlen wir ihn, er ist um uns und in uns; im Augenblick der Sünde vergessen wir ihn, fürchten ihn später in der Stunde der Erinnerung, wenn wir unter Gewissensschlägen vielleicht vom Schlaf- und Sündentraume erwachen.

Der sterbende Sünder wird in das Land der Geister vorgeladen. Was weiß er — was wissen wir — von diesen körperlosen Geschöpfen? Was wissen wir von der Geisterwelt? Wenig oder nichts, außer, was Glaube und Offenbarung sagen. Doch wir wissen, daß sie uns umgeben, daß sie über uns schweben, daß sie uns begleiten, wohin wir immer gehen mögen, und daß sie ins innerste Heiligthum der Seele dringen und dort ihren Aufenthalt haben. Gute und böse Geister sind um uns. Gute, um uns zu helfen, unsere lahmen und unvollkommenen Bitten zum Himmel zu tragen und uns in der Stunde der Versuchung und Gefahr zu beschützen: „Er wird dir seinen Engel senden, daß

dein Fuß an keinen Stein anstoße.“ Böse Engel aber sind um und wider uns, dringen durch jeden Zugang der Seele, entzünden die Einbildung, gestalten das Urtheil, verderben den Willen, und bringen ach! nur zu oft ins Verderben. Böse Engel sind um uns, selbst in der Kirche und gewinnen die Oberhand, wenn der Wille der Menschen verdorben ist. Böse Engel sind um uns bei jedem Gang, in jeder Lage und jedem Begegniß des Lebens; wir sehen sie nicht, aber sie sind über und um uns, sie gehen durch alle unreinen, unheiligen Gedanken, durch jede böse Eingebung der Sünde über die geheimnißvollen Grenzen der Seele. Und sie triumphiren und jubeln in unheiliger Freude, wenn sie gewinnen. Sie triumphiren und schlagen ein höllisches Gelächter auf, wenn sie den Lippen eines unglücklichen Sterblichen die Sünde kosten lassen, wenn sie ihm den Spottgedanken und den Entschluß einer späten Reue geben. Das ist ihr Schlachtfeld, — das Schlachtfeld ihres Sieges. Die Fahne der Lüge triumphirt alsdann. Der Gefangene ist gebunden ihren Händen überliefert, um nach Belieben und nach den Kunstgriffen ihres höllischen Vergnügens gequält zu werden: „Er soll seinen Peinigern überliefert werden.“

Was wissen wir von den gefallenen Engeln? Besser kennt der Geistliche ihre Gewalt in der Stunde des Todes, bei dem letzten Kampf eines sterbenden, reuelosen Sünders. Ohne Reue! Warum? Er hatte von Jahr zu Jahr auf Reue gehofft, sich selbst solche versprochen, und in den langen Pausen der Sünde, wenn die Kräfte der Natur von den Excessen eines

thierischen Vergnügens abfielen, seine Rolle wiederholt und sich die Comödie, daß er in der Gnade Gottes sterben werde, vorgespielt. Die Stunde kam. Aber die Gnade Gottes blieb aus. Sie wurde mit dem letzten verworrenen Bemühen eines Verscheidenden gesucht, aber die Gnade steigt in den unreinen Abgrund eines sündenvollen Herzens nicht hinab. Er bittet, er schreit nach Gnade und Vergebung, aber seine Bitten und Seufzer sind in den Wind geschlagen durch den anklagenden Geist, der ungeduldig die Beute zu fassen, sein Bett umflattert. Dieser höllische Geist ist dann meist nur zu mächtig. Er war in der Stunde der Versuchung nur ein Bettler — ein kriechender, schmeichelnder Sklave; nun ist er der gebieterische Herr, der Verdränger des Guten, der undurchdringliche Schleier, der die Gnade des Allmächtigen verbirgt. Er ist dann ein Kriecher und Despot. Es gilt den letzten Kampf mit der scheidenden Seele und er treibt alle Mittel aufs Aeußerste. Er führte eben die Worte der heil. Schrift an bei der innigen Bitte um Gnade des elenden Sterbenden: „Wie der Mensch lebt, so wird er auch sterben" flüstert er mit höllischer Bosheit in diese gräßliche Quälerei einer scheidenden Seele. „Gott wird Jedem nach seinen Werken vergelten" wird immer und immer wiederholt und zwar mit vernichtendem Erfolg. Vergeblich zeigt der Diener des Altars seinem umflorten Blicke das Crucifix, das Zeichen der Hoffnung, das Steuerruder des Christenmenschen im stürmischen Todeskampf. Der Satan flüstert: „Du hast deinen Christ weggestoßen, hast sein heil. Blut durch fortwährende

Sünden mit Füßen getreten.“ Der sterbende Sünder wird von seinem Beichtvater bedrängt, durch die Thränen einer väterlichen Angst beschworen, seiner scheidenden Seele sich anzunehmen, seine Sünden zu beichten, weil es jetzt noch Zeit sei — weil er jetzt noch die unendliche Gnade Gottes gewinnen könne. Aber die Trägheit und abstumpfende Verzweiflung bemächtigen sich wieder seiner Seele, das Gedächtniß des Vergangenen ist in ihm wie ein unbestimmter Schattenriß eines entschwundenen Traumes. Und wenn der gute Engel in diesem schrecklichen Kampf die Oberhand gewinnen sollte, wenn die Sammlung des verscheidenden Sünders aufleuchten sollte, wie eine verlöschende Fackel, und sich der schrecklichsten und schwersten Verbrechen seines früheren Lebens erinnern sollte — ihre Erinnerung stürzt ihn wieder in die Verzweiflung zurück! Immer und immer führt der Quäler die verdammenden Worte an: „Wie der Mensch lebt, so wird er auch sterben.“

Ist es bei Allen so, die ein Sündenleben führen und plötzlich vom Tod überrascht werden? Gott verhüte es, daß ich so etwas behaupte, aber ich fürchte es und bange darob. Doch, Gottes Gnade ist unermeßlich. Bisweilen kehren frühere Eindrücke der Frömmigkeit mit dem glücklichsten Erfolg zurück. Das Gebet, welches der ganz verlassene, der sorgloseste Sünder oft wiederholte: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens“ vermag die Gnade Gottes wunderbar zu bewegen und bewegt sie auch wirklich zur Hilfe von

denen, die über dem Abgrund des Todes hängen. Aber dennoch ist es sehr gefährlich, die Reue auf das Todbett zu verschieben. Gott gebe es, daß keiner meiner Leser in dem letzten Schiffbruch des Lebens an dieses gebrechliche und unsichere Brett sich hängen möge.

Ich dachte bereits diese mächtige Frage bei meinem bevorstehenden Besuche des sterbenden Diebes zu gewärtigen.

Die meisten meiner Leser kennen den schlechten Ruf, in welchem Field-lane und deren nächste Nachbarschaft seit sechs Jahren stand. In der That, vor einem oder zwei Jahrhunderten war sie der erste Sammelplatz von Dieben, Beutelschneidern und Vagabunden jeder Art. In verpestetem Elend, in den schon von außen sichtbaren Zeichen des Lasters und der Wildheit, der ärgsten Liederlichkeit übertraf es sogar das Rabennest von Westmünster, den Borough Mint oder die verrufenste Gegend von Lockes Fields. Es war die vornehmste Schutzwehr und Hauptfestung der Verbrecher in England, wo jeder Anstand ausgejagt war, wo jedes Gesetz verlacht wurde, und die Diebe in dunkler Nacht einen sichern Hafen und eine sichere Freistätte fanden. Die vielen kleinen und gekrümmten Gäßchen, Straßen, Höfe und Durchgänge scheinen ganz eigens hergerichtet, um jede Verfolgung herauszufordern. Sie schlingen sich wie ein Netzwerk rings um den nordwestlichen Winkel von Alt-Smithfield. Die neue Farringdonstraße hat diese unreine Arterie entzweigeschnitten. Sie schleifte die eine Hälfte der Fieldstraße und andere bekannte Höhlen des Lasters

und zersprengte eine ganze Colonie von Diebs-Hehlern. Die anderen Verbesserungen vertilgten eine große Zahl der abscheulichsten Nester des Verbrechens in dieser unglücklichen Gegend. Aber vor sechs Jahren war der Pfuhl unberührt; in dieses elende Viertel der Metropolis steuerte ich also, um den sterbenden Alick Leary ausfindig zu machen. Ich war ziemlich genau mit dem Hof betraut, in welchem er hauste, da mein geistliches Amt mich bisweilen dahin führte. Ich will den Leser nicht aufhalten mit der Schilderung seines schmutzigen, eckelhaften Geruches, noch des mörderähnlichen Gesindels, das diese häßlichen Gäßchen und seine Bewohner kennzeichnete. Drei betrunkene Landstreicher, mit gräßlichen Gotteslästerungen fluchend, gingen eben miteinander. — Da meine Person wohl bekannt war, wurde ich sogleich erkannt und das Schwatzen hörte auf, als ich Nr. 17 erreichte. Große, brutale Männer und wilde Weiber mit blutigen Narben in ihren häßlichen und übel gezeichneten Gesichtern verschwanden in die verschiedenen Eingänge und ein Geflüster entstand, daß der Priester zum Leary, dem „Mordskerl,“ ginge. Ich weilte nicht, ihre leidenschaftlichen Spöttereien zu hören, noch den Strom von Gotteslästerungen, die sich über seine etwaige Reue ergoßen, und eilte die Treppe hinauf. Wie bei vielen meiner Krankengänge mußte ich bei dem zerbrochenen und verschundenen Geländer vorsichtig meinen Weg gehen, denn es war kein Licht da. Ich klomm beinahe bis zum Dachstübchen empor. Das war Gottlob so weit oben, daß das Geschrei und die

Unruhe des lärmenden Hofes dort nicht mehr gehört wurde.

Als ich am Landungsplatze hielt, um zu Athem zu kommen, der unter dem steilen und langen Steigen und unter den ungesunden Dünsten der schwefelhaltigen Steinkohlen, die jeden Theil des Hauses füllten, bedeutend litt — öffnete sich die Thüre der Dachkammer und die arme Mary Donovan stand vor mir. Ein Schimmer aus einer Dachlucke setzte mich in Stand, das gute Mädchen zu erkennen. Sie schaute mich so dankbar an, so demüthig und flehend, und dieser stumme ausdrucksvolle Blick schien mich um Mitleid und Milde für den elenden Mann darinnen zu bitten. Kein Wort kam über ihre Lippen, denn sie war zu angstvoll, um zu reden. Ich ging hinein.

Der arme Mann lag in einem Bett am Boden, aber es war rein und sauber. Er lag auf seinem Bett, ähnlicher einem Leichnam, als einem lebenden Wesen. Der eine Arm hing seitwärts herab, während der andere auf der Decke lag, offenbar ganz erschöpft und schrecklich abgezehrt. Sein Bart war seit Wochen nicht abgenommen, so daß wenig von seinem Gesicht sichtbar war, da ihm auch die Haare herabfielen. Seine gerunzelte Stirne war ganz weiß, daß man die blauen Aederchen gut verfolgen konnte; seine Nase war zerquetscht, die Backenknochen traten schrecklich hervor, so gänzlich war das Fleisch eingefallen und abgezehrt; seine wenig geöffneten Lippen konnte man vor dem dichten Bart, der sie umgab, kaum gewahren, aber die Zähne waren sichtbar und so weiß,

daß das ganze Gesicht ungewaschen schien. Der klebrige Schweiß des nahen Todes perlte langsam von dem schmutzigen Gesichte, er lag in einem Schlafe wie im Grab; würde sich nicht die Decke kaum bemerkbar gehoben haben, so hätte man denken können, daß ihn der Geist bereits schon verlassen habe. Obwohl schrecklich herabgekommen, so zeigte doch noch die Größe der Knochen und Sehnen der Arme und der Brust, daß er im gesunden Zustand ein Mensch von ungeheurer Stärke und Muskelkraft gewesen sein mußte.

Mary flüsterte mir zu, daß er seit zwei Stunden schlafe. Sie hatte ihn schlafend verlassen, als sie zu mir ging und er war noch in demselben dunkeln und todtähnlichen Zustand der Ruhe. Ich betrachtete den armen Verbrecher einige Minuten und betete brünstig zu Gott um seine Hilfe. Endlich regte sich der eingebundene Arm, der auf der Decke lag, mit einem krampfhaften Ruck, die Finger bewegten sich und gingen langsam durch sein wirres Haar, die Augen öffneten sich, sahen leer ringsum und schloßen sich wieder, dann lispelte er ganz schwach: „Mary.“

„Da bin ich, lieber Alick — antwortete sie liebreich — fühlst Du dich besser auf deinen langen Schlaf?“

„„Nein, armes Kind, gar nicht; ich muß weiter, muß bald weiter. Mein Leben wird bald gar sein und dann beginnt die Nacht, die Todesnacht, von der kein Erwachen —““

„Aber, lieber Alick, hast du denn nicht gebetet, daß der allmächtige Gott sich deiner erbarmen

möge und daß du dich noch für den Tod vorbereiten könntest?"

„„Wohl, Mary; aber welche Aussicht hat ein armer Sünder, wie ich? Keine, keine — rief er jammernd aus — da ist keine Aussicht auf Erbarmen. Ich habe sündig gelebt und werde in meinen Sünden sterben; ihrer sind mehr als Haare auf meinem Kopf oder als Sand am Meeresufer. Ich sage dir, Mädel, ich habe keine Hoffnung. Ich werde so gewiß in alle Ewigkeit verdammt, als du an meinem Bette stehst. O welch ein verruchter Kerl bin ich gewesen! Macht aber nichts, Mary, weine nicht so — fuhr er fort, als ihr heftiges Weinen an sein Ohr traf — wein' doch nicht so, Mary; es wird bald vorüber sein, und Gott segne dich dafür, denn du warst ein gutes und treues Mädel gegen mich. Ich wollt', ich hätte dich besser behandelt.""

„O Alick — sagte sie — denk' doch nicht daran, Alles, Alles ist verziehen. Aber wende dein Herz zu Gott um seine Verzeihung. Lieber Alick — sagte sie und kniete an seinem Bette nieder, so daß er jede Silbe, die sie sprach, deutlich hören konnte — ich habe dir einen Priester hergebracht, der dich Beicht hören soll."

Mit unglaublicher Anstrengung fuhr der Kranke im Bett auf und starrte wild umher. Ich war im tiefen Schatten in einiger Entfernung vom Bett gestanden und kam nun vor. Als seine aufgeregten Augen mich fanden, sah er mich lang und ernstlich an, seine Lippen bebten, jede Muskel seines Gesichtes war in heftiger Bewegung und als glückliches Zeichen der

Reue liefen ihm dicke Thränen über die Wangen; er seufzte laut aus Herzensgrund.

„Und willst du bereuen, mein armer Freund — sagte ich — willst du's probiren und dich mit Gott versöhnen?"

„„Zu spät, zu spät!"" — rief er traurig und sank erschöpft auf die Kissen zurück.

Ich war eben daran, ihm die unbegränzte Barmherzigkeit Gottes und die genugthuenden Verdienste seines Erlösers vorzustellen, als ich schnelle Tritte die Treppe heraufkommen hörte; sie gingen zur Thüre, diese öffnete sich und ein alter Mann von ehrwürdigem Aussehen, weißhaarig und anständig gekleidet, trat eilig in die Kammer.

„Bitt' Euer Hochwürden um Verzeihung — sagte er — Sie sind, wie ich sehe, ein Priester; sagen Sie mir doch, ist Alick Leary hier?"

„„Ja, der da — sagte ich auf das Bett weisend — ist der arme Mann."" Wie der Alte auf das Bett sah, war es, als wolle ihm auf einmal ein keuchendes Schluchzen ersticken. Er beugte sich näher, als könne er es gar nicht glauben, was er sehe. Endlich fand das schreckliche Wiederfinden statt. Er streckte seine Arme aus und rief voll Mitleid:

„Alick, mein theuerster, mein armer lieber Bub, dein alter Vater ist da, um dich zu holen. Du wirst doch jetzt nicht sterben, da ich gekommen bin den weiten Weg von Irland, um dich wo möglich noch ehrbar und gut zu machen. Und deine arme Mutter, Alick, welche im letzten Winter gestorben, hat bis zum letzten

Athemzug für dich gebetet und dich gesegnet und nur den einen Wunsch gehabt, noch einmal ihren Liebling zu sehen, bevor sie zu Gott ginge. Lieber Alick, ich stehe nun allein in der Welt, komm' mit mir, Liebster, wir gehen in die alte Heimath, du wirst ein ehrlicher Mensch sein und wir werden glücklich beisammen leben."

Der Kranke wendete sein Antlitz gegen die Mauer und weinte.

„„Meine Mutter, meine Mutter — stieß er heiser heraus — meine gute, gütige Mutter, vor ihr habe ich wieder ein Verbrechen mehr zu verantworten; ich tödtete sie, ich brach ihr Herz.""

„Nein Alick, mein Sohn, du hast's nicht gethan. Sie starb glücklich, mit all den feierlichen Gebräuchen der Kirche und ihre Liebe zu dir war ganz herrlich, als sie verschied. Das letzte Wort, das über ihre Lippen kam, war ein Segen für dich und daß Gott in deinem Herzen die Reue entzünden möge. Und du bereuest? nicht wahr, mein Sohn!"

„„Ja, Vater! und aus ganzem Herzen! doch weh! wie schwarz und schrecklich sind meine Verbrechen."" Dann faltete er plötzlich, wie um zu beten, seine Hände und rief heftig: „„Heiliger Gott, mein Gott, mein Gott! Verzeihe mir in deiner unbegränzten Barmherzigkeit, vergib mir meine Sünden!""

„Er wird es, er wird's, mein lieber Bub. Warum willst du verzweifeln? Seine Gnade, mein lieber Alick, ist sicherlich tausend und millionenmal größer als deine Sünden. Doch, armer Alick, hier ist der Priester der Kirche; soll er nicht deinem Gewissen helfen

und dein verwirrtes Herz erleuchten, die schwere Bürde beiseit zu schaffen, die auf dir liegt und die schwarze Last wegzunehmen, die auf deinem ganzen Leben liegt."

O wunderbare Kraft der weit über das Grab wirkenden Mutterliebe; nicht die Stimme des Herzens nicht die Sprache der Liebsten vermochte es den armen Verbrecher umzuwandeln, aber der heilige Segen der Mutter wirkte das Wunder!

„„Ja Vater, ich will beichten, denn ich fühle jetzt, daß die Gnade Gottes wirklich unendlich ist.""

Heilige Macht der christlichen Liebe! Wie schön, wie siegreich und beredt strömte die reine Liebe des Herzens vom Munde dieses alten Mannes.

Thränen und Lächeln lagen auf seinen bewegten Zügen, als er sich an mich wendete. Als er dann endlich die Mary gewahrte, wurde sein Blick düster und beinahe ernst.

„Ich hoffe, junge Frau, daß ihr mit meinem Sohn nicht in Gesellschaft seid?"

Mit einigen Worten, die ich ihm zuflüsterte, war der alte Vater mehr als zufrieden. Er drückte herzlich die Hand des weinenden Mädchens und sagte zu ihr im Tone der äußersten Güte:

„Herzenskind! Verzeihst' mir schon, wenn ich dich nimmer erkannte. Gott segne dich und vergelt's gütigst, was du an meinem armen Buben Alles gethan hast. Komm' — Beste, lassen wir Alick allein mit dem geistlichen Herrn."

Sie verließen das Zimmer; es war nun die Zeit der Prüfung, es galt, ob Gott oder der böse Engel

siegen solle, ob die Sünde verziehen und eine unsterbliche Seele gerettet werden könne. Ich schloß die Thüre sorgsam mit der schlechten hölzernen Klinke, setzte mich an das Bett des nun reuigen Sterbenden und betete selbst ernstlich, als ich mich zu meiner heiligen Function bereitete . . . . Eine Stunde oder mehr verging . . . . Der gute Engel gewann. Der sterbende Mann wurde, wie ich zuversichtlich glaube, ganz mit Gott versöhnt. Er hatte gebeichtet. Der volle Strom der Zerknirschung begleitete ihn durch die ganze heilige Handlung und auf dessen läuternden Gewässern war er dahin getragen. Hatte er auch viel gesündigt, so war auch seine Reue groß, tief und aufrichtig. Er faßte in diesen Augenblicken das rettende Kreuz seines Erlösers und hielt es in dieser letzten und zerknirschten Umarmung, bis die Verdienste und das heiligende und versöhnende Werk seines Erlösers seine arme sündige Seele füllte. Glaubensfreudig, hoffnungsfroh, und ich möchte sagen, voll Liebe und Zerknirschung empfing er die sacramentale Absolution und den Nachlaß aller seiner Sünden. Mit denselben gotteingegebenen Gefühlen empfing er die heilige Oelung, den letzten feierlichen Segen und die General-Absolution der Kirche. Dann sprach er in wenigen aber feurigen Worten seine Dankbarkeit gegen Gott aus, ergab sich ganz in seinen heiligen Willen und opferte ganz demüthig und zerknirscht seine gegenwärtigen wie noch kommenden Leiden als eine kleine Vergütung für seine vielen und gehäuften Verbrechen.

„„Das allein macht mir noch Kummer, Vater, sagte er, daß ich nicht Alles wieder gutmachen kann, was ich geschadet."" Ich lispelte ihm etwas in sein Ohr, den Erfolg wird man sehen.

Die Beicht und Oelung machte ihn auffallend besser. Ich sah, daß für diese Nacht noch keine Gefahr war, hieß ihm also, er soll sich für den folgenden Morgen auf den Empfang des heiligen Sacramentes vorbereiten. Sein Blick war die Dankbarkeit selbst.

Dann rief ich seinen Vater und die arme Mary herein. Auch ihr sagte ich Etwas leise in's Ohr, worauf sie erröthete und glücklich und dankbar dareinsah. — Die Folge wird es zeigen.

Am nächsten Morgen brachte ich ihm das anbetungswürdigste Sacrament. Gott schien die Herzen der elenden Bewohner dieses Hofes gerührt zu haben, denn jetzt sah ich nichts als respectsvolle Blicke und theilnehmende Fragen über den armen Alick. Ich beantwortete sie mit einer bündigen Ermahnung, ihr Leben zu bessern. Auch das wurde freundlich aufgenommen. Ich fand den würdigen alten Leary, er hielt zärtlich in seiner rechten Hand die seines Sohnes, Mary kniete vor dem niedern Bett und las in einem lieblichen innigen Ton die Gebete vor der Communion. Sie war eben damit zu Ende als ich eintrat. Wie hatte sich das Gesicht meines Beichtkindes geändert! Er war rasirt, hatte durch seinen Vater reinliche Wäsche bekommen und saß durch einige Kissen unterstützt aufrecht in seinem Bett. Obwohl der Tod sich sichtlich näherte, war doch sein Auge äußerst ruhig

und glücklich. Er war ganz vorbereitet. Ich reichte ihm das Brod der Engel, den Leib unseres Heilandes. So oft ich ihm die Worte des Glaubens und der Zuversicht vorsagte: „Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort und meine Seele wird gesund", schlug er an seine Brust mit demselben demüthigen Gefühl der Reue, wie der gute Publican in der Parabel that, die unser Herr erzählte. Sein guter Engel mußte sich freuen in dem glückseligen Augenblick der Vereinigung mit Gott und der böse Versucher floh sicherlich hinweg von dieser friedlichen Stätte des Todes.

Gegen zehn Minuten verharrte er schweigend im Gebet. Er hielt die mageren Hände über die Augen, aber durch seine Finger floßen glückliche Thränen. Ich las dann laut die Empfehlung der scheidenden Seele, denn der graue Schatten des Todes zog schon über sein Gesicht und schärfte seine Züge in jedem Augenblick. Dann hielt ich ein.

„„Hochwürdiger Herr — sagte er — Sie sprachen mir gestern zu wegen Restitution. Jenen, die ich beraubt und bestohlen habe, kann ich unglücklicher Weise nichts mehr zurückgeben. Gott weiß es, ich würde es mit Freuden thun, wenn es möglich wäre. Das ist nun ein schwerer Kummer für mich. Aber da ist Jemand, Herr, den ich auf's grausamste und ganz schändlich verletzt habe, es ist, Gott sei's gedankt, noch nicht zu spät, eine kleine Vergütung im letzten Augenblicke zu machen. Vater — sagte er, indem er sich an seinen gerührten Vater wendete, der auf jedes

Wort hörte, das sein Kind sprach — Vater, ich habe das gute, liebe Mädchen, die neben dir steht, unglücklich gemacht auf ganz schlechte und gottlose Weise, indem ich sie zu heirathen versprach und nie so ehrenhaft war, es auch zu halten. Wenn Sie, hochwürdiger Herr, unsere Hände zusammenfügen würden, ich will sie heirathen, daß sie so ihren guten Namen wieder bekomme und daß mir Gott gnädiger sein wolle, wenn ich weiter muß.""

„Alick! — sagte der alte Mann mit Thränen in den Augen, indem er ihm die schönsten, irischen Schmeichelnamen gab — das hast du brav gemacht; du wirst nach dieser guten Handlung glücklich sterben. Bist du einverstanden, mein theueres Kind?" fragte er die gleichfalls weinende Mary.

„O ja — sagte sie sanft — ich werde von nun an in Ihr Antlitz sehen, ohne mich schämen zu müssen, Herr Leary, wenn lieb Alick mir den Ring an den Finger gibt, wie er mir vor Jahren versprochen hat."

Sie hatte am vergangenen Abend noch bei mir gebeichtet, also war sie ganz vorbereitet. Ich copulirte sie demnach, indeß der Tod schon über das Gesicht des Bräutigams zog. Mary kniete vor seinem Bett, um seinen Ring zu erhalten, sie wurden gewechselt und unter Gebet eingesegnet. „Meine Frau" — sagte er zärtlich und innig; „Mein lieber, lieber Mann" war ihre herzige Antwort. Eine lange, liebevolle Umarmung folgte dem heiligen Akte, als der alte Vater sprach:

„Laß' mich doch, liebe Mary, auch hinzu, daß ich meinen Herzensjungen noch küssen kann, bevor er mir entrissen wird."

So redend beugte er sich über das Bett, schlang seine Arme um den Nacken des Sohnes, legte sein Haupt an seines Lieblings pochende Brust und an seine eingefallenen Wangen und ergoß eine Fülle der innigsten Zärtlichkeit. Endlich sprach er leise zu ihm:

„Herzenskind! du gehst nun zu deinem heiligen Gott und zu seiner jungfräulichen Mutter. Du kommst nun zu deiner eigenen Mutter, die dich geboren und so zärtlich geliebt, die bis zum letzten Athemzuge betete, daß sie dich wieder im Himmel finden möge. Jene Gebete für dich wurden erhört, mein lieber Bub! und Gott — sein heiliger Name sei benedeit — war außerordentlich gütig gegen dich in deinem letzten Augenblick. Sollte ich dich nimmer wiedersehen auf dieser kalten Welt, du mein Augapfel? Aber Alick! ich will gewiß ein gutes Leben führen, daß wir uns glücklich drüben wieder zusammenfinden mögen bei Christus und seinen Heiligen in Ewigkeit! Amen!"

„„Vater — sagte der Sterbende — mein Augenlicht ist weg, ich sehe dich nicht mehr, allein ich höre deine Stimme, ich sterbe nun glücklich. Theuerer Vater gib deinem Alick den Segen und lege mein Haupt nochmal an das Herz meiner lieben Mary; so werde ich seliger sterben.""

Der gerührte Vater gab feierlichst und aus ganzem Herzen seinen Segen. Seine junge Frau glitt geräuschlos an die andere Seite des Bettes, nahm das

Haupt ihres sterbenden Mannes in ihre Arme und benetzte sein Antlitz mit ihren rollenden Thränen, die sie nicht mehr zurückdrängen konnte. Ich betete wieder mit ihm, er wiederholte den heiligen Namen Jesu, drückte ein kleines Crucifix innig seine Lippen und verathmete ruhig unter diesem stillen Zeichen reuiger Liebe. —

XV.
Hungerstod und Noth.

I.

An einem Sonntags-Nachmittag im Winter des Jahres 1848 hatte ich so eben die Vesper beendet und legte in der Sakristei die priesterlichen Gewande ab. Mein Gemüth war in schöner Stimmung: Die Töne der erhebenden Psalmen, der Strom von heiligen Melodien klangen mir noch nach, die tröstlichen Worte des königlichen Sängers: „Nos qui vivimus, benedicimus Domino“ *) standen noch vor mir und ich fühlte neuen Dank, daß die letzte grausame Seuche keine größeren Verheerungen in meiner Gemeinde angerichtet, daß ich wieder das Glück hatte, ihr mit dem letzten Vermächtniß der göttlichen Liebe den Segen zu ertheilen: mit dem heiligsten Sacrament. Ich war gerade daran fortzugehen, als ich in meinen Betrachtungen unterbrochen wurde, durch den Eintritt eines jungen Mädchens, das etwa sechzehn bis siebzehn Jahre zählen mochte. Sie war sehr ärmlich gekleidet, aus ihrem Gesichte waren Hunger und Sorgen zu lesen.

*) Wir, die wir leben, preisen den Herrn.

Weinen und Schluchzen ließen sie einige Minuten nicht zu Wort kommen, endlich erzählte sie mir unzusammenhängend, wie ihre Schwester sehr krank sei, wie sie fürchtete, daß jene dem Hungertod nahe, und daß auch deren beide Kinderchen sich in demselben Elend befänden. Ich fragte sie, ob ihre Schwester verheirathet sei.

„Ihr Mann, hochwürdiger Vater, starban der Cholera und seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen, denn sie zog in eine andere Wohnung; trotz dem, daß ich mich so oft erkundigte, brachte ich doch nie heraus, wo sie sei; hätte ich gewußt, wie schlecht die arme Johanna daran ist, ich hätte lieber die Schuhe von den Füßen und selbst das Kleid vom Leibe gegeben und sie verpfändet, als sie in einem solchen Zustand zu finden wie heute Nachmittag. O Vater, um Gottes Willen, gehen sie zu ihr, denn ich fürchte, sie stirbt, und Niemand im Hause wird sich ihrer annehmen!"

Ich versprach ihre Schwester sogleich zu besuchen, eilte auf mein Zimmer, rief der Haushälterin und befahl, mir einige Stückchen Fleisch zwischen Butterbrod zu richten, goß dann Wein in ein Fläschchen, das mir bei solchen Gelegenheiten schon oft gedient hatte und eilte, als ich Alles besaß, was bei einem Krankenbesuche nothwendig ist, an den Ort meiner Bestimmung. Es war Charles Street, Drury Lane, eine übelberüchtigte Gegend, welche seit einem Jahrhundert von der niedrigsten Menschenklasse mehr vollgestopft als bewohnt ist. Tiefgefallene Frauen, Räuber und Diebe

Obsthändler und Balladensänger, Hundediebe und Bettler bilden den Kern ihrer Bevölkerung, außerdem hausen dort die Aermsten der armen Handwerker (welche Flickarbeit für die Kleidertrödler in der Nachbarschaft machen) und alle verlassenen und verlorenen Glieder der unglücklichen Menschheit. Ich vergaß zu erwähnen, daß das Mädchen, welches mich zu der Kranken rief, nicht zu ihrer Schwester zurückkehren konnte, sondern wieder nach Hause in ihren Platz gehen mußte, weil die zwei Stunden, die sie monatlich frei hat, schon verflossen waren.

Charles Street, diese elende Gegend, war mir nicht fremd. Ich betrete sie jedoch nie, außer wenn es die Pflicht erheischt, obwohl es jetzt bei weitem nicht mehr so gefährlich ist, als vor wenigen Monaten; denn Pater Hodgson eröffnete eine Mission in Charles Street, dem Mittelpunkt der Verworfenheit, zu dem ausdrücklichen Zwecke, jene armen unglücklichen Frauen zu retten, welche buchstäblich die Strassen erfüllten. Sie dauerte mehrere Wochen mit dem glücklichsten Erfolg; Viele von jenen, welche um zu fluchen, zu spotten oder zu lästern gekommen waren, blieben um zu weinen, zu beten und zu beichten; manch reuige Magdalena wurde aus dem Abgrund des Lasters errettet und übt jetzt in einer katholischen Zufluchtsstätte heilige Buße. Wollte Gott, wir hätten die Mittel— denn, wenn die nöthigen Summen hätten erlangt werden können, ein ganzes Schiff voll jener Unglücklichen, Reuigen und Gottversöhnten wäre wohl mit Vortheil nach Australien gesandt worden, und sie wären für

die Zukunft vor Versuchung gesichert gewesen. Nur für Wenige konnte gesorgt werden; für die Uebrigen bleibt noch immer große, ernste Besorgniß. Wer wird sie beschäftigen? Wer wird das arme gerettete Mädchen, welches bittere Thränen der Reue über seine Sünden geweint hat und aufrichtig verspricht, sie wolle lieber sterben, als zu dem früheren hassenswerthen Lebenslauf zurückkehren, wer wird es in sein Haus aufnehmen?

Wenn es überhaupt ein Liebeswerk gibt, das Gott wohlgefälliger, als ein anderes ist, so bedünkt mir, Gott müße wohl Demjenigen den Vorzug geben, der seine helfende Hand den in der Tugend Schwachen und Lahmen reicht, der sich durch ihren früheren Lebenslauf nicht entmuthigen läßt, der den Eckel vor ihrem ehemaligen Aussatz überwindet und sie durch freundlichen, bereitwilligen Beistand in den ersten schwachen Anfängen einer vollkommenen Lebensbesserung zur Beharrlichkeit ermuntert. Dieser Gedanke hat unsere Armenhäuser zur Rettung der verwahrlosten Jugend, ins Leben gerufen, jene Vereine zur Sorge für entlassene Sträflinge und jene Besserungsanstalten für verlorne Mädchen. Die kalte Gefühllosigkeit kann sich eines vornehmen Lächelns darüber natürlich nicht erwehren, aber die Engel im Himmel freuen sich über solche Liebe und Gott selbst gibt seinen Segen dazu.

Eine Viertelstunde darauf, nachdem ich gerufen worden war, befand ich mich in Charles Street. Es ist eine lange, enge Gasse, früher bekannt unter dem Namen Leukner's Lane und läuft von Drury Lane

aus parallel mit der Rückseite von Great Queen-Street. Ich betrat sie so zu sagen mit Eckel und einem tiefen Gefühl des Abscheues, wie es immer der Fall ist, so oft mich die Pflicht an jenen verpesteteten Ort ruft. Fast vor jeder Thüre waren Mädchen versammelt, deren Aussehen und Anzug ihr unverschämtes Gewerbe verrieth. Nicht ein Wort wurde gesprochen als ich vorüberging und Viele schlugen beschämt die Augen nieder. Sie sahen, daß ich ein Priester sei und Viele davon waren, wie ich fürchte, katholisch — vielleicht hatte sie nur die grausige Noth in die Straßen getrieben. Einige der armen Elenden grüßten mich und eine Thräne, vielleicht der Reue, zitterte im Auge. Gott helfe ihnen! Ich bemitleidete sie und betete für sie, während ich vorüberging. — Es hielt nicht schwer das Haus zu finden, es war mir bekannt, da ich dort schon einmal einem Sterbenden beigestanden hatte, der in einer Schlägerei tödtlich verwundet worden war. Ich hatte vergessen, das Mädchen, das mich gerufen, zu fragen, welches Zimmer des Hauses ihre Schwester bewohnte. Das war mir unangenehm, denn ich war genöthigt, mich bei der Hauswirthin zu erkundigen, einer elenden, zänkischen Branntweintrinkerin, mit welcher ich ihres unordentlichen Hauses wegen, jahrelange Fehde hatte. Dieses Mal war sie jedoch in ganz absonderlicher Weise nüchtern und ziemlich artig. Ich verschob etwaige Vorstellungen auf ein anderes Mal und frug nur, in welchem Zimmer Jane Larkins wohne.

„In dem Dachstübchen rückwärts, Euer Hoch-

würden, sie ist nur zu lange schon dort gewesen; ist mir den Zins noch schuldig seit drei Wochen und vier Tagen; hätte sie schon längst hinausgeschafft, wenn ich nicht fürchtete, sie würde auf der Straße sterben."

„„Wißt Ihr, daß sie dem Hungertode nahe ist?""

Nein, Euer Hochwürden, ich weiß es nicht, ist mir aber gleich, wenn es auch so wäre; ich muß für meine eigenen Kinder sorgen, um Steuern und Abgaben zu bezahlen und kann nicht meinen Kindern das Brod aus dem Munde nehmen, um es ihres Gleichen zu geben."

Sie hätte lange noch den unmenschlichen Strom ihrer Redseligkeit fortfließen lassen, hätte ich nicht kurz abgebrochen, indem ich rasch von ihrer Thüre weiter ging und den ersten Absatz der steilen schlüpfrigen Treppe hinaufstieg. Es war bereits Dämmerung als ich kam und innen stockfinster.

„Halten Sie, Herr — sagte die weich gewordene Amazone — ich will Licht anzünden, denn unser Stiegenhaus ist etwas finster und die Treppen bedürfen des Ausbesserns, das Geländer ist vielleicht auch nicht so gut, als es sein sollte; wehe denen, die es gestohlen haben und als Brennholz gebrauchten! Es möchte für Sie nicht rathsam sein, ganz allein an einigen Zimmer-Thüren vorbei zu gehen, denn ich habe ein paar Hundeliebhaber über zwei Stiegen, deren Bulldoggen sehr geneigt sind, Fremde zu beißen. Jetzt mein Herr, folgen Sie mir und geben Sie Acht, wenn Sie auftreten!"

Ich folgte der geschwätzigen Hausfrau mit Mühe

die Treppen hinaufkletternd. Jedes Zimmer an dem ich vorüberging und es gab deren drei in jedem Stockwerk, war von einer oder von mehreren Familien bewohnt. Aus einigen dieser elenden garstigen Zimmer hörte man den heiseren Lärm eines Streites, den dumpfen Ton schwer auffallender Schläge, Klagen, Geschrei und Seufzer von Frauen, die von ihren trunkenen Männern geschlagen und geschmäht wurden, man hörte ihr Geheul um Erbarmen und das geängstigte Schreien der Kinder: „O Vater! tödte die arme Mutter nicht!“ und vieles Andere, was von roher, trunkener Gewalt, von besinnungsloser Wuth, von sorgloser Verworfenheit zeigte, bestürmte mein ungern vernehmendes Ohr, als ich behutsam die gefährlichen Stiegen erkletterte. Endlich blieb meine Führerin stehen und pochte an einer der hinteren Dachstuben. Sie klopfte nur einmal laut mit ihren knochigen Fingern, worauf eine leise Stimme von Innen eintreten hieß. Dieses that sie jedoch nicht, sondern gab mir das Licht und zog sich eilends zurück. Ich öffnete die Thüre und trat in das Stübchen.

Da zeigte sich mir eine jener Scenen des Elends wie sie keinem Anderen als dem Doktor und katholischen Geistlichen vorkommen werden. Statt der Decke sah man gleich die Balken und Ziegel des Daches. Dem Licht war nur ein schwacher Zutritt gestattet durch ein kleines Fenster, welches eigentlich ein bleiernes Gitter war, das einige Scheiben groben, grünen, gepresten Glases enthielt — einige davon waren zerbrochen, andere mit Papier ausgeflickt. Durch dieses

Fenster hatte man bei der neblichten schwachen Beleuchtung des aufsteigenden Mondes die Aussicht auf eine Menge von Hausdächern, die mit dem schmutzigen Schnee wie man ihn nur in London sehen kann, bedeckt waren. Auf einem kleinen Roste klomm die heiße Asche eines fast erloschenen Steinkohlenfeuers, welche in dem Zimmer einen erstickenden Geruch verbreitete. Ein hölzerner Tisch, zwei abgenützte Binsenstühle und ein kleiner Kasten mit Schubladen, augenscheinlich ein Inventarstück des Trödelmarktes machten die ganze Einrichtung aus. An einem der Balken hing ein Florentinerhut und an der Kaminwand ein Briefbehälter, voll von Zeugen der Armuth — den Billeten des Pfandhauses. Neben dem elenden Feuer lag ein kleines Mädchen zusammengekauert, ein Stück von einem zerrissenen Bettuch umhüllte ihre abgemagerte Gestalt. Der Hunger war ihr in dem hageren blassen Gesicht zu lesen. Sie mühte sich umsonst, sich zu wärmen. Das Kind weinte: Man konnte diesen schwachen, tönenden Schrei nicht mißkennen. Es war der klagende Ton des Hungers, jener schrecklichste Schrei, der Allen, die ihn ein mal gehört haben, bis zur Todesstunde unvergeßlich bleibt. Auf dem Bett neben der Thüre — wenn das ein Bett noch genannt werden kann, was nur ein Haufen Stroh und Spähne war, von einem zerrissenen groben Zeug bedeckt — saß die arme Mutter des verhungernden Kindes. Sie neigte sich hin und her und bemühte sich umsonst einem kleinen Kinde Nahrung zu geben, dessen blaße Züge die Farbe des nahenden Todes trugen.

Noch tändelte das kleine Geschöpf mit den blauen Fingern auf der milchlosen Brust, heiße brennende Thränen der Mutter fielen auf sein graues trübes Gesicht, als es über den Mangel stöhnte. Und sie — o Gott! wie erbärmlich abgezehrt und elend sah sie aus; unsere Blicke begegneten sich und sie erkannte in mir ihren geistlichen Führer. Sie aber dachte nicht an sich, ihre Angst war nur für das Kind.

„O Herr, mein Kind stirbt, stirbt Hungers, und ich kann ihm nichts geben." Sie drückte das arme Kleine mit wahnsinniger Innigkeit an ihre abgezehrte Brust, wiegte sich hin und her und stöhnte so erbärmlich, daß es einen Stein hätte erweichen können.

Der erste Blick sagte mir, daß das unschuldige Kindlein dem Paradiese zueile; bald sollte es sich freuen, als ein kleiner Engel im Reiche seines himmlischen Vaters. Keine menschliche Hilfe, keine Arznei konnte das Leben desselben verlängern. Ich gab der Mutter und dem kleinen Mädchen, welches über der jetzt verglühten Asche auf dem Roste kauerte, in Zwischenräumen zu essen und einen Schluck von dem kräftigenden Weine, denn ich mitgebracht. Das Kind aß äußerst gierig; die Mutter erstickte fast an der Anstrengung zu schlucken — die Angst schwellte ihr Herz, wiederholt hielt sie inne, blickte sorglich in das Antlitz ihres Herzenskindes und reichte ihm wiederholt die Brust. Aber der Lebensquell war durch grausamen, langgelittenen Hunger vertrocknet. Als es mehrere Minuten still dalag und kein schwaches Seufzerlein mehr ausgestossen, da schaute die geängstigte Mutter lange und ernst in dessen an=

scheinend schlafendes Antlitz — dann durchkreuzte eine schreckliche Vermuthung wie ein Blitz ihr Gehirn, sie ergriff ihr Kind, drückte es krampfhaft an's Herz, rief es beim Namen, preßte unter den leidenschaftlichsten Ausdrücken der Liebe ihre noch hungernden Lippen auf die kleinen, bleichen hageren Wangen, betrachtete seine Glieder — sie waren steif und kalt wie Marmor — legte ihre Hand auf sein Herz, lauschte mit weit geöffneten Augen einige Sekunden lang und rief aus: „Mein Gott! mein Gott! mein Kind ist todt!"

II.

Die junge Frau lag in Ohnmacht; ein altes Weib (welches mit dem Verkauf von Zündhölzchen ihren Lebensunterhalt erwirbt) wohnte neben an, kam glücklicher Weise und half das betrübte Geschöpf wieder zum Bewußtsein bringen. Welch' ein Erwachen! Sie öffnete und schloß ihre Augen wieder, als ob sie sich überzeugen wolle, daß es kein Traum sei, dann blickte sie so wild und düster, daß es mir im Herzen weh that und ich nur mit Mühe meine Erschütterung und meine Thränen bewältigen konnte, obwohl ich an solche Scenen gewöhnt bin. Sie hatte sich ihres Verlustes noch nicht erinnert und schaute nach ihrem Kinde umher, das unterdessen so sorgsam wie möglich in ein Tuch gewickelt und auf den Tisch gelegt wurde. Ihr Auge nahm einen wahnsinnigen Ausdruck an, als ihr Blick die geheimnißvolle Last auf dem Tisch gewahrte und daran ruhen blieb. Sie sprang vom Lager, hob mit fiebernder Hast und zitternder Hand die Hülle und

blickte lange Zeit stumm in dessen Gesichtchen. Es war kein Zweifel mehr: der halbgeöffnete Mund, die gebrochenen Augen, die starren Züge, die marmorgleiche Steifheit der eingefallenen Wangen, die spitzigen Fingerchen der kleinen Hand, das Strecken der Glieder und die schauerliche Stille — alles verkündet mit furchtbarer Deutlichkeit die Wirklichkeit des Todes.

Sie beugte sich bis zum Boden und stöhnte und weinte bitterlich in dem Todesschmerz ihrer Verlassenheit. Ihr kleines Mädchen, welches bisher unbemerkt bei dem feuerleeren Rost geblieben war, kroch jetzt zitternd vor Frost, zu ihrer Mutter hin, schlang die Arme um ihren Hals und barg ihr Gesichtchen an dem Mutter-Herzen. Diese Handlung, so einfach sie war, wendete die Aufmerksamkeit der gebrochenen Frau von dem todten zu dem lebenden Kinde und ließ sie auf einen Augenblick ihrer tiefen Trauer vergessen. Sie fühlte, daß sie noch nicht kinderlos war und daß, nachdem auch das Eine zu Gott gegangen, doch das Andere noch Anspruch auf Mutterliebe mache. Einen traurigen, doch ergebenen Blick warf sie auf mich, als ich mich bemühte, sie zu trösten und durch die Verheißungen der heil. Schrift, die so tröstend durch das ganze heilige Buch ausgegossen sind, zu stärken. Den besten Erfolg hatte der auf ihren besonderen Fall angewendete Spruch: „Laßt die Kleinen zu mir kommen!“ Ich sagte ihr, welch’ glücklichen Tausch ihr Kind gemacht habe, indem es diese von Sünden und Schmerzen übervolle Welt verlassen, bevor seine Unschuld befleckt war, um des entschleierten Anblickes und des Besitzes

Gottes sich ewig zu erfreuen. Es würde nicht länger mehr hungern oder dürsten, nicht länger mehr Kälte, Mangel und Schmerzen leiden müssen, es wäre immer glücklich in der heiligen Engel-Gesellschaft und werde sicherlich für seine liebe Mutter bitten. Aber die Größe ihres Verlustes ließ noch keinen rechten Trost zu. Manchmal sprach sie den Tod als einen wilden, grausamen Feind an, der ihren Herzens-Willy weggenommen, und betete, es möchte dieser unerbittliche Feind auch sie wegnehmen. Sie hatte eine namenlose Sehnsucht nach dem Tode. Als ich diesen schmerzvollen Ausbruch zu bekämpfen suchte, wendete sie sich zu mir und sprach: „O Herr, Sie wissen nicht, was es heißt, eine Mutter sein und ein Kind verlieren. Mein größter Trost ist, wenn Sie mir versprechen, daß ich bald sterben werde.“ Als ich ihr sagte, sie dürfe nicht gegen den Willen Gottes den Tod wünschen, das Leben sei ein Geschenk, das man nicht leichtfertig wegwerfen dürfe, habe Gott ihr ein Kreuz aufgelegt, so werde er ihr auch Kraft geben, es in christlicher Ergebung zu tragen wenn sie demüthig darum bete — da murrte sie ungeduldig:

„Ich habe meine Trübsale lang genug getragen, ich kann es nicht länger mehr aushalten. Das Grab ist die einzige Ruhestätte für so arme, elende Geschöpfe, wie ich bin. Die Armen haben einen Trost bei ihrem Elend, daß sie den Tod nicht fürchten dürfen, wenn sie nur zu Sterben bereit sind, sie verlieren nichts mit dem Leben, sondern sie gewinnen Alles; Vater! können Sie denn wünschen, das ich noch lebe? Ich bin arm,

fremd und hoffnungslos, für mich ist das Leben nur eine Kette von Hunger und Elend!"

Ich will den Leser nicht mit den weitern Beweis-Gründen ermüden, mit denen ich den Kummer des jungen Geschöpfes zu mildern suchte, das erst zwanzig Jahre zählte. Sie hatte sich thörichter und leichtsinniger Weise mit sechszehn Jahren gegen den Wunsch ihrer Mutter verheirathet und bittere Früchte ihres Ungehorsams geerntet. Als ein unbesonnenes Mädchen stürzte sie sich ohne den Segen der Mutter in die Sorgen, Schwierigkeiten und Prüfungen des Ehestandes. Ihr Gatte war ein ebenso unerfahrener, gedankenloser Mensch. Die gewöhnliche Folge war: eine junge Familie und spärliche Mittel, sie zu erhalten. Er war ein Schneider von Profession, aber ein nachlässiger Arbeiter; er liebte Vergnügen, seine Pfeife, seinen Krug, seinen blauen Montag, an dem er im Hofe eines Wirthshauses Kegel spielte. So verlor er durch Nachlässigkeit schon im zweiten Jahre seiner Ehe sein Geschäft und war genöthigt, zur unsicheren und schlecht bezahlten Plagerei der Flickarbeit Zuflucht zu nehmen.

In dieser Zeit, wo Mangel und Hunger ihnen oft die Stirne boten, wohnten sie beide einer Mission bei, die der verstorbene Pater Dominicus, ein Priester wie ein Heiliger Gottes, hielt. Ihre schlecht bezahlte Arbeit war wenig, so hatten sie viel Zeit übrig, daß sie den rührenden Vorträgen gut beiwohnen konnten. Sie machten einen mächtigen Eindruck auf das Gemüth des armen jungen Mannes und seiner Frau.

Sie beichteten dem Pater beide, er wurde für sie ein Engel mitleidiger Theilnahme und Güte. Er ermuthigte sie mit Geduld und Ergebung die ihnen bestimmten Prüfungen zu ertragen und gab ihnen weisen väterlichen Rathschlag zur besseren Einrichtung ihres Haushaltes. Sein Rath war nothwendig und wurde genau befolgt.

Bald darauf wurde der arme Larkins kränklich, besonders litt er immer an der Gicht. Seine Finger schwollen und schmerzten so, daß er nur selten die Nadel mehr führen konnte. Der ganze Unterhalt der Familie fiel auf sein junges, mädchenhaftes Weib, und edel erfüllte sie jetzt das Versprechen, das sie am Tage ihrer Vermählung leichtsinniger Weise gegeben hatte: „für gute und böse Tage, unter allen Verhältnissen, in Krankheit und Gesundheit, bis der Tod uns scheidet." Sie arbeitete sich buchstäblich die Finger wund, um ihm und den Kindern Brod zu schaffen. Und wirklich hatten sie manchmal nichts als einen Bissen Brod. War die Arbeit wenig, was oft vorkam, so machte Brod und schwacher Thee wochenlang die einzige Nahrung des armen Larkins, seiner Frau und seines Töchterchens aus. Und worin bestand diese Arbeit? wie wurde sie bezahlt? Sie nähte Hemden und erhielt für eines höchstens fünf und einen halben Penny, und das war noch gut bezahlt, nahm aber, bis es fertig war, über einen Tag in Anspruch, den der unbarmherzige Contrahent forderte schöne Arbeit und kunstgerechte Stiche. Für Beinkleider, die sie säumte, einfaßte und mit Knopflöchern versah, be-

kam sie vier bis acht Pence, und vierthalb Pence waren der ganze Gewinn einer achtzehnstündigen Tagesarbeit, welches der armen Näherin nach Abzug der für sie so bedeutenden Ausgaben, wie Faden, Nadeln, Haften und Licht blieb. Der Zins mußte bezahlt werden; es wäre kaum der Fall gewesen, hätte nicht die unermüdliche Jane gerade zu dieser Zeit von der Familie eines benachbarten Handelsmannes bessere Arbeit erhalten.

Darauf kam Jane's zweites Kind zur Welt; traurig und schmerzlich war der Kampf mit dem Unglück, den das vielgeprüfte Ehepaar führen mußte. Sie wären zu Grunde gegangen, hätte sich nicht ihr Gatte an die Frau des Handelsmannes gewendet, der sie mit Arbeit versah. Sie erhielt Jane am Leben durch ihre noch rechtzeitig angewendete Barmherzigkeit; sie schickte ihr Nahrung und bezahlte die Kosten.

Ein noch größeres Unglück erwartete die arme Jane, ein Schlag, der sie wirklich zur Erde beugte und schmerzlich ihren neuerwachten Glauben und ihr Vertrauen auf Gott prüfte.

III.

Mit dem Jahre 1848 kam die Cholera und Friederich war eines der ersten Opfer. Er starb ganz ergeben, nachdem er noch Frau und Kinder in Gottes Schutz empfohlen. Wohl ihm, daß er sich in der Feuerprobe der Widerwärtigkeiten geläutert und ernstlich sein Leben gebessert hatte, ehe der Ruf in die Ewigkeit an ihn erging.

Jane zog dann in diese armselige Wohnung, da ihre frühere sie durch zu viele trübe Erinnerung traurig stimmte. So schwach und leidend sie war, so kämpfte sie noch fort und verschaffte ihren Kindern Brod fortwährend durch mühevolle, anstrengende Handarbeit; aber auch diese war nicht mehr zu bekommen. So viele Frauen waren dem Hungertod nahe, daß sie die Thüren der Trödler belagerten und die Bezahlung sich gegenseitig herabdrückten, nur in der Hoffnung dadurch doch Arbeit zu erlangen. Häufig hatte die arme Jane mit ihren Kindern tagelang nichts als um einen halben Penny Brod und oft auch gar nichts. Als ich zu ihr kam, hatte sie schon eine Woche lang keine Arbeit mehr gehabt und seit zwei Tagen nichts gegessen, da sie die letzte verschimmelte Brodkruste der kleinen Emilie gegeben. Kein Wunder, daß sie fast verhungerte und ihr Kind in articulo mortis war, als ich zu ihr gerufen ward, um sie zu trösten und ihrer grausamen Noth zu steuern.

Und ich half, Gott sei Dank, ihren Bedürfnissen, so gut ich konnte; die christliche Nächstenliebe eines ehrwürdigen Freundes hatte mir für solche Fälle eine Summe zur Verfügung gegeben. Ich bezahlte dem Cerberus von einer Hausfrau die rückständige Miethe, brachte die Kranke in ein reinliches Kämmerchen bei einer alten Irländerin, die in Drury Lane einen Obst-Laden hatte und die manche Nacht schlaflos damit zubrachte, die arme Jane in ihrem Kummer zu trösten und ihre und ihres Kindes wankende Gesundheit zu pflegen. Auch ließ ich das Kind begraben und bezahlte die Leichenrechnung. Jane's Dankbarkeit war

ohne Grenzen, daß ich ihr die Demüthigung erspart hatte, für das Begräbniß ihres verstorbenen Kindes die Hilfe der Pfarrei anzusprechen. Unter der freundlichen mütterlichen Pflege der guten alten Kitty Mc Carthy und mit guter Nahrung hinreichend versehen, gediehen Jane und die kleine Emilie sehr gut, so daß in einigen Wochen kein Mensch mehr in ihnen die ausgehungerten, gerippähnlichen Wesen erkannt hätte, die sie vor kurzem noch gewesen.

Kitty Mc Carthy war eine Capital-Person. Sie war hitzig, aber sie besaß ein gutmüthiges, argloses, vertrauendes Herz. Sie war ganz Herz und hatte dieser seltenen Waare zu viel, doch nur manchmal. Sie verschenkte den letzten Heller und übergab ihren ganzen disponiblen Schatz an werthvollen Dingen der gütigen Sorgfalt des Pfandhauses, um einer dürftigen Landsmännin zu helfen, besonders wenn diese „a Grecian“ war.*)

„Die armen Geschöpfe — sagte sie und verzog dabei auf ächt irische Weise ihren weitläufigen Mund — sie sind gewiß nicht an die argen Spitzbübereien einer Stadt gewöhnt, die mehr von Türken und Heiden als von Christenmenschen bewohnt ist; es wird mir dadurch, daß ich ihnen helfe, nie schlechter ergehen, und ist die alte Kitty einmal gestorben, so werden die armen Frauen, die sie hungerig und verlassen aufgenommen, als sie die kalten Straßen durch-

*) So werden alle gebornen Irländer genannt, die erst kürzlich nach England gekommen.

wanderten und die „Rauber“ sie in's Gefängniß führen wollten — so werden die armen Frauen ihr ein „Sie ruhe in Frieden!“ nachsenden.

So wurde ihr Zimmer oft von einer ganzen Familie ausgewanderter Irländer bewohnt. Sie war den ganzen Tag in ihrem Laden, wusch des Abends etwas für eine Nachbarin, arbeitete wie ein Pferd, damit die armen verhungerten Geschöpfe um sie herum Nahrung bei ihr fänden, daß sie ihnen „Speise und Trank“ geben und mit ihnen zanken und scherzen könnte. Diese segneten sie mit ganzer Seele und Kitty schätzte ihre Gebete und Segenswünsche höher als die Schätze eines Königs.

Eine kleine Schwäche hatte die alte Kitty, sie liebte ein Glas „Potheen“ außerordentlich, aber sie war mäßig in diesem Genuße. Sie sagte, er thue ihr gut und glätte die Falten ihres Herzens. Und es mag wahr sein; es mag aber auch sein, daß ich ihr Unrecht that, wenn ich sie tadelte und als eine Trinkerin darstellte.

„Ich bin nicht unmäßig, Euer Hochwürden, ich betrinke mich nie und entwürdige mich nie zum Thiere; nein, Niemand hat noch, Gott Lob, die alte Kitty benebelt gesehen, noch im geringsten betrunken, ausgenommen einmal bei einer Todtenwache, da überwältigte der Tabakrauch mich ganz und gewiß war nicht der Schnaps daran schuld; aber ich mußte es theuer büssen, denn in dem Getümmel wurde mir mein schönster Seidenhut und meine Haube ganz zerfetzt, an beiden Schläfen bekam ich blaue Flecken, sie hätten

mir beinahe die Augen aus dem Kopf geschlagen, und ich, eine anständige, tugendhafte Frau wurde gleich einem angereihten Zwiebelbund über die Leiche geworfen. Niemand wird Kitty Mc Carthy je mehr darauf ertappen, daß sie um einen Tropfen zu viel trinkt. Es war mir eine Warnung als ob mich ein Geist berührt hätte, und wird so bleiben, so lang ich einen gewöhnlichen Apfel vor einer chinesischen Orange noch unterscheiden kann. Und Euer Hochwürden werden mir gewiß ein Gläschen gönnen, wenn ich den ganzen Tag vor meinem Korbe sitzend halb todt bin vor Kälte und in der naßen Straße auf meinen Obstladen Acht habe, wenn Regen und Schnee mich bis in die Knochen erstarren gemacht und die Gicht meine Glieder verkrüppelt, gewiß dann, Vater, werden Sie mich nicht bei kaltem Wasser kasteien lassen und mich beim Worte nehmen, daß ich die mässigste Frau in der Pfarrei bin." Und ich ließ es bewenden.

Gewiß haben die meisten meiner Leser schon oft die geduldige Stärke bewundert, mit der die armen Apfelverkäuferinnen von London ihr hartes Loos ertragen. Im Sommer ist ihr Leben ziemlich erträglich, aber im Winter werden ihre Leiden manchmal schrecklich. Alt, kränklich, rheumatisch, halten sie im Freien, ohne Obdach, den ganzen Tag und oft bis in die Nacht unser rauhes, veränderliches Wetter aus, ohne Murren, ohne ein Wort der Klage, und das um den winzigen Gewinn von etlichen Kreuzern an ihrem spärlichen Vorrath. Stunden vergehen oft — Hunderte von Spaziergängern gehen gedankenlos an der armen Irlän-

derin und ihrem Apfelkram vorüber, — und doch kommt keine Klage, keine Sylbe des Neides über ihre Lippen, über solche, denen es besser geht, die bessere Nahrung und Kleidung haben. Sogar noch mehr! Wenn man die Lippen dieser alten Frauen genau betrachtet, ohne daß sie es bemerken, da sieht man, wie sie sich sanft und langsam im Gebet bewegen. Man könnte sagen, sie beten ihren Rosenkranz den ganzen Tag. Der Schluß-Vers ihres Gebetes ist immer: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen." —

Diese gute alte Seele stärkt sich auf ihren täglichen Kampf mit dem Leben und dessen Uebel durch das Anhören eines heiligen Meßopfers; sie empfängt wöchentlich das heilige Sakrament und ihre Liebe zu Gott, ihre Ehrfurcht für die Leiden ihres Erlösers ist tief und innig. Kein Wunder, daß ihr so außerordentliche Gnaden gegeben sind, so geduldig die Prüfungen ihres Lebens zu tragen. Kein Wunder, wenn ihre letzte Stunde sie freudig bereit findet, ihrem Gott zu nahen. Ihr Ende wird, wie das ihrer Schwestern, erbaulich und ganz heilig sein. Jeder Geistliche in London, mit dem ich noch hierüber gesprochen, hat diese irischen Aepfelverkäuferinnen in derselben Weise gelobt. Gottes heiliger Friede sei mit ihnen. Wenn Jeder, so wie sie nach ihren Kräften, mit seiner Fülle von Mitteln verfahren und sich der Menschheit annehmen wollte, wie wäre die Welt so schön!

IV.

Bis zum Februar war Jane's Gesundheit erträglich gebessert und auch ihr Gemüthszustand ruhiger geworden. Sie wohnte noch bei der guten Kitty Mc Carthy, welche erklärte, sie würde sich nicht um einen Topf voll Gold von ihr trennen. „Es ist möglich, daß nicht sie, sondern der muntere Liebling meine Wohnung so traut und heimlich macht, wenn ich von der Kälte komme — das helle Feuerchen auf dem Herd, darüber der Kessel siedend und singend — ein Stück geröstetes Brod — und meine Pfeife gestopft zum gemüthlichen Dampfen!" denn Kitty rauchte zum Thee und behauptete, er thue ihr gut gegen das Asthma — und ich glaubte es. Jane befand sich jetzt in viel besseren Verhältnissen, ihre mühselige Trödlerarbeit zu vier Pence täglich war vorüber, ich verschaffte ihr bei einem Tuchmacher beständige Arbeit, wo sie mit mässiger Anstrengung gegen zehn Schillinge die Woche hindurch verdienen konnte; für sie eine große Summe, die sie in den Stand setzte, sie und ihr Kind zu erhalten und an Kitty etwas für Bett und Zimmer zu bezahlen. So lebten sie alle glücklich zusammen.

Aber bald wurde ihre glückliche Zufriedenheit getrübt. Die kleine Emilie hatte sich nie ganz von der grausamen Entbehrung erholt, die sie damals gelitten, als ihr Brüderchen starb. Sie war ein zartes Kind mit großen blauen Augen, flachsgelben Haaren und von einer äußerst gewinnenden freundlichen Gemüthsart. Kitty vergötterte sie und sagte, sie sei zu gut für diese Welt, Gott würde sie nicht lange auf

dieser Welt lassen — und ihre Prophezeihung erfüllte sich bald. Sie erkrankte am Scharlach, der damals in der Nachbarschaft herrschte; einen Monat lang kämpfte die unschuldige Kleine gegen diese gefährliche Kinder-Krankheit. Sie starb mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ihre letzten Worte vertrauensvollen Gebetes waren: „Heilige Maria, bitte für uns!“ Sie ging auf Engelsflügeln zu ihrem Brüderchen in den Himmel. —

Jane war untröstlich. Das theuerste Band, das sie an's Leben fesselte, war entzwei. Der Tod hatte ihr nun Alles geraubt: Gatte, Kindlein und Tochter; alle waren hinübergegangen in wenigen Monaten! Ihre Gesundheit litt unter diesen wiederholten Schlägen. Ungeachtet Kitty's liebevoller, herzlicher Pflege nahm Jane doch täglich ab. Sie erhob nie mehr recht ihr Haupt nach dem Begräbnisse der kleinen Emilie. Auch das Wetter war kalt, traurig und drückend. Ein frostiger Regen füllte die Luft. In der folgenden Woche befiel sie der Typhus und bald lag sie besinnungslos darnieder.

Das Fieber trat mit seiner ganzen Kraft und Bösartigkeit auf; glühende Hitze wechselte mit der Kälte des Grabes. Erschreckt fuhr sie oft auf, Visionen und furchtbare Töne beängstigten den verwirrten Kopf, flüsternde Stimmen quälten die Leidende, Gesichter von solchen, welche die Welt schon lange verlassen hatten, geliebte und gefürchtete Physiognomien — dann der immerwährende, brennende Durst, dieser Feind des Krankenbettes — Alles dieses verkündete das verzehrende Fieber, das in voller Gewalt seine Herrschaft übte.

Ueber eine Woche dauerte das wilde Delirium; die, welche die Leidende pflegten, kannten in dem wilden Schreien und der wahnsinnigen Heftigkeit den sonst so sanften Geist dieses unglücklichen Wesens nicht wieder. Und unaussprechliche Schmerzen begleiten die Verheerungen des Typhus: Hoffnungsloses Verlangen nach Ruhe, tobende Kopfschmerzen, das Brennen der Glieder, schreckliche Visionen, die mit Sonnenuntergang beginnen und mit düsterer, ängstigender Größe bis in die Stunden der Mitternacht anwachsen: Ereignisse lang verflossener Tage, die wir längst vergessen hatten, gestalten sich zu gespenstigen Erscheinungen und ziehen so durch das wunde, verwirrte Gehirn; Spuckgeschichten, die wir als Kinder gehört oder gelesen, und die wir vergessen und verworfen haben, drängen sich jetzt auf dem Pfade des verwirrten Gemüthes. Bald befindet sich der Dulder mitten in den Schrecken eines Schiffbruches, schwarz und nebeligt ist der Himmel über seinem Haupte, die Donner desselben krachen und tönen tobend in die Ohren, züngelnde Blitze treffen die geschlossenen aber doch schmerzenden Augen. Jetzt wird sie begraben in den sich hochaufthürmenden Wogen, jetzt sinkt sie hinunter in den bodenlosen Abgrund und sie bemüht sich umsonst, den Athem inne zu halten, während die Wellen über ihr zusammenschlagen. Dann ertönen von den Lippen der Dulderin, von ihren braunen, trockenen Lippen die erschrecklichsten Ausrufe und der bittende Schrei, man solle sie nicht zu Grunde gehen lassen. Zuweilen kämpft sie mit den Decken und glaubt sich im Sarge eingeschlossen und

gefangen, wild wirft sie die Tücher hin und her und ringt mit geballten Händen, so daß ihre gute alte Pflegerin alle ihre Kräfte anwenden muß, um sie im Bette zu erhalten.

Zuweilen wird sie von einer unbekannten Macht die pfadlosen Regionen der Luft durchjagt; sie durchfliegt Millionen Meilen und beschaut neugierig die leuchtenden Körper des Weltalls, sie kommt ungesehen in ihre Nähe und betrachtet diese geheimnißvoll leuchtenden Planeten, aber je mehr sie sich ihnen zu nähern glaubt, desto mehr entfernen sie sich — bis der schwächste Schimmer erlischt und dann stürzt sie hinunter in die ungemessenen Tiefen der Erde. Da brennt sie im Innern des ungeheueren Vulkanes in einem Regenschauer von Feuer, dann wird sie kalt und zitternd ausgeworfen, um Jahrelang allein durch die Eisfelder des Polar-Ozeans zu wandern.

Trinke, trinke, trinke! Arme, hilflose Dulderin, schlürfe in langen Zügen die kühlende, erquickende Flüssigkeit, den Saft der Orange und Citrone und Alles, was den Durstigen angenehm laben kann, wasche deine heiße Stirne mit Aether und laß die kühle Himmelsluft dein glühendes Haupt umspielen, deine ruhelose, erschütterte Gestalt umfächeln! Du bedarfst aller Erleichterung, welche Wissenschaft und Menschlichkeit ersinnen und bieten können. Die Krisis kam. Die Natur wurde fast von dem furchtbaren Kampfe in der Nacht erdrückt. Der unruhige Puls war nicht mehr zu zählen, denn sein Lauf war zu schnell, zu schwach, zu zitternd und unregelmäßig; die Glieder

waren kalt, die Züge scharf markirt, eingefallen, todtenähnlich — die Lippen bald starr, bald krampfhaft zuckend, die bis jetzt unruhigen Hände und Arme lagen bewegungslos da — und die erschöpfte Dulderin war dem Bewußtsein wieder gegeben.

Ich hatte schon länger als eine Stunde an ihrem Bette gesessen. Die gute Mc Carthy hatte nach mir geschickt, da sie eine Veränderung bemerkte. Sie öffnete ihre armen, brechenden, blauen Augen, sie ruhten auf mir mit liebendem, dankbarem Ausdruck und mit leiser, doch deutlicher Stimme flüsterte sie:

„O Herr! ich habe einen so schönen Traum gehabt. Ich habe meine Mutter gesehen — und ihr liebevolles Lächeln, das mir seit ihrem Tode in Trübsal und Kummer tröstend vor Augen schwebte; nun Herr, beten Sie für mich und mit mir. Dinge, in denen ich sonst keine Schuld sah, drücken mich jetzt schwer. Die Nähe des Todes flößt Schauer ein. Es ist hart, schon so jung zu sterben, doch geschehe der Wille Gottes."

Ich kniete nieder und las eines von Gother's schönen Gebeten für die Kranken, die ihrem Ende nahe sind; es tröstete sie sehr. Sie war vor ihrer Krankheit jede Woche äußerst andächtig zum Tisch des Herrn gegangen, so war es ihr nicht schwer, sich auf ihre letzte Beicht und den Empfang der heil. Wegzehrung vorzubereiten, die sie mit ungemeiner Andacht empfing. Ihr heiligster Erlöser in Seinem anbetungswürdigsten Sacrament war ihr Alles; sie stützte sich auf Ihn, als ihre Stärke, umarmte im Geiste mit Thränen der

Liebe und Dankbarkeit Seine anbetungswürdigen Füsse, und opferte Ihm wieder jede Sünde ihres Lebens, damit Er sie wasche in seinem kostbaren Blute. Wegzehrung der Sterbenden — dreimal heiliges Sacrament! Wie wunderbar sind Deine Tröstungen, Deine stärkende Kraft, die Du dem sterbenden Christen mittheilst, der Dich mit Glaube, Reue und Liebe empfängt. Es ist ein hohes Vorrecht für Deine Diener, o Herr! Deinen anbetungswürdigen Leib den Sterbenden zu reichen, Deine Macht gebrauchen zu dürfen, um die verdoppelten Anstrengungen des Bösen in die Flucht zu schlagen — Deine Barmherzigkeit, Verzeihung und Liebe in das Herz jener zu gießen, die so bald vor dem ewigen Gerichte zu erscheinen haben. Ein hohes Vorrecht in der That, an dem Lager der sterbenden Kranken zu stehen, als Dein Stellvertreter zu handeln, mit Deiner Macht bekleidet, die Bande der Sünde zu lösen, zu heiligen, zu retten durch die würdige Spendung der heiligen Sacramente. Ja Herr! hier in Deiner heiligen Kirche wirst Du gefunden, bist Du der wahre Tröster, besonders in der Stunde des Todes. Wie herrlich, wie trostreich entfaltet sich da die Kraft und der Segen der katholischen Kirche gegenüber den andern Confessionen beim Scheiden ihrer Kinder aus dieser Welt! Während sie wie die sorgsamste Mutter in diesen bangvollsten Stunden ihre Kinder mit verdoppelter Liebe umgibt, ihnen das Bekenntniß der Sünden mit dem Allmachtsworte der „Vergebung" lohnt, die schmachtende Seele mit dem hochheiligen Leibe des Gottmenschen einet und sie für die letzten

Kämpfe mit dem heiligen Oele stärkt, — siehe da, wie schwach ist die Hilfe, wie gering der Trost, den diese zu geben vermögen. Es mangelt ihnen ja das, was gerade der katholischen Kirche und dem katholischen Priester die höhere Weihe und Segensmacht gibt: es ist die Gewißheit des Glaubens, die Gewißheit der Sendung, die Gewißheit der Weihe! Wohl wird der Allgütige, Allbarmherzige auch jenen Kindern, die außerhalb unserer Kirche sind, nicht seine Gnade versagen, und keine Seele, die auf Ihn vertraut, die nach Ihm schmachtet, zu Schande werden lassen; Er erhört ja Jeden, der seinen Namen anruft! Aber etwas anderes ist, wenn die Seele in diesen harten Kämpfen, in den Schrecken des nahenden Todes, sich mühsam erst emporrichten, und nach dem rettenden Arme umsehen muß; und etwas anderes, wenn die rettende Hand ihr immer geboten, treu zur Seite bleibt und aller Ohnmacht und Schwäche liebreich aufhilft. Dieser rettende Arm ist die sichtbare Kirche und der Priester, der in ihrem Namen, in ihrer Macht dem Sterbenden Trost und Stärke spendet!

Betrachten wir jetzt die letzten Augenblicke der sterbenden Jane Larkin: So arm sie war, so niedrig ihr Lager, so wurde ihr doch dieselbe großartige Hilfe gebracht, die einer Prinzeß zu Gebote steht — kein Unterschied, nicht um ein Jota — und wenn es einen Unterschied gibt, so ist es eher vortheilhaft für sie. Ist einer ein Priester nach dem Herzen Jesu und handelt er, wie Christus will, so muß sein Eifer unbegrenzt sich ausbreiten, wenn er an dem Todt-

bette der tugendhaften Armen steht. Sind sie denn nicht die Juwelen der Kirche! Sind sie nicht die glänzendsten Edelsteine in ihrer Krone der Heiligkeit und Gnade! Sind sie nicht ganz besonders zu Bürgern des Himmels bestimmt?

Das brechende Herz der armen Jane Larkin wurde wunderbar getröstet, als ihr die letzte sacramentale Lossprechung ihrer Sünden ertheilt wurde. Sie wußte, daß ich die Gewalt hatte, sie zu absolviren und daß die Worte, die ich sagte, kein Trugbild waren. Sie wußte, daß, als ich diese heiligen Worte aussprach: Ecce Agnus Dei, qui tollit peccata mundi! da wußte sie, ohne einen Schatten von Zweifel zu haben — daß es wirklich und wahrhaft der Leib ihres Herrn sei — ohne Besorgniß, sie müßte Ihn im Glauben genießen und, daß dann, wenn ihr Glaube schwach wäre, der verklärte Leib des Herrn mit ihrem Herzen nicht in Berührung kommen würde. — Ihre Vorbereitung zum Tode war katholisch — sie genoß all' die überfließenden Hilfsmittel der katholischen Kirche.

Einige Minuten nach der Communion brachte sie in entzückter Anbetung und Danksagung zu, dann spendete ich ihr die letzte Oelung. Die alte gute Kitty Mc Carthy weinte die ganze Zeit. Die sterbende Jane sah nicht mehr, aber sie lächelte süß und flüsterte, als ich ihr den letzten Segen ertheilte: „Vater, ich bin so glücklich, Gott ist so gut gegen mich — ich weiß, meine süße Mutter, die heilige Jungfrau Maria, betet jetzt für mich. Gott segne Sie, Vater, für Alles, was Sie

für mich gethan und er segne auch Euch, gute Frau Mc Carthy, denn ihr ward mir mehr als eine Mutter; küßt mich, ehe ich scheide."

Die gutherzige, alte Frau, deren Augen von Thränen glänzten, die aber eine wunderbare Selbstbeherrschung besaß, warf sich vor der Sterbenden auf die Kniee nieder, legte deren schwaches Haupt an ihr mütterliches Herz und küßte sie mit der ganzen leidenschaftlichen Zärtlichkeit einer Mutter. Ein seraphischer Liebesblick verklärte die Züge der Scheidenden und mit einem sanften Seufzer entschlief sie im Herrn.

XVI.

Der Feiertag eines Missionär.

Abgearbeitet und häufig erschöpft von fortwährenden mühevollen Pflichten ist ein Priester meist wenig vorbereitet, den vielen Verrichtungen des Sonntags und namentlich denen der Kanzel zu obliegen. Ich will beispielsweise und kurz nur die Arbeit aufzählen, welche ich an einem Sonntag im Monat Mai vor drei Jahren durchzumachen hatte.

Vorerst ist zu bemerken, daß ich am Vorabend an hundert Personen Beicht gehört hatte, so daß es bereits Mitternacht vorüber war, als ich, gänzlich erschöpft, zur Ruhe kam, in der stillen Freude, mich auf die Mühen des kommenden Tages durch einen guten Schlaf zu stärken. Es ging jedoch nicht so nach meiner Meinung. Ich hatte kaum länger als eine Stunde geschlafen, als ich durch einen dringenden Ruf heftig aus meinen Träumen aufgestört wurde. Eines meiner Beichtkinder war am Sterben. Geh', du mußt! ich fuhr in meine Kleider, holte mein Ritual, das heilige Oel und die Capsel, die das heilige Sacrament enthält. Es war eine furchtbar stürmische Nacht, in der ich ungefähr um 2 Uhr fortging. Der Sterbende

wohnte in einer kleinen Gasse, nahe am „Neuen Weg“, fast eine halbe Stunde entfernt. Auf keinem der nahen Plätze war ein Wagen zu finden; ich knöpfte also meinen langen Rock fest zu und trollte mich so schnell wie möglich, da ein stürmischer Wind wehte. Endlich, nach einem langen ermüdenden Weg kam ich zu meinem armen Patienten. Ich hatte ihn erst vor wenigen Tagen besucht und Beicht gehört. Nun war ich froh, daß es so stand. Seine Krankheit hatte schnell und gefährlich über Hand genommen. Ein dumpfes, unartikulirtes Wehklagen war Alles, was ich hörte. Sein bleiches, ängstliches Gesicht schwitzte vor der Angst der nahen Auflösung und verzog sich zuweilen krampfhaft. Er rang seine mageren Hände, erhob sich etwas vom Bett und da er sich nicht verständlich machen konnte, sank er wieder in die Kissen zurück; auf seinen schwindenden Zügen stand die Todesangst geschrieben. Sein Gehör war jedoch ausgezeichnet; auf jede Frage, die ich an ihn stellte, antwortete er mit Zeichen. Ich blieb lange bei diesem armen, sterbenden Menschen. Nach und nach nahm seine Aufregung ab, seine Züge verloren ihre Unruhe — sein gequältes Gemüth glättete sich zu frommer Ergebung, und große Thränen floßen reichlich über seine Wangen, als ich deutlich die herrlichen, tröstlichen Kirchengebete las und das letzte Sacrament der Sterbenden spendete. Dieses Herz, das durch die mächtige Hand des Todes zur Ruhe kommen sollte, war nun ausgesöhnt mit seinem Gott und Vater. Die Verdienste seines göttlichen Erlösers

hatten ihn mit Trost erfüllt; wie ein untergehender Sonnenstrahl über wüstes Land glänzt, so leuchtete es über sein Antlitz, als er Den empfing, der für unsere Sünden am Kreuze gestorben. Als ich ihm die heilige Oelung ertheilte, war er bereits sehr schwach, aber seine Lippen bewegten sich noch unaufhörlich im Gebet. Der letzte Segen und die feierliche General-Absolution über den Sterbenden vollendeten meine priesterliche Verrichtung; nach einigen kurzen, doch ernsten Ermahnungen, ganz demüthig mit frommem Vertrauen sich Gott zu ergeben, kehrte ich nach Hause und in mein Bett.

Es brauchte lange, bis ich einschlief. Beständig stand die erlebte Scene vor mir. Immer und wieder gedachte ich der Thorheit Derjenigen, die ihre Reue bis auf den letzten Augenblick verschieben. Wie gut war es für diesen Mann, daß er bei Zeiten Reue erweckt und gebeichtet hatte, da er auf seinem Todbett nicht mehr sprechen konnte. Betrübten Herzens dachte ich an die Vielen, zu denen ich in ihrer letzten Stunde gerufen worden war, die wie dieser in gleichem Zustand lagen, denen die Fähigkeit, ihre Sünden zu beichten, mangelte und die doch viele Jahre unbekümmert um ihre religiösen Verpflichtungen gelebt hatten. Es war das gewöhnliche Leben des Sünders; ohne Sorgen, ohne Reue vertrauten sie, daß zuletzt doch noch Alles recht werde, als aber diese Zeit kam, sanken sie überwältigt von der ernsten heiligen Wahrheit: „Wie der Mensch lebt, so wird er sterben."

Schaudernd dachte ich an den erbärmlichen Zu-

stand, wenn eine Seele so unvorbereitet, befleckt mit Verbrechen, ohne von Reue gereinigt zu sein, plötzlich überrascht, vor Gott muß. Es schlug vier Uhr, dann fünf Uhr — endlich schlummerte ich ein. Um sieben Uhr wurde ich geweckt, um Beicht zu hören. Müde und unerquickt erhob ich mich, mein Kopf pochte, ich hätte den ganzen Tag schlafen mögen; aber es durfte nicht sein. Die Pflicht, die gebietende Pflicht stand vor mir und die Arbeit des Tages begann wieder.

Bis neun Uhr hörte ich Beicht, dann las ich Messe. Nun hätte ich ein ruhiges Stündchen nöthig gehabt, mich auf die bevorstehende Predigt vorzubereiten und meine Gedanken zu sammeln. Dem aber war nicht so. Noch während des Frühstückes wurde ich zu einem andern Kranken gerufen. Es war eine starke Probe meiner Geduld, denn im Zwang des Berufes und selbst unwohl, hatte ich nur wenig an meine Predigt gedacht. Aber der Besuch war dringend — und ich ging.

Es war ein trauriger, obwohl oft vorkommender Fall, ein Delirium tremens. Der Trunk, das erbärmliche Trinken, hatte einen unglücklichen Mann allzufrühe gänzlich herabgebracht. Er trug noch die Spuren edler Züge, war einmal reich gewesen, aber das Trinken, das unsinnige Trinken hatte ihn ganz zerstört. Er lag auf dem Todbett, aber er wußte es nicht; sein Bewußtsein hatte ihn verlassen. Er war zu Bett, sein verwüsteter Körper trug in ganzer Gräßlichkeit den Stempel seiner Krankheit: Starre Wildheit, ruhelose Beklemmungen, verbunden mit dem

heillosen Zittern, woher auch der Name stammt. Die Sehnen seiner Arme und Hände waren krampfhaft verrenkt. Seine Kniee waren bisweilen auf wenige Augenblicke bis an das Kinn hinaufgezogen und wurden mit außerordentlicher Kraft wieder zurückgeschnellt, dazu kam die Mundsperre und der Körper nahm dann wieder die Gestalt eines Bogens an und stützte den Kopf auf die Fersen. Die fürchterlichsten, haarsträubenden Seufzer gingen von seinen schwarzen, bekrusteten Lippen, ähnlicher dem ausgestoßenen Geheul eines wilden Thieres, als dem Angstruf eines lebenden Geschöpfs. Ach! daß ein unsterbliches Wesen so leben, so sterben muß.

Es war ein Viertel über zehn Uhr als ich heimkehrte; meine Nerven waren von der schrecklichen Scene, die ich so eben erlebt hatte, ganz abgespannt. Aber Nerven oder keine — ich mußte predigen; und in zwanzig Minuten wußte ich beiläufig, was ich sagen sollte. Ich betrat die Kanzel, die Kirche war sehr heiß — der Thermometer stand auf zwei und neunzig. Mein ganzer Zustand, schweres Kopfweh, große Müdigkeit und geistige Gedrücktheit ließen mir keine großen Erwartungen für meine Rede. Aber Gott in seiner grenzenlosen Güte stärkte mich in diesem Streit. Als ich weiter kam und mit meinem Thema erwarmte, verließ mich die Mattigkeit, meine Gedanken gestalteten sich heller im Kopf, und ich sprach lebendig von dem Uebel, die Reue auf's Todbett zu schieben. Sicherlich dachte Niemand daran, was mir kurz vor dieser Predigt begegnet war.

Die menschliche Natur wird jedoch selten über die Gebühr angespannt ohne Strafe. Die Kräfte der Seele und des Leibes waren über Gebühr in Anspruch genommen; eine Stunde lang fühlte ich mich erlegt; aber neue Pflichten standen bevor. Um Viertel über Ein Uhr hatte ich zu taufen. Ich stieg wieder zur heißen und schwülen Kirche hinauf, kaum fähig zu stehen, und taufte an zehn Kinder. Nach dieser langen Ceremonie wollte ich etwas Weniges essen, war aber zu müde dazu. Um drei Uhr Vesper. Darauf Beichtstuhl. Kaum hatte sich mein letztes Beichtkind entfernt, als ein heftiges Klingeln an der Thüre mir deutlich genug zu verstehen gab, daß es einen Krankenbesuch gebe. Richtig so war's. Ich mußte in größter Eile zu einer Sterbenden. Die Aermste verschied noch vor meiner Ankunft. Ich fand sie auf ihrem bescheidenen Bett, das Zimmer voll weinender Verwandten und der junge Wittwer wand sich in untröstlichem Gram, ein todtgebornes Kind lag neben der entseelten Mutter. Hier gab's nun eine andere Scene durchzumachen! In diesen wie in andern Fällen zeigte sich die tröstliche Macht der Religion ganz wunderbar. Ich ließ Alle niederknien, während ich für die abgeschiedene Seele betete; bei dieser Fürbitte wurden sie getröstet, obwohl sie viel weinten.

Unterdessen war es 6 Uhr geworden, ich hatte die Abendverrichtungen und um 7 Uhr zu predigen. Dazu war keine Zeit zu verlieren, also nahm ich einen Schluck Thee und rüstete mich zur Arbeit. Es ist eine harte Anstrengung des Geistes, seine durch

lange Arbeit ermüdeten Gedanken zu ihrer Pflicht aufmuntern zu müssen. Aber der Geist siegt über die Materie. Ich hielt die lange Abendandacht, predigte wie gewöhnlich, ohne ein Zeichen der Angst, indem ich immer nahe daran war, umzusinken. Darauf hatte ich noch die Beicht der armen Dienstmädchen zu hören, die allein am Sonntag Abend zur Kirche kommen können.

Der Leser könnte nun glauben, meine schwere Arbeit sei zu Ende. Nicht so. Nun hatte ich das Brevier zu beten, zuvor hatte ich keine Minute des Tages für mich gehabt. Gegen eilf Uhr war ich fertig. Da kam noch ein Krankenbesuch und erst um 12 Uhr fand ich Ruhe, so müde und erschöpft, wie nur ein Mensch in der ganzen großen Stadt sein konnte.

Nun, beim Niederschreiben dieser Skizze fällt mir bei, der Leser möge doch nicht glauben, daß irgend eine geringfügige, erbärmliche Eitelkeit mich zur Veröffentlichung dieser Einzelnheiten bewogen habe. Ich wählte diesen Sonntag, weil mir diese Vorkommnisse deutlicher als andere im Gedächtniß geblieben waren; ich habe noch viele solche Sonntage erlebt und viele davon waren noch anstrengender. Ich erzählte es nicht als etwas Ungewöhnliches oder ganz Absonderliches in der Welt. Viele meiner verehrten Collegen in London arbeiten gewöhnlich eben so viel und oft noch mehr als ihren Frohndienst am Sonntag. Sie könnten sich insgesammt mit jedem Priesterstande der Christenheit in der ausdauernden Ausübung ihres Berufes messen.

Aber in Stille und Verschwiegenheit haben sie ihr Werk gethan — und sie haben es gut gemacht. Sie haben durch ihre Frömmigkeit, ihren unermüdlichen Eifer und ihre Ausdauer, die Achtung, Dankbarkeit und unerschütterliche Liebe ihrer Heerde gewonnen. Sie suchen ihren Lohn nicht auf Erden; ihre demüthige Erwartung ist auf den Himmel gerichtet, nach einem, was ich Euch Allen wünsche, einst seligen Ende. Denn: Ende gut, Alles gut!

Inhalt.

Druck der F. S. Hübschmann'schen Buchdruckerei (E. Lintner) in München.